Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Montag, 22. Juli 2024 · Nr. 168/30 E1 | HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER | 3,70 € | F.A.Z. im Internet: faz.net

Biden verzichtet auf Kandidatur

„Im besten Interesse meiner Partei und des Landes“ / Vizepräsidentin Harris kündigt Bewerbung an

fia. WASHINGTON. Dreieinhalb Wochen nach der desaströsen Fernsehdebatte mit seinem Herausforderer Donald Trump hat der amerikanische Präsident Joe Biden bekanntgegeben, er verzichte auf eine abermalige Präsidentschaftskandidatur. In einem auf der Plattform X veröffentlichten Brief schrieb Biden am Sonntagnachmittag (Ortszeit), er habe sich zur Wiederwahl stellen wollen, glaube jedoch, es sei „im besten Interesse meiner Partei und des Landes“, darauf zu verzichten. Er werde sich für die übrige Amtszeit „ausschließlich“ auf seine Aufgaben als Präsident konzentrieren.

Biden schrieb weiter, es sei „die größte Ehre meines Lebens gewesen, euch als Präsident zu dienen“. Er werde sich in dieser Woche mit weiteren Details zu der Entscheidung äußern. In den Wochen vor Bidens Ankündigung hatten sich etwa vierzig Kongressmitglieder sowie demokratische Großspender kritisch über eine mögliche zweite Amtszeit des 81 Jahre alten Mannes geäußert. Laut Medienberichten waren unter den Zweiflern der frühere Präsident Barack Obama, die Biden-Vertraute und langjährige Sprecherin des Repräsentantenhauses Nancy Pelosi sowie Chuck Schumer und Hakeem Jeffries aus der Fraktionsführung der Demokraten im Kongress.

Wenige Minuten nach der ersten Erklärung sprach sich Biden am Sonntag für Vizepräsidentin Kamala Harris als neue Kandidatin der Demokraten aus. In einem Beitrag auf X hieß es, sie habe seine „volle Unterstützung“. Es sei seine „allererste“ und „beste“ Entscheidung gewesen, sich im Jahr 2020 für Harris als seine „Running Mate“ zu entscheiden. Sie sei eine „außergewöhnliche Partnerin“ gewesen. Dann appellierte er an die Demokraten, „zusammenzukommen und Trump zu besiegen“ – es sei an der Zeit.

Harris gab in einer anschließenden Stellungnahme ihre Bewerbung um die Kandidatur bekannt. Sie fühle sich geehrt, die Unterstützung Bidens zu haben und habe die Absicht, „diese Nominierung zu gewinnen und zu verdienen“. Biden tue „mit dieser selbstlosen und patriotischen Tat“ das, was er sein ganzes Leben lang getan habe. „Er stellt das amerikanische Volk und unser Land über alles andere“, hieß es von Harris weiter.

Nach der Fernsehdebatte zwischen Trump und Biden hatten Umfragen Harris in einem möglichen Duell gegen Trump vor Biden gesehen. Trump, der in der vergangenen Woche offiziell als Präsidentschaftskandidat der Republikaner nominiert worden war, äußerte in einer ersten Reaktion am Sonntag, Biden sei „nicht in der Lage“, das Präsidentenamt auszuüben. Amerika werde wegen dieser Präsidentschaft „sehr leiden“, doch er werde den Schaden „schnell wieder beheben“. Dem Sender CNN sagte Trump, Biden werde als „der schlechteste Präsident in die Geschichte eingehen“.

Jeffries, der Minderheitsführer der Demokraten im Repräsentantenhaus, lobte Biden für sein jahrzehntelanges Engagement für die Demokraten. Amerika sei durch dessen Präsidentschaft ein „besserer Ort“. Dafür sei man „für immer dankbar“. Auch die Demokratin Pelosi lobte die Entscheidung Bidens am Sonntag. Obama sprach in einer Stellungnahme von Biden als „Patrioten erster Güte“.

Aus dem Rennen: *Joe Biden beim Verlassen der Air Force One am Mittwoch vor seiner Corona-Isolation* Foto Eric Lee/NYT/Redux/Laif

Biden hält sich wegen einer Corona-Infektion derzeit in seinem Privathaus in Rehoboth Beach in Delaware auf. Nach der Debatte gegen Trump, in der er deutliche Alterserscheinungen gezeigt hatte, wies er über Wochen Sorgen über seine gesundheitliche Eignung für vier weitere Jahre als Präsident zurück. Noch am Samstag hatte sein Wahlkampfteam mitgeteilt, er werde in dieser Woche wieder Veranstaltungen wahrnehmen. Laut der „New York Times“ wurden Berater Bidens am Sonntag erst unmittelbar vor der Bekanntgabe über seine Entscheidung informiert.

Die Demokraten haben nun vier Wochen Zeit, um sich für einen neuen Kandidaten zu entscheiden. Dieser wird offiziell auf dem Parteitag in Chicago nominiert, der am 19. August beginnt. Die Delegierten, die für Biden gewählt wurden, sind nach dessen Rückzug nun frei in ihrer Entscheidung, für wen sie stimmen wollen. Wie die „New York Times“ berichtete, zirkulierte unter den demokratischen Delegierten am Sonntag schon kurz nach der Bekanntgabe durch Biden ein Brief, in dem sie sich für Kamala Harris aussprachen. Man glaube, dass sie „die stärkste Kandidatin“ sei und rufe die Delegierten und alle Wähler im November „respektvoll“ dazu auf, sie zu unterstützen.

In Chicago wird so lange gewählt, bis ein Bewerber die absolute Mehrheit der Stimmen erringt. Es ist seit mehr als siebzig Jahren nicht vorgekommen, dass sich eine der beiden großen Parteien zum Nominierungsparteitag versammelte, ohne dass das Ergebnis vorher feststand.

Biden scheitert an den eigenen Leuten

Von Nikolas Busse

Joe Biden ist an seiner Partei mindestens so sehr gescheitert wie an sich selbst. Sein katastrophaler Auftritt im Fernsehduell gegen Trump hat ernsthafte Zweifel geweckt, ob er physisch in der Lage ist, noch einmal vier Jahre lang den in jeder Hinsicht herausfordernden Job des Oberkommandierenden der Weltmacht Amerika auszufüllen; selbst im Falle seines Wahlsieges wäre es fraglich gewesen, ob er noch einmal die ganze Amtszeit hätte durchstehen können. Aber so viel schlechter waren seine Umfragewerte nach der Debatte nun auch wieder nicht. Es war die Panik in seiner Partei, gegen die Biden am Ende machtlos war. Offenbar fürchteten viele einflussreiche Politiker der Demokraten, dass die Wahl auf ganzer Linie verloren geht: nicht nur das Rennen um das Weiße Haus, sondern auch die Schlacht um den Kongress. Gegen solchen Widerstand ist fast jeder Politiker machtlos. Gegen die eigenen Leute kann man keinen Wahlkampf führen.

Die Demokraten lassen sich damit kurz vor der Wahl auf ein ungewisses Experiment ein. Das fängt mit der Auswahl des neuen Kandidaten an. Biden unterstützt nun zwar Vizepräsidentin Kamala Harris, aber auch sie muss erst einmal die Partei überzeugen, spätestens auf dem Parteitag im August. Die üblichen Quotenargumente (Frau und schwarz) werden da nicht jeden überzeugen, gerade weil Trump demoskopisch in der besseren Ausgangsposition ist. Allgemein gesprochen, besteht die Chance der Demokraten in einem Kandidaten, der attraktiv für Wechselwähler der Mitte ist. Trump hat sich mit der Entscheidung für J. D. Vance als „running mate“ stark rechts positioniert.

Für den Rest der Welt wird die amerikanische Wahl damit noch mal mehr zum Nervenkitzel. Biden war ein Herzensatlantiker, von denen es in Washington nicht mehr allzu viele gibt. Amerika wird sich am 5. November zwischen einem (alten) Nationalisten und einem demokratischen Nachwuchspolitiker entscheiden, von dem man eines heute schon weiß: Die Erfahrung Bidens wird er nicht haben.

Welche Weltordnung soll es sein?

Von Peter Sturm

Seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine vor mehr als zwei Jahren haben die westlichen Unterstützer Kiews, neben ihren zahlreichen internen Schwierigkeiten, vor allem ein Problem. Wie halten sie die Länder des seit einiger Zeit sogenannten „globalen Südens“ an Bord derer, die die russische Aggression verurteilen? In einer idealen Weltordnung hielten allenfalls die üblichen Verdächtigen wie Nordkorea zu Wladimir Putin. In der wirklichen Welt verhalten sich aber viele große Länder ziemlich wohlwollend gegenüber Russland, obwohl sie mit Verurteilungen von Verletzungen des Völkerrechts in anderen Fällen sehr schnell bei der Hand sind.

Wenn also dem Westen aus dem „globalen Süden“ – nicht immer zu Unrecht – Doppelmoral bei weltpolitischen Entscheidungen vorgehalten wird, dann trifft dieser Vorwurf umgekehrt mindestens genauso zu. Viele Regierungen im Süden sehen sich allein schon deshalb auf der richtigen Seite der Weltgeschichte, weil sie aus antikolonialen Befreiungsbewegungen hervorgegangen sind. In Südafrika regiert zum Beispiel seit drei Jahrzehnten der Afrikanische Nationalkongress (ANC). In der Innenpolitik tut er das mit sehr überschaubarem Erfolg, wie die jüngste Wahl gezeigt hat. Zum ersten Mal überhaupt hat der ANC die absolute Mehrheit im Parlament verloren.

Auf der Weltbühne allerdings spielt die ANC-Regierung in der allerersten Moral-Liga. Sie hat vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag gegen Israel geklagt, das den Terrorüberfall der Hamas vom 7. Oktober angeblich mit einem „Völkermord“ im Gazastreifen rächen will. Auch das jüngste Urteil des IGH zur israelischen Siedlungspolitik ist ganz im Sinne Südafrikas. An Russland, das die führenden Politiker des ANC emotional mit der Sowjetunion gleichsetzen, die ihren Widerstand gegen das Apartheidregime einst unterstützte, ist keine Kritik zu hören. An der Konferenz in der Schweiz über Möglichkeiten eines Friedens für die Ukraine hat Südafrika auf der niedrigsten möglichen diplomatischen Ebene teilgenommen. Immerhin, möchte man sagen. Die Neutralität gegenüber Russland ist freilich kaum so zu nennen.

Westlichen Argumenten zeigt sich die südafrikanische Regierung wenig zugänglich. Das könnte allerdings auch daran liegen, dass die Regierungen Europas und der Vereinigten Staaten bislang nicht den richtigen Ton gegenüber Südafrika getroffen haben. Natürlich ist der dortigen Regierung die territoriale Integrität von Staaten wichtig. Aber wenn es um weit entfernte Weltgegenden geht, deren komplizierte Geschichte nicht allgemein bekannt ist, werden solche Prinzipien schnell zweitrangig. Dies vor allem dann, wenn man handfeste wirtschaftliche Vorteile erzielen kann, indem man sich wohlwollend gegenüber dem Aggressor und dessen Unterstützern, beispielsweise China, verhält.

Russland hat, gerade in Afrika, den Vorteil, dass es dort nie Kolonialmacht gewesen ist. Westlichen Staaten wird dagegen oft unterstellt, sie legten auch Jahrzehnte nach dem Ende der Kolonialherrschaft immer noch ein Verhalten an den Tag, das Unterordnung fordere, auch wenn heutzutage viel von „Dialog“ und „Augenhöhe“ die Rede sei.

Es sieht so aus, als sei in Europa gerade ein Lernprozess darüber im Gange, wie man mit Aussicht auf politischen Erfolg mit Regierungen in Afrika reden sollte; zumindest sollte man das hoffen. Automatisch passiert heutzutage im europäisch-afrikanischen Verhältnis gar nichts mehr. Dazu haben sich die Abhängigkeitsverhältnisse, die auch noch nach Ende der Kolonialherrschaft de facto bestanden, zu sehr verändert.

> Afrika kann durchaus ein Partner gegen Russland sein. Das Stichwort lautet Kolonialismus.

Aber da gerade in Afrika das Thema Kolonialismus noch sehr präsent ist, liegt es nahe, den Staaten und ihren Bevölkerungen den Angriffskrieg gegen die Ukraine als den Versuch Russlands darzustellen, ein unabhängiges Nachbarland wieder in eine Kolonie zu verwandeln. Kein afrikanischer Staatsmann, der irgendwie ernst genommen zu werden wünscht, kann einer Rekolonisierung irgendwo auf der Welt zustimmen. Dies nicht in der notwendigen Klarheit kommuniziert zu haben gehört zu den offensichtlichen Versäumnissen westlicher Politik.

Viel ist von einer neuen Ordnung der Welt die Rede. Allen voran China propagiert dies. Russland, das in der alten Weltordnung zu den ganz Großen gehörte, hat sich der chinesischen Weltsicht anschließen müssen, weil es mittlerweile zu schwach ist, um aus eigener Kraft heraus Dinge in eine konstruktive Richtung zu bewegen. Und der Westen? Was hat er anzubieten? Ja, Demokratie und Menschenrechte sind Errungenschaften, die viel zu wenig beachtet werden. Aber offensichtlich braucht es etwas mehr wechselseitiges Verstehen, um den Putins und Xi Jinpings dieser Welt nicht das Feld zu überlassen. Die Chancen stehen nicht schlecht. Man muss sie nur ergreifen wollen.

Angekommen im sicheren Hafen

Die Einfahrt in den Hamburger Hafen ist für große Schiffe schwierig. Der Job der Lotsen wird dadurch unverzichtbar.

Deutschland und die Welt, Seite 7

Vier Stunden Zumutung

Peter Weiss’ „Ermittlung“ ist auch als Kinofilm kein Gerichtsdrama. Aussetzen sollte man sich dem Werk trotzdem.

Feuilleton, Seite 9

Kein Öl mehr aus England

Die neue britische Regierung unter Keir Starmer will keine neuen Bohrlizenzen mehr ausstellen. Erneuerbare Energien sollen es richten.

Wirtschaft, Seite 17

Nach Auschwitz deportiert

Das Vél d’Hiv in Paris war 1924 Austragungsort Olympischer Spiele. Jahre später wurde es zum Gefängnis für Juden.

Sport, Seite 25

Warten auf den Pass

Wer derzeit einen Reisepass beantragt, muss sich acht Wochen gedulden. Es sei denn, er ist bereit, mehr für das Dokument zu zahlen.

Rhein-Main-Zeitung, Seite 1

Briefe an die Herausgeber, Seite 19

Israelischer Gegenschlag auf Ziele im Jemen

Reaktion auf Drohnenangriff auf Tel Aviv / Iran warnt vor regionalem Krieg

cheh./cmei. BEIRUT/TEL AVIV. Israel hat mit bildgewaltigen Vergeltungsangriffen gegen die jemenitischen Huthi-Rebellen die Konfrontation mit Iran und dessen arabischen Verbündeten verschärft. Am Samstagabend bombardierte die Luftwaffe mehrere Ziele nahe der Hafenstadt Hudaida, unter anderem Ölanlagen und ein Kraftwerk. Israel gab an, es habe militärische Ziele angegriffen und die Huthi hätten über den Hafen Waffen aus Iran bezogen. Mindestens sechs Menschen wurden laut jemenitischen Angaben getötet und mehr als 80 verwundet; viele von ihnen erlitten Verbrennungen.

Die Huthi, die den zivilen Schiffsverkehr im Roten Meer seit Monaten mit Raketen- und Drohnenangriffen überziehen, kritisierten eine „brutale Aggression“ und kündigten „massive“ Vergeltungsoperationen an. Ihr Anführer Abdel-Malik al-Huthi sagte, man sei „sehr glücklich über unseren direkten Kampf mit dem israelischen Feind“. Der Angriff werde nur zu noch mehr Aktionen gegen Israel führen. Die Miliz verbessere ihre Fähigkeiten laufend und sei in dem Kampf nun „stärker als zuvor“. Am Sonntag feuerten die Huthis laut eigenen Angaben mehrere ballistische Raketen auf den Süden Israels ab. Das israelische Militär gab an, es habe eine Rakete abgefangen.

Das iranische Außenministerium warnte, Israels „Abenteurertum“ könne einen großen regionalen Krieg hervorrufen. Auch die libanesische Hizbullah, der wichtigste arabische Verbündete des Regimes in Teheran, nannte die Angriffe von Hudaida ein Signal für den Beginn einer „neuen, gefährlichen Phase“ der regionalen Konfrontation. Am Sonntag trafen aus Libanon abgefeuerte Raketen einen Ort im Norden Israels und verursachten Feuer. Die schiitische Miliz sprach von Vergeltung für vorherige israelische Attacken. Israels Militär teilte am Sonntag mit, es habe Hizbullah-Ziele im Süden Libanons angegriffen.

Der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu führte Selbstverteidigung als Grund für die Luftangriffe an. „Von Beginn des Krieges an habe ich klargemacht, dass Israel gegen alle vorgehen wird, die uns angreifen“, hieß es in einer Stellungnahme. Zudem würden die Huthi durch ihren Raketenterror im Roten Meer seit Monaten den internationalen Schiffsverkehr empfindlich stören.

Am Freitagmorgen hatte eine mit Sprengstoff beladene Drohne Tel Aviv getroffen; die Huthi reklamierten den Angriff für sich. Der amerikanische Verteidigungsminister Lloyd Austin sprach Israel in einem Telefonat mit seinem Gegenüber Joav Gallant ein Recht auf Selbstverteidigung „nach monatelangen Huthi-Attacken“ zu. Auch im Gazastreifen gab es am Wochenende weitere israelische Luftangriffe, und Panzer drangen weiter in Teilen der Stadt Rafah vor. Dort gab es schwere Gefechte mit Hamas-Kämpfern. Das teilweise von der Hamas kontrollierte Gesundheitsministerium gab am Sonntag an, 64 Menschen seien in den vorangegangenen 24 Stunden getötet worden. *(Siehe Seite 2.)*

Minsk verhandelt mit Berlin über Deutschen

ropu./frs. FRANKFURT/RIGA. Das Regime des belarussischen Machthabers Alexandr Lukaschenko verhandelt mit Deutschland über den Fall des in Minsk zum Tode verurteilten Deutschen Rico K. Das belarussische Außenministerium teilte mit, man habe auf deutsches Ersuchen hin „konkrete Lösungsvorschläge“ unterbreitet und führe „Konsultationen“ mit dem Auswärtigen Amt. Laut dem Urteil des Gerichts wurde der 30 Jahre alte K. zum Tod durch Erschießen verurteilt, da er einen „Terroranschlag“ verübt habe, eine „Explosion“. *(Siehe Seiten 2 und 3, Kommentar Seite 8.)*

Porsche lotet Einstieg bei Varta aus

ben. RAVENSBURG. Der Sportwagenhersteller Porsche sondiert offenbar Möglichkeiten für eine Beteiligung am Batteriekonzern Varta. Nach Informationen der F.A.Z. werden derzeit Szenarien entwickelt, wonach Porsche bei Varta einsteigen könnte. Der Batteriekonzern steckt nach rasantem Wachstum derzeit in Existenznöten. Ein bereits beschlossenes Sanierungsprogramm reicht offenbar nicht aus. Bestätigt ist bislang nur, dass Porsche und Varta über einen Einstieg des Automobilunternehmens in die V4Drive-Tochter von Varta verhandeln. *(Siehe Wirtschaft, Seite 22.)*

Tadej Pogacar gewinnt die Tour de France

F.A.Z. FRANKFURT. Tadej Pogacar hat die 111. Tour de France gewonnen. Der 25-jährige Slowene holte sich am Sonntag im 33,7 Kilometer langen Einzelzeitfahren nach Nizza seinen sechsten Etappensieg und damit seinen dritten Gesamterfolg nach 2020 sowie 2021. Pogacars Vorsprung in der Gesamtwertung auf Titelverteidiger Jonas Vingegaard betrug 6:17 Minuten. Pogacar, im Mai Sieger der Italien-Rundfahrt, ist der erste Fahrer seit Marco Pantani 1998, dem das Giro-Tour-Double gelungen ist. Der Australier Oscar Piastri hat das Formel-1-Rennen in Ungarn gewonnen. *(Siehe Sport.)*

Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH; Kundenservice: (069) 75 91 - 10 00, Telefax: (069) 75 91 - 21 80 oder www.faz.net/meinabo. Briefe an die Herausgeber: leserbriefe@faz.de

Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, Österreich, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien 4,50 € / Kanaren, Balearen 4,70 € / Schweiz 5,50 sfrs

Fanal im Jemen

Israel fliegt Angriffe gegen die Huthi – und verschärft so die Konfrontation mit Iran und seinen arabischen Verbündeten.

Von Christoph Ehrhardt, Beirut

Bildgewaltiger Vergeltungsangriff: *Flammen und Rauchwolken nahe der Hafenstadt Hudaida* Foto AFP

Das Feuer, das gerade im Jemen brennt, wird im ganzen Mittleren Osten gesehen“, sagte der israelische Verteidigungsminister Joav Gallant kurz nach den Angriffen der Luftwaffe. „Als die Huthi das erste Mal einem israelischen Staatsbürger Schaden zufügten, schlugen wir gegen sie zu. Und wir werden das an jedem Ort tun, an dem es erforderlich ist.“ Was Gallant da am Samstagabend beschrieb, war eine bildgewaltige Eskalation des Krieges gegen die Hamas und ihre arabischen, von Iran geförderten Verbündeten. Etwa einen Tag nachdem eine Langstreckendrohne der jemenitischen Rebellenbewegung in Tel Aviv eine Explosion verursacht und einen Zivilisten getötet hatte, trafen israelische Fliegerbomben Ziele in der Nähe der von den Huthi kontrollierten Hafenstadt Hudaida, darunter ein Kraftwerk und Treibstofflager. Bilder riesiger Feuerbälle wurden kurz darauf verbreitet. Es waren Angriffe, die mehr als 1700 Kilometer von Israel entfernt geführt wurden.

Die örtlichen Behörden meldeten mindestens 80 Verletzte, Huthi-Kader sprachen von einer „brutalen Aggression gegen den Jemen“ und kündigten Vergeltung an. Die israelische Führung erklärte hingegen, die Angriffe seien nicht nur eine Antwort auf den jüngsten Drohnenangriff, sondern eine Reaktion auf seit etwa acht Monaten andauernde Huthi-Attacken. Die israelische Zeitung „Haaretz“ berichtete, die Luftwaffe habe auch schon länger an Plänen für eine solche Operation gearbeitet – mehr als zehn Flugzeuge waren demnach am Ende daran beteiligt, darunter auch solche für Luftbetankung.

Der israelische Regierungschef Benjamin Netanjahu erklärte in einer Stellungnahme, die Huthi hätten Israel in den vergangenen Monaten mit Hunderten Raketen, Marschflugkörpern und Drohnen attackiert. Er hob hervor, dass die Huthi durch ihren Raketenterror im Roten Meer seit Monaten den internationalen Schiffsverkehr empfindlich stören. Eine internationale, amerikanisch geführte Marine-Koalition und begrenzte amerikanische und britische Luftangriffe konnten das bislang nicht unterbinden. Die Huthi, die seit fast zehn Jahren über die Hauptstadt Sanaa und weite Teile des Nordjemens herrschen, inszenieren sich als arabische Vorkämpfer für die palästinensische Sache und feiern die militärische Konfrontation sowie die Angriffe auf zivile Schiffe in ihrer Propaganda als Unterstützung der Hamas im Gazastreifen.

Netanjahu erklärte außerdem, der Hafen von Hudaida sei „kein unschuldiger Hafen“. Über diesen würde Iran Waffen an seine arabischen Stellvertreter schmuggeln. Washington und seine Partner in der Anti-Huthi-Koalition hatten vor Angriffen in Hudaida zurückgeschreckt, weil ein großer Teil der humanitären Hilfe für den Jemen über den Hafen ins Land gelangt. Im Jahr 2018 hatte der Westen sehr zum Ärger Saudi-Arabiens und der Vereinigten Arabischen Emirate einen geplanten groß angelegten Angriff auf das belagerte Hudaida aus Sorge vor einer humanitären Katastrophe blockiert und die Huthi womöglich vor einer großen Niederlage bewahrt. Mohammed Al-Basha, Jemen-Experte von der in den Vereinigten Staaten ansässigen Beratungsfirma Navanti Group, berichtete am Sonntag, unter den Geschäftsleuten in Hudaida herrsche nun Sorge, der Handel durch den Hafen könne gestört werden, was die wirtschaftliche Krise und humanitäre Not im Jemen, vor allem die Nahrungsmittelknappheit, weiter verschärfen würde.

Die Huthi dürften sich auch von israelischen Angriffen nicht abschrecken lassen. Deren Anführer Abdel-Malik al-Huthi sagte, man sei „sehr glücklich über unseren direkten Kampf mit dem israelischen Feind.“ Der Angriff werde nur zu noch mehr Aktionen gegen Israel führen. Der Militärsprecher der Huthi hatte zuvor erklärt, man werde die „Operationen zur Unterstützung unserer palästinensischen Brüder“ fortsetzen. Mohammed Al-Basha glaubt, dass die Luftangriffe der Bewegung eher helfen, ihr israel- und amerikafeindliches Profil zu schärfen und neue Anhänger zu rekrutieren. In der jemenitischen Bevölkerung ist Feindseligkeit gegenüber Israel weit verbreitet, die durch die Bilder des Gazakrieges noch verschärft wurde.

Wie andere Experten bezweifelt Al-Basha indes, dass die Verschärfung der Konfrontation mit Israel maßgebliche militärische Auswirkungen hat. Die Langstreckendrohnen der Huthi sind langsam und relativ leicht zu erfassen, auch wenn sie in der Lage sind, ungewöhnliche Routen über das Mittelmeer zu navigieren, offenbar sogar über Ägypten. In Israel dauern laut Presseberichten die Ermittlungen zu den schwerwiegenden Fehlern in der Luftabwehr weiter an. Laut der Einschätzung von Experten haben die Huthi auch nicht so große Vorräte an Langstreckenraketen.

Aber nach den Luftangriffen im Jemen und den Bildern, die sie hervorbrachten, steht auch die Frage im Raum, ob andere arabische Alliierte Irans oder das Regime in Teheran selbst sich jetzt unter Zugzwang sehen, ihrerseits ein Zeichen in der Konfrontation mit Israel zu setzen. Der Sprecher des iranischen Außenministeriums erklärte laut Angaben der staatlichen Nachrichtenagentur Irna, Israels „gefährliches Abenteurertum“ könne einen regionalen Krieg entfesseln. Die Hizbullah, Irans wichtigster arabischer Verbündeter, erklärte in einer Stellungnahme, mit den israelischen Luftangriffen sei der Konflikt in einer neuen „gefährlichen Phase angelangt“. Sowohl Teheran als auch die Hizbullah haben laut Einschätzung von Diplomaten und Geheimdiensten kein Interesse an einem großen Krieg mit Israel und sich entsprechend verhalten.

Die Hizbullah wurde am Samstagabend nicht nur durch den israelischen Vergeltungsschlag im Jemen herausgefordert. Die israelische Luftwaffe traf eines ihrer Waffenlager im Süden Libanons – allerdings weit jenseits der üblichen Kampfzone entlang der libanesisch-israelischen Grenze. Auch in diesem Fall wurden spektakuläre Bilder verbreitet, die imposante Feuerbälle zeigten, Funken explodierender Geschosse und irrlichternde Raketen, die zum Teil in umliegenden Dörfern niedergingen. Laut ersten Meldungen gab es indes nur Verletzte. Die nahe Küstenschnellstraße, die einzige große Verkehrsader nach Süden, musste zwischenzeitlich gesperrt werden. Dumpf und sehr leise waren Echos der Detonationen sogar in der Hauptstadt Beirut zu hören, wo die tödliche Konfrontation im Süden, die am 8. Oktober von der Hizbullah eröffnet worden war, im Alltag gewöhnlich in weiter Ferne scheint.

Wenn Realität sich nicht mehr mit Recht deckt

Drohen israelischen Politikern nach dem IGH-Votum zur Besatzung Sanktionen? / *Von Alexander Haneke und Christian Meier, Tel Aviv*

Der Großteil der israelischen Reaktionen auf das Votum aus Den Haag bewegte sich in der Spanne zwischen abfällig und erzürnt. Der Internationale Gerichtshof (IGH) sei ein „antisemitisches“, „Terrorismus förderndes“ oder „von Islamisten gekapertes“ Gremium, hieß es von führenden Politikern beispielsweise. Andere verwiesen auf die angebliche Sonderstellung der Juden unter den Völkern oder verkündeten, die angemessene Reaktion sei, das palästinensische Gebiet umgehend zu annektieren.

Das Gericht hatte am Freitagnachmittag die Besatzung des Westjordanlands und Ostjerusalems als völkerrechtswidrig eingestuft, weil Israel de facto eine Annexion großer Teile des Gebiets vollzogen habe. Die Siedlungen müssten geräumt und die in ihren Rechten verletzten Palästinenser entschädigt werden, verkündete der Vorsitzende Richter Nawaf Salam in seiner Verlesung des Votums. Israel sei verpflichtet, die Besatzung „so schnell wie möglich“ zu beenden.

Mit seiner Einschätzung, die auf Bitten der Generalversammlung der Vereinten Nationen erstellt worden ist, hat das Gericht mehrere Pflöcke in einem politisch und rechtlich unwegsamen Gelände eingeschlagen. Dazu gehört, dass der IGH als höchste Instanz im Völkerrecht klargestellt hat, dass eine Besatzungsmacht durchaus auf lange Sicht rechtmäßig sein kann, wenn die Gründe für die Besatzung weiter bestehen. Israel hatte seinen Einmarsch im Westjordanland 1967 mit seinem Selbstverteidigungsrecht begründet und die weitere Präsenz darauf gestützt, dass von den Palästinensern eine Gefahr für Israel ausgehe, solange sie keinen Frieden akzeptierten. Zwei der 15 Richter – der Deutsche Georg Nolte und die Amerikanerin Sarah Cleveland – führten in einer gemeinsamen Erklärung dann auch aus, dass Sicherheitsinteressen Israels bei der geforderten Beendigung der Besatzung durchaus berücksichtigt würden. Der Rückzug müsse nicht in allen Gegenden im gleichen Tempo ablaufen.

„Systematische Diskriminierung aufgrund ethnischer Herkunft“

Doch mit Blick auf die Besatzung machte der IGH eben auch klar, dass ihr Ziel eben nur die Wahrung von Sicherheitsinteressen sein dürfe. Die Realität im Westjordanland sei eine andere: Durch den Bau von Siedlungen, der dazugehörigen Infrastruktur und durch die Ausweitung seines nationalen Rechts auf das besetzte Territorium verleibe sich Israel das Land der Palästinenser sukzessive ein und annektiere es damit faktisch. Damit verstoße Israel gegen das völkerrechtliche Gewaltverbot, vor allem gegen das Verbot, sich Land gewaltsam anzueignen. Ob eine Annexion tatsächlich oder nur faktisch erfolge, sei dabei nicht relevant, befanden die Richter.

Das Völkerrecht stellt mit der IV. Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung eine Reihe von Vorschriften für militärische Besatzungen auf. Zentral ist darin der Schutz der lokalen Zivilbevölkerung in ihren Rechten und ihrem Eigentum. Die internationalen Richter gingen in ihrem Gutachten auf eine Reihe von Rechtsverletzungen Israels ein: Israel entziehe den Palästinensern etwa widerrechtlich Ressourcen, vor allem Wasser, und enteigne ihr Land.

Auch die Gewalt durch jüdische Siedler gegen Palästinenser und die Zerstörung palästinensischer Dörfer werteten sie als Bruch des Völkerrechts. Denn Artikel 49 der IV. Genfer Konvention verbiete jede Umsiedlung der Zivilbevölkerung. Dagegen verstoße Israel auch ohne unmittelbare Anwendung staatlicher Gewalt, wenn es den Palästinensern das Leben im Westjordanland faktisch unmöglich mache oder es Anreize für eigene Staatsbürger schaffe, sich auf dem besetzten Gebiet anzusiedeln.

Vor allem ein Punkt ist dabei wichtig: Israel könne diese Praktiken der Siedlungspolitik nicht mit seinen Sicherheitsinteressen begründen. Völkerrechtlich sind diese jedoch die einzige Rechtfertigung, das militärische Regime über die palästinensischen Gebiete aufrechtzuerhalten. In der Essenz bedeutet diese Bewertung des IGH, dass Israel seine Besatzungsmacht missbrauche. Der IGH habe zudem festgestellt, dass das Selbstbestimmungsrecht zwingendes Völkerrecht sei und den Palästinensern deshalb auch nicht aus Sicherheitsgründen verweigert werden könne, hob der Göttinger Völkerrechtler Kai Ambos in einer Bewertung des Gutachtens hervor.

Wie weit Israel sich inzwischen selbst von dem Argument entfernt hat, die Besatzung sei aus Sicherheitsgründen notwendig, wurde durch die Reaktionen auf das Urteil illustriert. Das Außenministerium ging in einer Stellungnahme zwar auf diesen Aspekt ein. Das Gericht ignoriere die Gefahr, die für Israel an verschiedenen Fronten herrsche, auch im Westjordanland, hieß es. Aber selbst diese Erklärung verwies zugleich auf die „historischen Rechte des Staates Israel und des jüdischen Volkes im Land Israel“. Der Begriff „Land Israel“ (Eretz Israel) wird üblicherweise für die historische Region Palästina gebraucht.

Völkerrechtswidrig? *Die Siedlung Maale Adumin im Westjordanland* Foto AFP

Dieses Argument brachten mehrere Politiker vor. Ministerpräsident Benjamin Netanjahu reagierte auf die Verkündung des IGH-Votums mit den Worten, das jüdische Volk sei „kein Eroberer in seinem eigenen Land“, dies sei eine „historische Wahrheit“. Auch der Siedlungsbau „in allen Gebieten unseres Heimatlandes“ sei daher rechtmäßig, schrieb Netanjahu weiter. Der Politiker von der rechten Likud-Partei hat seit dem Beginn seiner politischen Karriere den Bau von Siedlungen im Westjordanland und in Ostjerusalem befürwortet und vorangetrieben.

Israel verweist auf die „Land für Frieden“-Formel

Inzwischen führt er eine Koalitionsregierung mit Politikern an, die offen für eine Annexion des Westjordanlands eintreten – den dort lebenden Bewohnern aber keine gleichen Rechte gewähren wollen. Das ist schon jetzt der Fall: Für die Palästinenser im Westjordanland gilt Militärrecht, für die jüdischen Siedler israelisches Zivilrecht. In dieser Anwendung unterschiedlicher Rechtsregime sieht der IGH eine systematische Diskriminierung aufgrund ethnischer Herkunft, für die keine vernünftige Begründung ersichtlich sei. Damit verstoße Israel gegen Völkerrecht in Form des Antidiskriminierungsabkommens von 1965, in dem „Segregation und Apartheid“ verboten werden. Den expliziten Vorwurf der Apartheid machen sich aber nur einzelne Richter in Erklärungen zu eigen, unter ihnen Gerichtspräsident Salam.

Ungeachtet dessen begrüßten die Palästinenser das Votum vollumfänglich. Von einem „Triumph der Gerechtigkeit“ sprach das Büro von Präsident Mahmud Abbas in einer Stellungnahme. Die internationale Gemeinschaft sowie die UN-Generalversammlung und der Sicherheitsrat wurden aufgerufen, Israel dazu zu zwingen, die Besatzung umgehend zu beenden. Der IGH konnte das nicht anordnen, denn bei seinem Votum handelte es sich nur um ein nicht bindendes Gutachten (im Englischen „Advisory Opinion“). Die Richter stellen aber klar, dass durch den tatsächlichen Zustand Völkerrecht gebrochen werde, weshalb Israel völkerrechtlich die Pflicht habe, die Siedlungen zu räumen und von Palästinensern enteignetes Land zurückzuerstatten.

Außerdem, schrieben sie, sei die weitere Präsenz Israels in den besetzten Gebieten aus den benannten Gründen rechtswidrig. Israel müsse daher „so schnell wie möglich“ die Besatzung beenden. Was das genau bedeutet, bleibt jedoch unklar. Hier kann Israel auf zwei Resolutionen des UN-Sicherheitsrats verweisen, die wiederum völkerrechtlich bindend sind. In ihnen wird der Rückzug Israels nur in Zusammenhang mit einem Friedensprozess gefordert. Israel hat immer wieder auf diese „Land für Frieden“-Formel verwiesen und macht seit Jahren geltend, dass es auf palästinensischer Seite keinen Partner dafür gebe. In diesem Sinne könnte die Regierung argumentieren, dass „so schnell wie möglich“ derzeit eben bedeute, dass ein Rückzug nicht unmittelbar möglich sei.

An dem seit mindestens 2014 währenden Stillstand im Friedensprozess haben aber alle Seiten Anteil. Und einige der Reaktionen auf israelischer Seite weisen eher in die entgegengesetzte Richtung. „Souveränität jetzt“ müsse „die Antwort auf Den Haag“ lauten, schrieb Finanzminister Bezalel Smotrich, der zu den Anführern der Siedlerbewegung zählt, auf der Plattform X. „Souveränität“ steht im israelischen Diskurs für die Annexion des Westjordanlandes.

Die aggressive Haltung Smotrichs und anderer Siedlerpolitiker wie Itamar Ben-Gvir bringt Israel außenpolitisch zunehmend Schwierigkeiten ein. Hier könnte auch das IGH-Gutachten Wirkung entfalten: Andere Länder könnten es als Grundlage für weitere Sanktionen gegen Siedler heranziehen. In den vergangenen Monaten sind vor allem von den USA schon Strafmaßnahmen gegen mehrere gewalttätige Siedler sowie Siedlerorganisationen verhängt worden. Die Regierung von Joe Biden denkt Medienberichten zufolge nun sogar über Sanktionen gegen Smotrich sowie Ben-Gvir selbst nach. Das wäre eine deutliche Eskalation, immerhin sind beide Kabinettsmitglieder.

Ben-Gvir, der Minister für Nationale Sicherheit, forderte in Reaktion auf die Berichte, Netanjahu solle der Biden-Regierung die folgende Nachricht übermitteln: Sollten die USA Sanktionen gegen ihn und Smotrich verhängen oder die Sanktionen gegen Israelis ausweiten, würde Israel den „vollständigen Zusammenbruch“ der Palästinensischen Autonomiebehörde herbeiführen. An diesem Montag fliegt Israels Ministerpräsident nach Washington, das Treffen mit Biden ist für Dienstag geplant.

Schutz abgelehnt

Kritik an Secret Service nach Trump-Attentat

fia. WASHINGTON. Entgegen jüngsten Aussagen hat der Secret Service in den vergangenen zwei Jahren Anfragen nach mehr Schutzmaßnahmen für Donald Trump abgelehnt. Trumps Sicherheitspersonal habe mehrmals um mehr Ressourcen und Personal gebeten, sei jedoch abgewiesen worden, berichteten amerikanische Medien am Samstag. Ein Sprecher des Secret Service hatte am Tag nach dem Mordanschlag geäußert, es sei „absolut falsch“, dass Trumps Sicherheitsteam „zusätzliche Sicherheitsressourcen“ angefordert habe und diese abgelehnt worden seien. Am Samstag hieß es nun in einer Stellungnahme an die „New York Times“, die Sicherheitsbehörde arbeite in einem „Umfeld mit dynamischen Bedrohungen“. In Fällen, in denen man Trump keine zusätzlichen Ressourcen habe bereitstellen können, habe man die Sicherheitsmaßnahmen mit „Mitteln der staatlichen und lokalen Strafverfolgungsbehörden“ ergänzt. In anderen Fällen seien Sicherheitspläne geändert worden, um die „Gefährdung“ Trumps zu verringern.

Bei den Anfragen soll es sich laut den Medienberichten unter anderem um mehr Metalldetektoren für Großveranstaltungen gehandelt haben, die Trump besuchte. Außerdem wurden für Veranstaltungen im Freien zusätzliche Scharfschützen und Spezialteams erbeten. Die Nachfragen, die zum Teil schriftlich gestellt wurden, wurden unter anderen von leitenden Beamten abgelehnt. Als Gründe seien etwa fehlende Ressourcen angeführt worden. Der Secret Service hat seit Jahren mit Personalmangel zu kämpfen. Trump selbst äußerte sich seit dem Attentat mehrmals lobend über die Beamten des Secret Service. An diesem Montag soll die Chefin der Sicherheitsbehörde, Kimberly Cheatle, zu der Sicherheitspanne bei Trumps Wahlkampfkundgebung im Kongress aussagen.

Eine Woche nach dem Attentat machte Trump am Samstagabend erstmals wieder Wahlkampf, im Bundesstaat Michigan trat er zusammen mit seinem Vizekandidaten J.D. Vance auf. „Letzte Woche habe ich mir eine Kugel für die Demokratie eingefangen“, sagte Trump dort.

Minsk will verhandeln

Das Regime des belarussischen Machthabers Alexandr Lukaschenko verhandelt mit Deutschland über den Fall des in Minsk zum Tode verurteilten Deutschen Rico K. Das belarussische Außenministerium teilte mit, man habe auf deutsches Ersuchen hin „konkrete Lösungsvorschläge“ unterbreitet und führe „Konsultationen“ mit dem Auswärtigen Amt. Von dort hieß es, K. werde konsularisch betreut, man setze sich „intensiv“ für ihn ein. Die Todesstrafe sei „eine grausame und unmenschliche Form der Bestrafung, die Deutschland unter allen Umständen ablehnt“.

Laut dem Urteil des Minsker Gebietsgerichts vom 24. Juni, dessen Inhalt am Freitag bekannt geworden war und das der F.A.Z. zum Teil vorliegt, wurde der 30 Jahre alte K. zum Tod durch Erschießen verurteilt, da er einen „Terroranschlag“ verübt habe, eine „Explosion“. Verurteilt wurde K., der seit dem 6. Oktober vorigen Jahres inhaftiert sei, zudem etwa wegen „Bildung einer extremistischen Vereinigung“ sowie „Söldnertums“. Bezugspunkt ist das laut Urteil „ausländische mechanisierte Bataillon ‚Western‘“ des Kastuś-Kalinoŭski-Regiments von Belarussen, die im Ukrainekrieg aufseiten Kiews kämpfen. Lukaschenkos Regime verfolgt das Regiment als „extremistische Gruppe“. Das Regiment teilte der F.A.Z. mit, K. sei nicht Teil des Kampfverbandes.

Der Deutsche, der laut Urteil ein Kind hat und in Niedersachsen wohnt, hat dort einem mit ukrainischer Flagge versehenen Social-Media-Profil zufolge als Ambulanzfahrer gearbeitet. Das kremltreue Portal „Eurasia Daily“ schrieb, K. sei im Krieg von russischen Soldaten gefangen genommen und Belarus übergeben worden. Vorgeworfen werde ihm „Sabotage“ im belarussisch-russischen Grenzgebiet.

Der frühere belarussische Diplomat Pawel Latuschka, der nach der gefälschten Präsidentenwahl 2020 auf die Seite der Regimegegner gewechselt war, sprach von einem weiteren „Akt des Staatsterrorismus“. Lukaschenko nehme „Geiseln“, um Geld oder einen Austausch gegen im Westen inhaftierte Belarussen und womöglich Russen zu erpressen. Dass nun Bürger aus 35 Staaten, darunter Deutschland, ohne Visum nach Belarus einreisen dürfen, wertete Latuschka als Propagandamaßnahme, die für Ausländer zu einer „Falle“ werden könne. ropu/frs.

Denis Sidorenko bei einem Besuch in Görlitz: *Der frühere Botschafter von Belarus in Deutschland* Foto Mauritius

Ein Tod in Minsk

Der frühere Botschafter in Deutschland ist der jüngste einer Reihe rätselhafter Todesfälle unter belarussischen Staatsdienern. Haben Lukaschenkos Schergen ihn in den Suizid getrieben?

Von Friedrich Schmidt

Am 23. Juni, einem Sonntag, sprang Denis Sidorenko, der noch bis März und mehr als sieben Jahre lang belarussischer Botschafter in Deutschland war, von einem vielstöckigen Wohnhaus in Minsk in den Tod. So berichtete es die vom Regime von Machthaber Alexandr Lukaschenko verbotene Onlinezeitung „Nascha Niwa“. Das Portal „Posyrk“, Nachfolger einer ebenfalls verbotenen Nachrichtenagentur, meldete dagegen einen „Herzinfarkt“, während das Außenministerium gar keine Todesursache nannte, als es Sidorenko auf Facebook als „talentierten und verantwortungsvollen Diplomaten, Profi und Patrioten“ würdigte, drei Tage nach dem Tod und erst nach der Abschiedszeremonie. Die Frage danach, was den 48 Jahre alten zweifachen Vater allem Anschein nach in den Tod getrieben hat, führt ins Minsker Machtsystem, das Loyalität zu Lukaschenko als oberstes Prinzip etabliert hat, und zu den heiklen Kompromissen, die viele der Staatsdiener betreffen dürften, die ihm trotz allem weiter dienen.

Leute außerhalb von Belarus, die Denis Sidorenko kannten, beschreiben den schlanken, hochgewachsenen Mann mit dunklem Haar und weichen Gesichtszügen als hochintelligent und sensibel. Er sei „kein Apparatschik“ gewesen, sagt ein deutscher Diplomat, der zeitweise einen guten Arbeitskontakt zu dem langjährigen Botschafter in Berlin pflegte und der sich schockiert über den Todesfall zeigt, dessen Hintergründe aufgeklärt werden müssten. Zudem wird Sidorenko, der unter anderem am Pariser Institut d'Etudes Politiques studierte, als eindeutig proeuropäisch orientiert beschrieben. So von Pawel Latuschka, der mit Sidorenko mehr als 20 Jahre lang zusammenarbeitete und der den drei Jahre jüngeren Kollegen als „sehr vernünftigen und abgewogenen Diplomaten“ schätzte. Latuschka selbst wirkte unter anderem als Botschafter in Polen, Frankreich, Spanien und Portugal, als Kulturminister und zuletzt als Leiter eines Theaters in Minsk, wechselte dann aber auf die Seite der Demonstranten gegen die Fälschung der Präsidentenwahl vom August 2020 und musste vor Lukaschenkos Schergen nach Polen fliehen.

Der F.A.Z. sagt Latuschka, er habe Sidorenko als Schützling des langjährigen Außenministers Wladimir Makej wahrgenommen, der lange für das Ziel stand, die Beziehungen zur EU zu „normalisieren“ – mit Lukaschenkos Plazet. Wenige Wochen vor der Entsendung nach Berlin Ende 2016 besuchte der angehende Botschafter das Minsk-Forum, eine Konferenz der Deutsch-Belarussischen Gesellschaft. Sie fand damals wieder in der belarussischen Hauptstadt statt, nach einer Pause von sechs Jahren, die Lukaschenkos Repressionswelle gegen Oppositionelle im Umfeld der auch schon gefälschten Präsidentenwahl 2010 herausgefordert hatte. Doch Russlands Annexion der ukrainischen Krim und der damals noch verdeckte Krieg im Donbass hatten Belarus als Verhandlungsschauplatz zurück auf die internationale Bühne gebracht. Auch hatte Lukaschenko politische Gefangene wie den Oppositionellen Mikalaj Statkewitsch freigelassen. Seit mehr als vier Jahren ist dieser nun wieder in Haft, seit bald eineinhalb Jahren fehlt zu Statkewitsch wie zu anderen prominenten Gegnern Lukaschenkos von 2020 jeder Kontakt. Außerdem muss Sidorenko in seinen letzten Monaten in Berlin vom Fall des Deutschen Rico K. gewusst haben, der seit Herbst 2023 in belarussischer Haft und der am 24. Juni zum Tod durch Erschießen verurteilt worden ist, weil er einen „Terroranschlag“ verübt habe. Latuschka wertet das als Versuch Lukaschenkos, Geld oder im Westen inhaftierte Agenten freizupressen; mindestens 25 Ausländer würden in belarussischen Gefängnissen festgehalten, ein Litauer sei jüngst in Untersuchungshaft in Minsk gestorben. Das Todesurteil gegen den Deutschen sei ein neuer „Akt des Staatsterrorismus“ wie 2021 die Zwangslandung des Ryanair-Fluges von Athen nach Vilnius in Belarus.

Doch zu der Zeit, als Sidorenko nach Berlin geschickt wurde, wirkte das Minsker Regime bemüht, eine „Tür nach Europa“ öffnen zu wollen. Der damals erst 40 Jahre alte Diplomat, der fließend Deutsch, Englisch und Französisch sprach, machte auf dem Forum einen freundlichen, weltgewandten Eindruck, zu dem auch seine Botschaft passte: Belarus, sagte Sidorenko in seiner Rede, wolle ein positives Beispiel sein für ein Land, das „nah“ an Russland sei, aber „pragmatische, normale“ Beziehungen zur EU pflege. Auch auf andere wirkte Sidorenko so. „Ich erinnere mich an ihn als eine äußerst kluge, freundliche Person, einen talentierten Linguisten, und einen sehr gewissenhaften und effektiven Vertreter seines Landes unter schon damals schwierigen Bedingungen“, sagte die amerikanische Diplomatin Katherine Brucker, als sie Anfang Juli im Ständigen Rat der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa an Sidorenko erinnerte, mit dem sie dort Anfang der Nullerjahre zusammengearbeitet hatte.

Doch nach August 2020, in der neuen, beispiellos harten Repressionswelle, hatte auch Sidorenko Lukaschenkos nunmehr scharf antiwestliche Linie zu vertreten. Das tat er loyal und ohne aufzubegehren, auch wenn er, wie es heißt, unter der Isolation des Landes litt, die auch ihn als Botschafter traf. Einst in Berlin gut vernetzt und beliebt, wurde Sidorenko nun gemieden, und noch mehr, als Russland im Frühjahr 2022 die Ukraine überfallen und dafür Belarus als Aufmarschgebiet genutzt hatte. Zu einer Gedenkveranstaltung im Konzentrationslager Dachau im Mai 2022 beispielsweise wurde anstelle des Botschafters aus Berlin Pawel Latuschka aus Warschau eingeladen, der bei der Zeremonie die offizielle belarussische Landesfahne durch die weiß-rot-weiße Fahne der Regimegegner ersetzte.

Auf der Website der Botschaft von Belarus in Berlin steht kein Wort über den Tod ihres langjährigen Leiters. Auch nicht über Sidorenkos Entlassung durch Lukaschenko am 11. März per Präsidentenerlass. Dass Sidorenko überhaupt so lange Botschafter in Berlin war, dürfte laut Latuschka daran liegen, dass formal kein Nachfolger für ihn bestellt werden kann, weil Deutschland wie viele andere demokratische Länder Lukaschenko nicht mehr als Staatsoberhaupt anerkennt. Doch findet sich auf der Website der Botschaft ein letztes Interview Sidorenkos mit einer russischsprachigen Zeitschrift, das Anfang März erschien. Darin warf der damalige Botschafter Deutschland eine „negative Positionierung“ und der EU „illegale Sanktionen“ gegen Belarus vor, klagte über „verpasste Möglichkeiten und nicht realisiertes Potenzial“ in den Beziehungen, nannte dann aber kleine Erfolge seines Wirkens im Vorjahr: die Umbettung einer im Zweiten Weltkrieg in Deutschland umgekommenen Belarussin, eine Ausstellung in Cottbus, den Besuch einer Delegation aus Deutschland in Minsk zum 80. Jahrestag der Vernichtung des dortigen Ghettos. Sidorenko habe sich vor dem Bruch von 2020 sehr für die deutsch-belarussischen Beziehungen engagiert und danach versucht, trotz allem ein Minimum an Kontakten aufrechtzuerhalten, sagt der deutsche Diplomat.

Wurde das Sidorenko zum Verhängnis? Trug ihm das Regime vielleicht nach, dass er im August 2020 tatsächliche Wahlergebnisse aus Deutschland nach Minsk gemeldet hatte? Damals berichtete die Deutsche Welle unter Berufung auf das offizielle Protokoll der Wahlkommission, in der Berliner Botschaft hätten nur gut fünf Prozent der Wähler für Lukaschenko gestimmt und für dessen Gegnerin Swetlana Tichanowskaja gut 93 Prozent. Doch solche Ergebnisse gab es auch an anderen Auslandsvertretungen: Laut Latuschka verlor Lukaschenko damals in allen Vertretungen von Belarus in EU-Mitgliedsländern mit Ausnahme Frankreichs, wo sein Nachfolger als Botschafter dafür gesorgt habe, dass die Protokolle zugunsten des Machthabers gefälscht worden seien. Latuschka vermutet, Makej, der damalige Außenminister, habe die Botschafter dazu autorisiert, die wirklichen Ergebnisse nach Minsk zu melden. Vielleicht mit dem Einverständnis von Lukaschenko und dessen Geheimdienst KGB, um Unmutsbekundungen der belarussischen Diaspora vor den Auslandsvertretungen zu vermeiden. Womöglich habe Makej aber auch aus eigenem Antrieb gehandelt, „um dem Westen ein Signal zu geben, wie das belarussische Volk wirklich zu Lukaschenko steht“, sagt Latuschka.

Er sieht Gemeinsamkeiten in den Todesumständen Sidorenkos und des früheren Außenministers, von dem 2020 viele Demonstranten gehofft hatten, er würde auf ihre Seite wechseln. Als Makej Ende November 2022 im Alter von 64 Jahren „plötzlich starb“, so die Formel des Außenministeriums, war zunächst inoffiziell von einem Herzinfarkt die Rede. Doch drei Monate später berichtete „Nascha Niwa“, Makej habe sich das Leben genommen, unter anderem weil sein politischer Kurs gescheitert sei und „er sich unnötig, bisweilen einfach fehl am Platz fühlte“. Makej wie Sidorenko hätten versucht, „normale Beziehungen“ zum Westen herzustellen, sich dann aber entschieden, „dem Regime zu dienen“, sagt Latuschka. Er erklärt diese Wahl mit „Angst vor dem System“. Latuschka wird selbst vom Regime mit dem Tode bedroht und weiß von zwei von den polnischen Sicherheitsbehörden abgewendeten Attentatsversuchen auf ihn in diesem Jahr. „Mir hat Lukaschenko persönlich gesagt: ‚Wenn du mich verrätst, erwürge ich dich mit eigenen Händen‘“, sagt Latuschka, „und ich denke, ich bin nicht der Einzige, der solche Wörter gehört hat.“

Er spricht von zahlreichen Diplomaten, die den Dienst im belarussischen Außenministerium quittiert hätten, nach den Wahlfälschungen 2020 und in einer neuen Welle nach Russlands Überfall auf die Ukraine. Viele von ihnen seien in ihren Entsendungsländern geblieben, hätten dort Asyl beantragt. Theoretisch hätte diese Möglichkeit auch Sidorenko offengestanden. Zu ihm hatte Latuschka nach eigenen Angaben nach 2020 keinen Kontakt mehr. Allgemein hat er aber beobachtet, dass diejenigen, die in Lukaschenkos Diensten blieben, sich vor sich selbst rechtfertigten. Etwa mit dem Gedanken, das System von innen heraus ändern zu können. „Aber das ist eine gefährliche Illusion“, sagt Latuschka. „Nur das Grab wird Lukaschenko ändern.“

Nach der Rückkehr aus Berlin wartete Sidorenko in Minsk, wie es für belarussische Diplomaten üblich ist, auf eine neue Verwendung – und wurde vom KGB überprüft. Dem Geheimdienst gilt als verdächtig, wer im Westen war, zumal so lange „exponiert“. Seit Lukaschenkos faktischer Wahlniederlage 2020 seien Lügendetektortests für alle ins Land zurückkehrenden Diplomaten Pflicht, sagt Latuschka. Mögliche Fragen seien etwa: „Halten Sie Alexandr Lukaschenko für den legitimen, gewählten Präsidenten von Belarus?“ Oder: „Hatten Sie Kontakte zu Vertretern des Gastlandes, die Sie nicht der Führung gemeldet haben?“ Solche Kontakte kämen bei Diplomaten regelmäßig vor. Sidorenko sei „nicht aus Lügendetektortests und Verhören herausgekommen“, zitierte „Nascha Niwa“ ihre anonymen Quellen, und habe das „nicht ausgehalten“. Auch Latuschka sagt, seinen eigenen „inoffiziellen Quellen in Minsk“ zufolge habe Sidorenko den Lügendetektortest nicht im ersten Anlauf bestanden; ein zweiter Test sei anberaumt worden, den er wohl auch nicht bestanden habe, aufgrund der „sehr ernsten psychologischen Stresssituation“.

Die Frage sei, ob jemand bei dem Suizid mitgewirkt habe, etwa Sidorenko bewusstseinsverändernde Substanzen verabreicht habe, sagt Latuschka und verweist auf weitere „plötzliche Todesfälle“ in der belarussischen Elite. So soll Transportminister Alexej Awramenko vor gut einem Jahr Druck vonseiten des KGB nicht standgehalten und sich das Leben genommen haben. „Es gibt immer mehr solcher Geschichten“, sagt Latuschka. „Das kann kein Zufall sein.“

Mehr Atomkraft, weniger Russland

Bulgarien will zwei neue Atommeiler bauen – und der Ukraine zwei Reaktoren aus Sowjetzeiten verkaufen / *Von Michael Martens, Sofia*

Vor dem russischen Großangriff auf die Ukraine war kaum ein EU-Staat energiepolitisch abhängiger von Russland als Bulgarien. Doch nachdem das Balkanland nach der Einstellung der Belieferung durch Gazprom in wenigen Monaten seine Abhängigkeit von russischem Gas überwinden konnte, ist es inzwischen auf gutem Wege, sich auch in der Atomkraft dem Zugriff Moskaus so weit wie möglich zu entwinden. Und nicht nur das: Bulgarien könnte umgekehrt gerade durch sein Lossagen von russischer Technik der Ukraine bei ihren energiepolitischen Engpässen helfen.

Das zu kommunistischer Zeit mit sowjetischer Technik gebaute Atomkraftwerk in Kosloduj an der Donau produziert derzeit gut ein Drittel des in Bulgarien verbrauchten Stroms und nahm im Herbst 1974 seinen Betrieb auf. Da die bulgarische Bevölkerung ein ungespalten positives Verhältnis zur Kernenergie hat, soll nach dem 50-Jahre-Jubiläum noch lange nicht Schluss sein. Im Gegenteil ist das Ziel, künftig noch stärker als bisher auf Atomkraft zu setzen, ist in Bulgarien parteiübergreifend Konsens. Nicht Konsens, aber immerhin politisch mehrheitsfähig ist außerdem die Absicht, den Ausbau der Atomenergie mit westlicher Technik voranzutreiben und die einst dominierende Rolle Russlands so weit wie möglich zurückzudrängen.

Derzeit besteht das AKW Kosloduj aus zwei Meilern, den Blöcken fünf und sechs. Die vier ältesten Reaktoren mussten im Zuge von Bulgariens EU-Beitritt im Jahr 2007 abgeschaltet werden. Doch nun sollen zwei weitere Blöcke, also sieben und acht, gebaut werden. Die Pläne dazu sind zumindest im Fall von Block sieben weit fortgeschritten und haben die politischen Wirren und zahlreichen Regierungswechsel in Sofia überstanden. Hauptvertragspartner für den geplanten Neubau ist das amerikanische Unternehmen Westinghouse Electric, wichtigster Subunternehmer soll der südkoreanische Hyundai-Konzern werden.

Doch auch die beiden schon existierenden Blöcke mit den sowjetischen Reaktoren des Typs WWER-1000 versucht Bulgarien möglichst unabhängig von Moskau zu betreiben. Im Dezember 2022 unterzeichnete das AKW Kosloduj dafür zwei separate Verträge über jeweils ein Jahrzehnt Laufzeit, einen mit Westinghouse, den zweiten mit dem französischen Nuklearkonzern Framatome. Die Amerikaner liefern damit künftig den Kernbrennstoff für den fünften, die Franzosen jenen für den sechsten Block. Westinghouse lässt das Brennmaterial in Schweden herstellen und begann im April dieses Jahres mit ersten Lieferungen. Frühere Behauptungen, laut denen es unmöglich sei, Brennstäbe russischer durch solche westlicher Bauart zu ersetzen, wurden längst als Störmanöver entlarvt. Laut der bulgarischen Atomaufsichtsbehörde wird die vollständige Umrüstung von Block fünf allerdings vier Jahre dauern.

Walentin Nikolow, Direktor des AKW Kosloduj, bekannte unlängst, dass der russische Überfall auf die Ukraine für die bulgarische Atomwirtschaft anfangs problematisch gewesen sei, „aus Sicht der Logistik, der Ausrüstungslieferungen und der Wartung unserer Systeme durch russische Fachleute“. Doch man habe sofort neue Partner gesucht und sei erfolgreich gewesen: „Die Lieferungen aus Russland sind von einem Anteil von 95 Prozent bereits auf etwa 30 Prozent gesunken, und wir gehen davon aus, dass der Anteil immer weiter sinken wird. Dadurch entsteht eine große Neuausrichtung des Nukleargeschäfts von Ost nach West“, so Nikolow. Der Zusammenarbeit mit westlichen Partnern wie Siemens, Westinghouse oder General Electric funktioniere ausgezeichnet.

Schon im Februar hatte er die durch offenbar systematisch gestreute Falschnachrichten im Netz beunruhigte bulgarische Öffentlichkeit zu beruhigen versucht und versichert, durch die Umstellung auf westlichen Brennstoff im Block fünf von Kosloduj werde es nicht zu Unterbrechungen der Stromversorgung kommen. Zu den Kosten der amerikanischen Lieferungen wurde Nikolow mit der Aussage zitiert, diese seien „vergleichbar“ mit russischen Preisen. In seinem Vortrag bei der Sofioter Konrad-Adenauer-Stiftung verriet der Kraftwerksdirektor auch, dass man zumindest bei einem der beiden geplanten zusätzlichen Atomreaktoren auf Kurs sei. Die Planungen liefen seit 2012, alle nötigen Studien lägen vor. Der Krieg in der Ukraine und die „rasche Entwicklung der bulgarischen Partnerschaft mit den USA“ ließen es umso aussichtsreicher erscheinen, dass der Meiler mit westlicher Technik gebaut werden könne.

Doch Bulgarien will nicht nur neue Reaktoren bauen, sondern auch zwei alte an die Ukraine verkaufen, die unter anderem wegen der russischen Besetzung des Atomkraftwerks Saporischschja darum kämpft, ihre Energieversorgung aufrechtzuerhalten. Den Ukrainern kommt nun zupass, dass die Bulgaren bei einem anderen atomaren Großprojekt seit Jahrzehnten nicht vom Fleck gekommen sind. Nach der Eröffnung des AKW Kosloduj begannen die Bulgaren weiter flussabwärts, auf der Höhe des Städtchens Belene ein weiteres Atomkraftwerk zu bauen. Ein Großteil der Arbeiten wurde sogar vollendet, doch dann zerfiel der kommunistische Ostblock. Nach zahlreichen Wiederaufnahmen und neuerlichen Unterbrechungen der Bauarbeiten ist mittlerweile entschieden: Sollte in Bulgarien ein zweites Atomkraftwerk gebaut werden, dann keinesfalls mit russischer Technik.

Stattdessen sollen die beiden Reaktoren in Belene, die ebenfalls vom sowjetischen Typ WWER-1000 sind, in die Ukraine gelangen. Dem bulgarischen Energieministerium zufolge wurde das Material seit der Einstellung des Baus fachgerecht gewartet und befindet sich „in exzellentem Zustand“. Als im Juli vergangenen Jahres der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj nach Bulgarien reiste, beauftragte das bulgarische Parlament das Energieministerium in Sofia damit, Verhandlungen mit Kiew aufzunehmen. Allerdings stellten die Volksvertreter eine Bedingung: Mindestens 1,2 Milliarden bulgarische Lewa, etwa 600 Millionen Euro, müsse der Verkauf einbringen. Dies ist gleichsam der Selbstkostenpreis für die Bulgaren. Bulgarien hofft dem Vernehmen nach, dass die EU das Geschäft aus für die Unterstützung der Ukraine vorgesehenen Mitteln subventioniert.

Im März dieses Jahres bestätigte Petro Kotin, der Chef der staatlichen ukrainischen Atomenergiegesellschaft Energoatom, in einem Interview mit der Nachrichtenagentur Reuters Kiews andauernden Interesse. Die Ukraine will die beiden Reaktoren im Kernkraftwerk Chmelnyzkyj im Westen des Landes einsetzen, wo schon heute zwei WWER-1000-Reaktoren Dienst leisten.

Kotin hatte sich im März optimistisch gezeigt, dass die Verhandlungen bis zum Juni dieses Jahres zum Erfolg führen würden. Bisher wurde ein Durchbruch indes nicht verkündet, auch wenn aus diplomatischen Quellen in Sofia zu hören ist, der geplante Verkauf an die Ukraine sei „absolut realistisch“. Der prowestliche Abgeordnete Iwailo Mirtschew mahnte allerdings schon vor einem Jahr zu Eile bei den Verhandlungen. Bulgarien habe schon genug Geld in dem Projekt versenkt, es sei nun wichtig, die Reaktoren zu verkaufen, bevor sie zu wertlosem Altmetall werden – und nur die Ukraine habe überhaupt Verwendung dafür. Noch Verwendung, müsste man hinzufügen, denn auch in Chmelnyzkyj sollen, wie auch im bulgarischen Werk Koslodujan, langfristig amerikanische AP-1000-Reaktoren von Westinghouse eingesetzt werden.

Doch es gibt gegen das Geschäft auch Widerstand. In Bulgarien kommt er von der offen prorussischen Partei „Wiedergeburt“ sowie von den ebenfalls moskaufreundlichen bulgarischen Sozialisten. Gemeinsam erreichten die beiden Parteien bei der Parlamentswahl im Juni einen Stimmenanteil von immerhin 20 Prozent. Das reicht nicht, um Bulgarien aus seiner prowestlichen Umlaufbahn zu stoßen, zeigt aber, dass die Westbindung des Landes nicht unangefochten ist. Insbesondere die Aktivisten der „Wiedergeburt“ machen sich lautstark bemerkbar. Als Mitte Mai eine Delegation von Fachleuten aus den USA, der Ukraine und Bulgarien die in Belene gelagerte Ausrüstung inspizieren wollte, kam es zu einem Zwischenfall, der von der prorussischen Partei inszeniert wurde. Protestierende „Wiedergeburtler“ hinderten die ukrainische Delegation daran, das Gelände zu betreten. Auch im Parlament setzt sich die „Wiedergeburt“ dafür ein, die atomare Zusammenarbeit mit Russland fortzusetzen und die Kooperation mit Westinghouse – und überhaupt mit den Amerikanern und der EU – abzubrechen.

Ganz unabhängig von russischer Technik kann sich Bulgarien ohnehin nicht so schnell machen. Das zeigt der Fall der Firma Framatome, die den Block sechs mit Kernbrennstoffen beliefern soll. Während die Brennstäbe von Westinghouse mit kanadischem Uran bestückt und deshalb frei von russischem Einfluss sind, ist das bei den Produkten der Franzosen nicht der Fall. Framatome kooperiert trotz Russlands Krieg gegen die Ukraine weiterhin eng mit dem russischen Staatskonzern Rosatom. Dessen Stellung ist so mächtig, dass er von europäischen Sanktionen bisher ausgenommen ist. Außer Bulgarien beziehen oder bezogen bis vor Kurzem noch vier weitere EU-Mitgliedstaaten Kernbrennstoffe aus Russland: die Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn. Insgesamt 19 Reaktoren in Europa sind sowjetischer oder russischer Bauart.

Die Framatome-Tochter „Advanced Nuclear Fuels“ will im niedersächsischen Lingen Brennelemente herstellen, die in ebendiesen Meilern eingesetzt werden können. Dazu gründeten die Franzosen mit Rosatom das Gemeinschaftsunternehmen „European Hexagonal Fuels“, das die charakteristischen sechseckigen russischen Brennstäbe in Lizenz herstellen soll. „Da Framatome Uran aus Russland bezieht und auch sonst mit Rosatom kooperiert, stellt sich also die Frage, inwieweit der Vertrag des Atomkraftwerks Kosloduj mit den Franzosen die bulgarische Abhängigkeit von Moskau wirklich verringert“, sagt ein Beobachter in Sofia. Doch die dominierende Rolle, die Russland in Bulgariens Energieversorgung vor 2022 innehatte, ist dahin.

Mützenich gegen Raketen

Baerbock: Schutz durch Abschreckung

pca. BERLIN. Der SPD-Fraktionsvorsitzende Rolf Mützenich lehnt die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen in Deutschland ab, die das NATO-Gebiet gegen bereits in Stellung befindliche russische Mittelstreckenraketen schützen sollen. Mützenich warnte: „Die Raketen haben eine sehr kurze Vorwarnzeit und eröffnen neue technologische Fähigkeiten. Die Gefahr einer unbeabsichtigten militärischen Eskalation ist beträchtlich." Die NATO verfüge auch ohne die neuen Systeme über eine umfassende, abgestufte Abschreckungsfähigkeit. „Mir erschließt sich auch nicht, warum allein Deutschland derartige Systeme stationieren soll. Unter Lastenteilung habe ich bisher etwas anderes verstanden", sagt er der Funke Mediengruppe.

Außenministerin Annalena Baerbock (Grüne) entgegnete: „Die traurige Wahrheit ist: Putins Russland ist derzeit die größte Sicherheitsgefahr für uns und unseren Frieden in Europa." Dagegen müssten sich Deutschland und seine Partner schützen, „auch durch verstärkte Abschreckung und zusätzliche Abstandswaffen. Alles andere wäre nicht nur verantwortungslos, sondern auch naiv gegenüber einem eiskalt kalkulierenden Kreml."

Mützenich, Pazifist der SPD-Parteilinken, hatte nach Beginn des russischen Überfalls auf die Ukraine zunächst innegehalten, tritt seit einiger Zeit aber wieder stärker mit einschlägigen Forderungen auf. Am Wochenende wies Mützenich Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) zurecht, der mehr Geld für die Bundeswehr fordert. Mützenich sagte dazu der Funke Mediengruppe: „Aus der Reihe tanzen geht nicht." Jedes Ressort habe am Zustandekommen des Haushaltsentwurfs seinen Anteil, wobei der Verteidigungsetat sogar steige. *(Siehe Kommentar, Seite 8.)*

Vorfeldtreffen der AfD

Die schleswig-holsteinische AfD hat am Wochenende in Neumünster ein Treffen mit Vertretern von als rechtsextremistisch eingestuften Gruppen abgehalten. Zahlreiche Polizisten sicherten die Veranstaltung in einem Lokal. Laut AfD nahmen etwa 100 Personen teil, wie die Polizei mitteilte. Das Treffen war unter dem Namen „Tag des Vorfelds" – „Ein ganzer Samstag mit Vorträgen und Ausstellern!" angekündigt worden.

Gegen das Treffen hatte ein breites Bündnis unter anderem aus CDU, SPD und Grünen mobilisiert. Laut Polizei hatten sich am Morgen etwa 130 Demonstranten vor dem Lokal versammelt. Die Veranstalter sprachen von 200 Teilnehmern. Sie protestierten mit Schildern und Bannern gegen die Veranstaltung. Nach Angaben der Polizei verlief die Kundgebung ohne gravierende Vorfälle, jedoch sei es zu vereinzelten Auseinandersetzungen gekommen. Aus dem linken Spektrum seien vereinzelt Gegenstände geworfen und Pyrotechnik abgebrannt worden, hieß es in der Abschlussmitteilung der Polizei. Zusätzlich habe es eine kleine Sitzblockade gegeben. Die Polizei habe auch kurzzeitig Pfefferspray eingesetzt, um ein Umgehen der Absperrung zu verhindern.

Schon seit Tagen war über das Treffen spekuliert worden. Erst am Freitag war dann aber bekannt geworden, dass es in Neumünster stattfinden würde. Das Landesinnenministerium in Kiel wertete das Treffen kritisch. Zu den Teilnehmern gehören mehrere Organisationen, die vom Verfassungsschutz als gesichert rechtsextremistisch bewertet werden, wie eine Sprecherin sagte. dpa

Dem Gewissen folgen

Am 20. Juli 1944 sollte Adolf Hitler getötet, sein Regime gestürzt werden. Das misslang. Doch das Beispiel lebt fort.

Von Peter Carstens, Berlin

Das politische Berlin hat am Samstag gemeinsam mit Familienangehörigen und Freunden an die Männer und Frauen erinnert, die am 20. Juli 1944 versucht haben, Adolf Hitler zu töten und die nationalsozialistische Diktatur zu überwinden. Der Umsturzversuch scheiterte. Hitler überlebte das Bombenattentat in seinem Befehlsstand in Ostpreußen beinahe unverletzt. Und noch in der Nacht auf den 21. Juli wurden mehrere Widerständler im Bendlerblock hingerichtet, darunter der Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Dennoch gilt die Tat als Beispiel für den Sieg des Gewissens und der Menschlichkeit über blinden Gehorsam.

Am Ort der Hinrichtungen, im Innenhof des Gebäudes im Berliner Stadtteil Tiergarten, gedachten zahlreiche politische und militärische Repräsentanten der Republik gemeinsam mit Familienangehörigen der Ereignisse vor 80 Jahren. Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) sagte in seiner Ansprache, vom deutschen Widerstand bleibe, „dass wir gerade nicht vor der Geschichte resignieren müssten. Das Vergangene können wir nicht mehr ändern. Doch in ihrem Werden ist die Geschichte in unserer Hand. In der Gegenwart – in jeder Gegenwart – kommt es auf den Beitrag jedes und jeder Einzelnen an. Nur so kann Unrecht beendet werden. Nur so wird eine bessere Zukunft möglich."

Scholz erinnerte daran, dass neben zahlreichen Offizieren der Wehrmacht auch Zivilisten wie der vormalige SPD-Reichstagsabgeordnete Julius Leber oder der frühere Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler und die Münchner Studenten der „Weißen Rose" zum Widerstand zählten, und fragte: „Was brachte Bürgerinnen und Bürger unterschiedlichster politischer und religiöser Überzeugungen dazu, sich gegen die Diktatur des Bösen aufzulehnen?" Sie alle, so Scholz, hätten „nach ihrem Gewissen" gehandelt, und „im Glauben an die Bedeutung des eigenen Beitrags." Die Demokratie lebe davon, „dass sich aktive Bürgerinnen und Bürger in ihr engagieren". Scholz wandte sich auch an heutige Gegner und Verächter der gegenwärtigen Demokratie: „Diejenigen, die unsere Demokratie bekämpfen, werden stets auf unseren entschiedenen Widerstand treffen!" Aus der Geschichte heraus, so Scholz, könne es beim Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine für Deutschland nur einen Platz geben: an der Seite der Ukraine.

Deutschland könne heute stolz sein auf seine Demokratie, und: „Wir dürfen jeden Tag leben, wofür die Frauen und Männer des Widerstands gestorben sind. Schätzen und bewahren wir dieses Glück! Halten wir zusammen! Und blicken wir mit Zuversicht nach vorn", appellierte der Bundeskanzler, der in Anwesenheit von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und den Spitzen von Parlament, Bundesrat und Verfassungsgericht sprach. Am Ende der Veranstaltung legten der Bundespräsident und der Generalinspekteur der Bundeswehr, Carsten Breuer, Kränze am Gedenkstein für die Hingerichteten nieder. Der Gedenktag hatte in der Erinnerungsstätte Plötzensee mit einem ökumenischen Gottesdienst begonnen. In der Haftanstalt waren viele der Widerständler nach Schauprozessen erhängt worden, darunter Julius Leber und Helmut James Graf von Moltke.

Für die Bundeswehr ist der 20. Juli ebenfalls ein wesentlicher Bezugspunkt. Scholz und der Verteidigungsminister nahmen am Samstagnachmittag am feierlichen Gelöbnis von etwa 400 Frauen und Männern teil. Die Streitkräfte bekennen sich zum Widerstand gegen den Tyrannen und eben nicht zur Wehrmacht, deren Generäle und Offiziere dem „Führer" in überwältigender Mehrzahl bis zum Untergang die Treue hielten. Ihr blinder Gehorsam trug dazu bei, dass nach dem 20. Juli noch Millionen Soldaten fielen, Hunderttausende weitere Menschen von Nationalsozialisten im Rassenwahn ermordet wurden oder im Bombenhagel auf deutsche Städte umkamen.

Der Vorstandsvorsitzende der Stiftung 20. Juli, Robert von Steinau-Steinrück, hob hervor, dass der 20. Juli heute an die Vielfalt des Widerstands gegen Hitler erinnert, an kommunistische Gruppen gegen Hitler, an kirchlichen und gewerkschaftlichen Widerstand, aber auch an mutige Einzelne wie Georg Elser, der bereits im November 1939 versuchte, Hitler bei einem Attentat zu töten. Ungeniert werde heute noch mitunter die Sprache der Nationalsozialisten verwendet, etwa von einem führenden Politiker der AfD aus Thüringen. Niemals könne sich eine solche Partei auf den deutschen Widerstand berufen, der Widerstand stehe für Rechtsstaat, Menschlichkeit und Toleranz. „Wir stellen uns gegen den Missbrauch des Widerstands durch rechte und linke Extremisten."

Gedenken in Berlin: *Bundestagspräsidentin Bas, Bundeskanzler Scholz, Bundesratspräsidentin Schwesig, Bundesverfassungsgerichtspräsident Harbath, Mitglieder der Stiftung 20. Juli und Berlins Regierender Bürgermeister Wegner* Foto Omer Messinger

CDU stimmt Sondersitzung zu

Landtag in Potsdam erörtert Trunkenheitsfahrt von Spitzenkandidat Redmann

Die Alkoholfahrt des Brandenburger CDU-Spitzenkandidaten Jan Redmann wird Folgen im Landesparlament haben. Am Wochenende teilte die CDU mit, dem Antrag einer Sondersitzung des Innen- und des Rechtsausschusses im Landtag zuzustimmen. Gestellt hatte diesen die oppositionelle Linksfraktion. Der Parlamentarische Geschäftsführer der CDU-Fraktion, Steeven Bretz, betonte aber, die Christdemokraten seien überzeugt, „dass in keinem der beiden Ausschüsse neue Erkenntnisse gewonnen werden können". Bretz warnte vor einem Wahlkampfspektakel, begründete die Zustimmung aber damit, dass die CDU ihrer Verantwortung gerecht werden wolle. Die Koalitionspartner SPD und Grüne hatten sich zuvor bereits offen für die Sondersitzung der beiden Ausschüsse gezeigt, um offene Fragen zu klären. Die Linksfraktion will in den Ausschüssen die Frage erörtern, ob die CDU-geführten Ministerien Innen und Justiz auf das Ermittlungsverfahren Einfluss genommen haben.

Vor mehr als einer Woche war Redmann, der auch CDU-Landes- und Fraktionschef ist, nach eigenen Angaben bei einer Fahrt mit einem E-Scooter zu seiner Wohnung in Potsdam mit 1,3 Promille Atemalkohol von der Polizei angehalten worden. Ab 1,1 Promille Alkohol im Blut werden solche Fahrten als Straftat gewertet. Redmann hatte die Medien etwa zwölf Stunden nach dem Vorfall informiert und einen Fehler zugegeben. Der Blutalkoholwert, der ebenfalls bestimmt wurde, ist bisher unklar.

Nach Redmanns Darstellung gab die Polizei keinen konkreten Anlass für die Kontrolle bei seiner Fahrt an. In der Polizeimeldung heißt es mehreren Medienberichten zufolge allerdings, dass Redmann „aufgrund seiner Fahrweise" kontrolliert worden sei. Politiker von SPD und Grünen hatten kritisiert, dass Redmann dies nicht direkt zugegeben hatte. F.A.Z.

Parallele Kommunikation

Im Bildungsministerium gibt es Gesprächsrunden nur für FDP-Mitglieder / *Von Heike Schmoll, Berlin*

Die sogenannte Fördermittelaffäre hat aufschlussreiche Kommunikationsstrukturen im Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) offenbart, die sonst vermutlich nie an die Öffentlichkeit gedrungen wären. 16 Jahre lang war das BMBF unionsgeführt. Viele Abteilungs- oder Referatsleiter stammten aus der Zeit früherer Bundesbildungsministerinnen der CDU. Viele Mitarbeiter besaßen nicht unbedingt ein Parteibuch, aber große Expertise, die entscheidend für die Arbeit an Langzeitprojekten wie Sicherheitsforschung, soziale Innovationen, Zukunftsenergien, Transfer von Innovationen, frühkindliche Bildung und E-Health war.

„Das BMBF unterstützt und betreibt Wissenschaftskommunikation mit dem Anspruch, die Gesellschaft in ihrer Breite zu erreichen", heißt es auf der Internetseite des Ministeriums. Die Wissenschaftskommunikation als Förderkriterium in Forschungsanträgen zu berücksichtigen war schon unter Bundesbildungsministerin Anja Karliczek (CDU) eingeführt worden. Von einer rein wissenschaftsgeleiteten Forschungsförderung kann also bei der ministerialen Förderung nicht die Rede sein. Inzwischen sagen Forscher, die mit dem BMBF zu tun haben, es sei zum Teil eine „Laienspieltruppe" am Werk. Erfahrene Abteilungsleiter wurden entlassen, das Ministerium war auf Umbau getrimmt und die Parteimitgliedschaft in der FDP war für die Schlüsselpositionen entscheidend geworden. Mitarbeiter der Arbeitsebene stöhnen und sagen, „unter Karliczek konnte man wenigstens noch in Ruhe arbeiten". Durch die Parallelkommunikation in mehreren sogenannten F-Runden nur für FDP-Mitglieder und der Arbeitsebene sowie der vermeintlich persönlichen Wire-Kommunikation auf der Leitungsebene entstehen Missverständnisse, zum Teil Durcheinander. In allen Runden herrsche strenger Korpsgeist, berichten interne Quellen. Berichtet wird auch die Haltung „wir gegen den schwarzen Block", „wir gegen die Länder", „wir gegen die „verwirrten Gestalten", als die der neue Staatssekretär Roland Philippi jene bezeichnete, die einen offenen Brief gegen die polizeiliche Räumung eines propalästinensischen Protestcamps unterzeichnet hatten. Ende dieser Woche werden die Antworten auf die Kleine Anfrage der Unionsfraktion zu den internen Vorgängen erwartet. Der Bitte der Unionsfraktion hat das BMBF nicht entsprochen, die entlassene Staatssekretärin Sabine Döring für eine schriftliche Erklärung von ihrer Verschwiegenheitsverpflichtung zu entbinden.

„Soldateska" um die Ministerin

Die Ministerin Bettina Stark-Watzinger selbst ist von der sogenannten Soldateska umgeben. So werden innerhalb des Ministeriums sehr engagierte und enge Mitarbeiter um Stark-Watzinger genannt, die lange Jahre bei der Bundeswehr gedient haben wie der Abteilungsleiter der Abteilung L (Leitungsabteilung) Jörn Hasler. Inzwischen hat er kommissarisch auch die Leitung der Grundsatzabteilung übernommen, weil der bisherige Leiter der Grundsatzabteilung Philippi (FDP) auf die entlassene Staatssekretärin Sabine Döring folgte. Hasler hatte als Oberst der Bundeswehr mit der Generalstabsausbildung jahrzehntelang Erfahrungen gesammelt und war von 1988 bis 2022 bei der Bundeswehr. In früheren Jahren hatte er schon als Referent für die FDP gearbeitet und war vom Parteivorsitzenden Christian Lindner zum kommissarischen Leiter des Fraktionsbüros gemacht worden, dann zum Fraktionsdirektor für Zentrale Angelegenheiten der FDP-Bundestagsfraktion, bevor er ins BMBF wechselte. Zu den Mitarbeitern mit längerer Bundeswehrerfahrung gehören auch der Büroleiter von Stark-Watzinger, Christian Thiel, und der Leiter der Abteilung Z (Zentralabteilung), Dirk Schattschneider, sowie der Leiter der Kommunikationsabteilung, Michael Zimmermann. Er war zuvor Leiter der Bundesgeschäftsstelle und wichtigster Berater von Präsidium und Bundesvorstand der FDP und koordinierte deren Wahlkämpfe.

Doch der Leitungsebene fehlt es offensichtlich an Kontakten in die Wissenschaft und an Fachkenntnissen, wohl auch an Verhandlungsgeschick mit den Ländern. Selbst SPD-Kultusminister sind nicht gut auf das BMBF zu sprechen. Nach dem Auftritt des wissenschaftspolitisch immer kenntnisreichen Parlamentarischen Staatssekretärs im BMBF Jens Brandenburg (FDP) in der letzten Bundesratssitzung vor der Sommerpause dürfte das Verhältnis zu den Ländern zerrütteter denn je sein. Auch die Veröffentlichung des Bundeshaushalts hat die Unklarheiten zur Finanzierung des Digitalpakts 2.0 nicht beseitigt. So sagte die stellvertretende CDU-Vorsitzende und schleswig-holsteinische Bildungsministerin Karin Prien, zusätzliche Mittel zur Finanzierung seien im Haushalt augenscheinlich nicht vorgesehen. Vielmehr seien bereits fest verplante gebundene Restmittel aus dem Digitalpakt 1.0, die noch nicht abgerechnet wurden, aus dem Sondervermögen in den Haushalt des kommenden Jahres verschoben worden. „Es ist also kein Geld für den Digitalpakt 2.0 im Haushalt", so Prien. So sieht das auch Sachsens Kultusminister Christian Piwarz (CDU), der nur Mittel für die „Abfinanzierung" von Maßnahmen des bisherigen Digitalpakts erkennen kann. Von einer Verpflichtung für die kommenden Jahre für einen Digitalpakt 2.0 sei nichts zu lesen. „Das würde einen dreisten Vertrauensbruch bedeuten", so Piwarz. Auch die Koordinatorin der sozialdemokratisch geführten Länder, die rheinland-pfälzische Kultusministerin Stefanie Hubig (SPD), kritisierte die Unklarheiten im Haushaltsplan. Das BMBF wiederholte, was Brandenburg schon im Bundesrat gesagt hatte, und forderte die Länder indirekt auf zu liefern: Sie müssten aus BMBF-Sicht die Hälfte der Kosten tragen, aber auch ein Gesamtkonzept zur Digitalisierung vorlegen, das neben der technischen Ausstattung auch die Stärkung der Lehrerbildung umfasst.

Weiter Streit über Digitalpakt 2.0

Gegenüber der F.A.Z. hat Brandenburg versichert, dass der Bund den Digitalpakt 2.0 für die Jahre 2025 bis 2030 will, die Verhandlungen mit den Ländern aber noch nicht in allen Detailfragen geklärt sind. „Der Bund steht zu seinem Angebot, das seit Monaten auf dem Tisch liegt. Wir sind bereit, die Hälfte der Finanzierung zu übernehmen, wenn sich die Länder im selben Maße an der Gesamtfinanzierung beteiligen", sagte Brandenburg. In keinem Fall dürften die Lasten auf die Kommunen abgewälzt werden. „Diese Klarheit erwarten wir nun auch von den Ländern, damit wir zügig weiterverhandeln können und bald zu einem Abschluss kommen", so der Staatssekretär. Wie beim Startchancen-Programm auch verhandelt eine kleine Gruppe von Staatssekretären, über den Gesprächsstand selbst dringt wenig nach außen. In der vergangenen Woche hat es ein Gespräch der Bundesbildungsministerin mit der Präsidentin der Kultusministerkonferenz gegeben. Kein Geheimnis ist, dass weder Bundeskanzler Scholz noch Finanzminister Lindner die Bund-Länder-Programme noch wollen und wenn, dann nur mit hälftiger Finanzierung. Inzwischen werden auch die Ampelpartner ungeduldig. So sagte der bildungspolitische Sprecher der SPD, Oliver Kaczmarek, es gebe keinen Grund, Informationen darüber zurückzuhalten, „über welches Volumen und welche weiteren Ziele wir beim Digitalpakt 2 jetzt reden".

Die Ministerin selbst setzt mitten in der größten Krise ihrer Amtszeit auf das, was gelungen ist: das Startchancenprogramm. Sie besuchte kurz vor ihrem Urlaub Startchancen-Schulen in mehreren Bundesländern. Für einige Schulen in Brennpunktlagen garantiert das Programm die regelmäßige Unterstützung, doch wird das Programm die Bildungsarmut und ihre Vererbung nicht grundsätzlich beenden. Es handelt sich also nicht um den vom BMBF vielfach beschworenen Systemwechsel. Dazu sind das Fördervolumen und die Anzahl der geförderten Schulen zu gering.

Frankfurter Allgemeine
Frankfurter Zeitung
Gründungsherausgeber Erich Welter †

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE: für Innenpolitik: Dr. Jasper von Altenbockum; für Außenpolitik: Dr. Nikolas Busse; für Nachrichten und Politik Online: Andreas Ross, Dr. Kim Björn Becker (stv.), Philip Eppelsheim (stv.), Tatjana Heid (stv.); für „Zeitgeschehen": Dr. Reinhard Müller; für „Die Gegenwart": Dr. Daniel Deckers; für Deutschland und die Welt: Dr. Alfons Kaiser; für Wirtschaftspolitik: Heike Göbel; für Wirtschaftsberichterstattung: Johannes Pennekamp; für Unternehmen: Sven Astheimer; für Finanzen: Inken Schönauer; für Wirtschaft und Finanzen Online: Alexander Armbruster; für Sport: Anno Hecker, Peter Penders (stv.); für Sport Online: Tobias Rabe, Sönke Sievers (stv.); für Feuilleton: Sandra Kegel, Dr. Matthias Alexander (stv.), Jakob Strobel y Serra (stv.); für Literatur und literarisches Leben: Andreas Platthaus; für Feuilleton Online: Michael Hanfeld; für Rhein-Main: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt (verantwortlich), Marie Lisa Kehler (stv.).

FÜR REGELMÄSSIG ERSCHEINENDE BEILAGEN UND SONDERSEITEN: Beruf und Chance: Britta Beeger; Bildungswelten: Dr. h.c. Heike Schmoll; Der Betriebswirt: Mark Fehr; Der Volkswirt: Dr. Tillmann Neuscheler; Die Lounge: Patrick Welter; Die Ordnung der Wirtschaft: Heike Göbel; D:Economy: Alexander Armbruster; Forschung und Lehre: Thomas Thiel; Geisteswissenschaften: Patrick Bahners; Immobilien: Jan Hauser; Jugend schreibt: Dr. Ursula Kals; Jugend und Wirtschaft: Lisa Becker; Kunstmarkt: Ursula Scheer; Medien: Michael Hanfeld; Menschen und Wirtschaft: Philipp Krohn; Natur und Wissenschaft: Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung; Neue Sachbücher: Helmut Mayer; Politische Bücher: Dr. Peter Sturm; Recht und Steuern: Corinna Budras; Reiseblatt: Jakob Strobel y Serra; Staat und Recht: Dr. Reinhard Müller; Technik und Motor: Holger Appel.

Bildredaktion: Henner Flohr; **Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus; **Grafische Gestaltung:** Holger Windfuhr (Art Director), Benjamin Boch (stv.).

ARCHIV: Olivera Kipcic.

DIGITALE PRODUKTE: Cai Tore Philippsen (verantwortlicher Redakteur), Dr. Holger Schmidt (verantwortlicher Redakteur Newsletter und Verticals), Ina Lockhart (Social Media), Robert Wenkemann (Art Director), Nina Hewelt (Stv./Koordinatorin Informationsgrafik), Andreas Krobok (Audio/Video), Felix Hooß (Paywall).

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Thomas Lindner (Vorsitzender), Dr. Volker Breid.

DIGITALE PRODUKTION UND VERTRIEB: Stefan Buhr, Nico Wilfer.

ANZEIGEN: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2–4, 10117 Berlin, www.republic.de.

HERSTELLER: Andreas Gierth.

MONATSBEZUGSPREIS: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Zeitung 77,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 85,90 €. Abonnenten der gedruckten Zeitung lesen für einen Aufpreis von 11,00 € die digitalen Ausgaben der F.A.Z. und Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abo.faz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

NACHDRUCKE: Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder telefonisch unter (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

© **FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG GMBH, FRANKFURT AM MAIN**

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungslizenz wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@faz.de.

DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Pressedruck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Amtliches Publikationsorgan der Börse Berlin, Rheinisch-Westfälischen Börse zu Düsseldorf, Frankfurter Wertpapierbörse, Hanseatischen Wertpapierbörse Hamburg, Niedersächsischen Börse zu Hannover, Börse München, Baden-Württembergischen Wertpapierbörse zu Stuttgart

ANSCHRIFT FÜR VERLAG UND REDAKTION:
Postadresse: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

ZENTRALE: (0 69) 75 91-0.

KUNDENSERVICE: aboservice@faz.de,
Telefon: (0 69) 75 91-10 00 oder unter www.faz.net/meinabo.
ANZEIGENSERVICE: anzeigenannahme@m-s-medienservice.de
oder Telefon: (0 69) 75 91-33 44.

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER: leserbriefe@faz.de

Für die Herstellung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wird ausschließlich Papier mit einem hohen Recyclingfaseranteil verwendet. An allen Druckereistandorten in Deutschland lässt die F.A.Z. mit Ökostrom produzieren.

FDP verärgert Union

Merz: Kaum noch Verständnis

pca. BERLIN. CDU-Chef Friedrich Merz hat den europapolitischen Kurs der FDP kritisiert. Nachdem die deutschen Liberalen im EU-Parlament der CDU-Politikerin Ursula von der Leyen die Zustimmung bei der Abstimmung über das Spitzenamt der EU-Kommission verweigerten, sagte Merz am Freitag, er habe „schon seit Monaten kaum noch Verständnis für die Haltung einer ganzen Reihe von FDP-Abgeordneten sowohl im Europa-Parlament als auch im Deutschen Bundestag". Wichtig sei, so Merz, „dass Ursula von der Leyen in der Mitte des Europäischen Parlamentes – und dazu zählen natürlich auch die Grünen – jetzt eine stabile Mehrheit hat, auf die sie setzen kann. Und mit der sie dann auch in der Europäischen Union das tun kann, was notwendig ist." Das gehe, so Merz, auch ohne die FDP.

Der Fraktionschef der FDP im Bundestag, Christian Dürr, reagierte auf Merz' Äußerungen in der „Bild am Sonntag": „Die Äußerungen des CDU-Chefs verwundern mich sehr", sagte Dürr. „Herr Merz bekennt sich damit klar zur grünen Agenda und stellt sich hinter von der Leyens Pläne für das Verbrenner-Aus, europäische Schulden und mehr Bürokratie aus Brüssel." Für diese Politik stehe die FDP nicht zur Verfügung. FDP-Generalsekretär Bijan Djir-Sarai warf Merz vor, derzeit keine klare Strategie zu haben. „Er fordert Entlastung, solide Finanzen und Entbürokratisierung, biedert sich aber den Grünen an und unterstützt von der Leyens Politik der Stagnation und Schulden", sagte er der „Bild am Sonntag". „Das wird der CDU massiv schaden."

Das EU-Parlament hatte am Donnerstag mehrheitlich für eine zweite Amtszeit von der Leyens gestimmt. Die Leiterin der FDP-Delegation, Marie-Agnes Strack-Zimmermann, erklärte ihre Ablehnung damit, dass von der Leyen für ein „Weiter so" stehe. Außerdem habe sie europäische Schulden nicht ausgeschlossen. Der FDP-Abgeordnete und Generalsekretär der FDP in Nordrhein-Westfalen Moritz Körner schrieb auf der Plattform X: „Ich wähle Ursula von der Leyen nicht. Von der Leyen steht für Überregulierung, Schulden und einen Kuschelkurs mit Rechtsstaatsdemolierern."

Ein Posten von Gewicht

Die EU-Spitzenjobs wurden über den Kopf Melonis hinweg vergeben. Um das wettzumachen, zielt Rom auf ein Schlüsselressort in der Kommission.

Von Matthias Rüb, Rom

Hält das Verhältnis weiter für intakt: *Meloni im Juni mit von der Leyen* Foto AFP

Weder ihre Frauenfreundschaft noch die professionelle Zusammenarbeit hätten Schaden genommen. So sprach Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni am Samstag über ihr Verhältnis zur alten und neuen EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen – in einem ausführlichen Interview mit dem Mailänder Blatt „Corriere della Sera". Dabei hatten die 24 Abgeordneten von Melonis rechtskonservativer Partei Brüder Italiens zwei Tage zuvor im Straßburger Parlament geschlossen gegen eine zweite Amtszeit für die deutsche Christdemokratin gestimmt. Für von der Leyen spielte das ablehnende Votum der Partei Melonis und der von Meloni geführten Parteienfamilie der Europäischen Konservativen und Reformer (EKR) letztlich keine Rolle. Denn die fast geschlossene Unterstützung der Liberalen und namentlich der Grünen – der beiden großen Verlierergruppen der Europawahlen vom 9. Juni – sicherte ihr die Wiederwahl, ungeachtet der Neinstimmen von der EKR, die Stimmen und Mandate hatte zugewinnen können.

„Wir sind Personen, die Verantwortung tragen und uns des Gewichts dieser Verantwortung bewusst sind", sagte Meloni in dem Zeitungsinterview über ihr Verhältnis zu von der Leyen. „Wir haben bisher zusammengearbeitet und werden dies auch in Zukunft tun. Italien ist Gründungsmitglied der EU, verfügt über die zweitgrößte verarbeitende Industrie und über die drittgrößte Volkswirtschaft der Union. Dazu haben wir die stabilste Regierung unter den großen Nationen Europas. Jeder ist sich des Gewichts und der Rolle Italiens bewusst, und ich bin sicher, dass dies die Kriterien sein werden, die bei der Nominierung der EU-Kommissare zugrunde gelegt werden."

Das ist eine optimistische Einschätzung der italienischen Regierungschefin, die durch jüngste Erfahrungen nicht gefestigt wurde, im Gegenteil. Denn all diese Kriterien für das besondere Gewicht Roms galten auch schon, als es vorab um die Nominierung für die Spitzenposten ging: neben dem Chefposten in der Kommission (von der Leyen aus Deutschland) sind dies das Schlüsselressort für Außen- und Sicherheitspolitik (Kaja Kallas aus Estland), der Vorsitz im Europäischen Rat der Staats- und Regierungschefs (António Costa aus Portugal) und der Vorsitz im EU-Parlament (Roberta Metsola aus Malta). Und dennoch wurden diese Entscheidungen bei Verhandlungen unter Führung von Paris und Berlin getroffen, ohne dass das Wort Roms Gewicht gehabt hätte oder auch nur gehört worden wäre.

Diese politische Niederlage Melonis lässt sich schlecht leugnen. Die linken Oppositionsparteien beklagen, dass Meloni Italien auf europäischer Ebene in die Isolation geführt habe, weil sie Parteiinteressen über nationale gestellt habe. Auch das von Meloni gezeichnete Selbstporträt von der „stabilsten Regierung unter den großen Nationen Europas" – als Gegenbild zu den zerstrittenen oder gar zerfallenen Regierungen in Berlin und Paris – hat nach der Abstimmung im Straßburger Parlament Kratzer bekommen: Dort waren sich die Römer Koalitionsparteien jedenfalls uneins, worüber sie jetzt daheim hörbar streiten. Wie die Brüder Italiens hatte auch die rechtsnationale Lega von Verkehrsminister Matteo Salvini gegen von der Leyen gestimmt, während die christdemokratische Forza Italia unter Führung von Außenminister Antonio Tajani die eigene Kandidatin aus der Parteienfamilie der Europäischen Volkspartei (EVP) unterstützt hatte. Salvini warf dem heimischen Koalitionspartner Tajani vor, dass dieser auf europäischer Ebene gemeinsame Sache mit den Sozialdemokraten gemacht und für von der Leyen gestimmt habe. Tajani schoss zurück, Salvini habe seinerseits gemeinsam mit der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung gegen von der Leyen gestimmt, obschon diese daheim ebenso zur Opposition gehörte wie die Sozialdemokraten.

Will Meloni die Scharte auswetzen, dass über ihren Kopf hinweg und gegen die Stimmen ihrer Parteienfamilie die EU-Spitzenjobs bestimmt und bestätigt wurden, muss sie ihr Mindestziel eines Schlüsselpostens in der Kommission für Italien erreichen – als mögliche Optionen nannte sie jetzt die Posten für Wettbewerb, Wirtschaft, Industrie oder Regionalpolitik. Zudem pocht sie für Italien auf einen der fünf Vizepräsidentenposten oder, besser noch, auf einen der beiden Posten als geschäftsführender Vizepräsident in der Kommission. Ihr Favorit ist ihr gegenwärtiger Europaminister Raffaele Fito, der auch ihrer Partei angehört. Sie muss aber gemäß den Brüsseler Regularien auch eine Frau nominieren für jenen „Posten von Gewicht" in der Kommission, auf welchen Meloni namens Italiens Anspruch erhebt.

Ausschreitungen in Wien durch „Antifaschisten"

Verletzte und Festnahmen bei Gegendemonstration gegen „Identitäre" / *Von Stephan Löwenstein, Wien*

In Wien ist es am Wochenende bei einer linken Gegendemonstration gegen eine rechte Antimigrationskundgebung zu Ausschreitungen gekommen. Die Gewalt richtete sich vor allem gegen Polizisten, die die Gruppen auseinandergehalten haben. Laut Wiener Polizei wurden drei Polizisten verletzt, ein Streifenwagen beschädigt, zehn Personen wurden wegen des Vorwurfs strafrechtlicher Delikte vorläufig festgenommen, 271 wurden angehalten, um die Identität festzustellen.

Veranstalter der für Samstag als Erstes angemeldeten Demonstration war die Gruppierung der „Identitären", die vom österreichischen Verfassungsschutz als Teil der rechtsextremen Szene eingeordnet wird. Sie forderten auf Plakaten „Remigration", also die Rückführung oder Rückkehr von Migranten aus Europa in ihre Herkunftsländer. Der Begriff ist hoch umstritten, weil die Forderung sich auch auf Personen mit rechtmäßigem Aufenthaltsstatus oder sogar europäischer Staatsangehörigkeit bezieht. Sie wird von der in Deutschland und Österreich grenzüberschreitend aktiven „Identitären Bewegung" erhoben, aber auch vom Parteichef der FPÖ, dem früheren österreichischen Innenminister Herbert Kickl. Zum Protest gegen diese Kundgebung riefen Gruppen auf, die sich als antifaschistisch bezeichnen, aber auch die Parteien SPÖ und Grüne.

In der Mitteilung der Wiener Polizei werden die beiden „Marschkundgebungen", an denen jeweils wenige Hundert Personen teilgenommen haben, sowie mehrere „Standkundgebungen" nicht namentlich oder inhaltlich zugeordnet. Doch geht daraus hervor, dass die Gewalt von Gruppen in den Reihen der Gegendemonstranten ausging. In einer Konversation auf der Plattform X wurde das durch die Landespolizeidirektion ausdrücklich klargestellt: „Es war die Gegenkundgebung, die uns in Atem gehalten hat."

Den zehn wegen strafrechtlicher Delikte vorläufig festgenommenen Personen wird Widerstand gegen die Staatsgewalt vorgeworfen. Es gab außerdem 52 kurzfristige Festnahmen wegen Verstoßes gegen das Versammlungsgesetz. Das waren Personen, die den Weg der Identitären-Demonstration per Sitzblockade unterbrachen. Der Polizei sei es darum gegangen, ein Aufeinandertreffen der Teilnehmer der beiden Veranstaltungen zu verhindern, hieß es in der Mitteilung. „Vermummte Personen" hätten versucht, die erstgenannte Kundgebung zu stören oder zu verhindern. Dabei seien pyrotechnische Gegenstände gezündet sowie eine nicht genehmigte Sitzblockade errichtet worden. Vermummte hätten Steine und Flaschen geworfen und Beamte mit Pfefferspray angegriffen. Auch die Polizei habe Waffen wie Pfefferspray eingesetzt. Unbekannte Täter hätten die Front- und Heckscheibe eines Streifenwagens beschädigt. Laut Medienberichten kam es auch in den Reihen der Gegendemonstranten zu Verletzten.

Auf der Kundgebung der Identitären sprach unter anderen deren Anführer Martin Sellner. Er kritisierte das Verbot der Zeitschrift „Compact" in Deutschland durch Innenministerin Nancy Faeser (SPD). Bilder zeigen Fahnen und Plakate, auf denen „Remigration" gefordert und Unterstützung für „Compact" erklärt wird. Das in Österreich verbotene Erkennungssymbol der „Identitären" ist nicht zu sehen, wohl aber der darin enthaltene, nach oben zugespitzte Winkel („Lambda"), beispielsweise als Ersatz für ein A.

Innenminister Gerhard Karner (ÖVP) äußerte, die Polizei verfolge konsequent Straftaten auch im Rahmen von Demonstrationen, „ohne Unterschied, ob sie von Links- oder Rechtsextremen oder anderen Demokratiefeinden begangen werden". Grüne und SPÖ hatten die Veranstaltung schon zuvor kritisiert.

Die Grünenpolitikerin Eva Blimlinger forderte Karner auf, „dem rechtsextremen Treiben Einhalt zu gebieten". Ebenso wie SPÖ-Bundesgeschäftsführerin Sandra Breiteneder rief sie zur Teilnahme an den Gegenkundgebungen auf. „Wir sagen klar: Kein Fußbreit dem Rechtsextremismus", sagte Breiteneder vor der Demonstration und rief Karner auf, bei der Kundgebung „nicht wegzuschauen, sondern Rechtsbrüche zu unterbinden und konsequent zu ahnden". Über die Ausschreitungen, die dann stattfanden, äußerten sich beide am Sonntag zunächst nicht.

Gericht in Bangladesch ändert Quotenregelung

Reaktion auf Proteste mit mehr als 100 Toten / Konflikt um Besetzung von Stellen im öffentlichen Dienst

Nach tödlichen Zusammenstößen zwischen Demonstranten und der Polizei in Bangladesch hat das höchste Gericht in Dhaka die Wiedereinführung einer kontroversen Quotenregelung im öffentlichen Dienst teilweise zurückgedreht. Die Pläne hatten anhaltende heftige Studentenproteste ausgelöst.

Ab sofort sollten 93 Prozent der Einstellungen auf der Grundlage von Leistung erfolgen, entschied das Gericht am Sonntag nach Angaben des Senders BBC Bangla. Es folgte damit zumindest teilweise der Forderung der Protestierenden. Lediglich die restlichen sieben Prozent würden unter eine Quotenregelung kommen und vorwiegend für Nachkommen von Soldaten, die 1971 für die Unabhängigkeit des Landes gekämpft haben, reserviert sein, entschieden die Richter.

Das frühere System sah hingegen 30 Prozent der Stellen für Kriegsveteranen vor – insgesamt sollte damit mehr als die Hälfte der Stellen für bestimmte Gruppen reserviert sein. Die Quote ist ein politisches Ziel der langjährigen Ministerpräsidentin Sheikh Hasina, die sich in der Wahl im Januar eine fünfte Amtszeit gesichert hat. Die größte Oppositionspartei hatte die Wahl aus Protest gegen Repressionen allerdings boykottiert. Hasina ist die Tochter von Staatsgründer Sheikh Mujibur Rahman, der Bangladesch 1971 in die Unabhängigkeit führte. In dem Land mit mehr als 170 Millionen Einwohnern sind die Arbeitslosigkeit und Inflation hoch. Jobs für die Regierung sind meist gut bezahlt.

Seit dem Beginn der Gewalt am Dienstag seien mehr als 100 Menschen bei den Protesten gestorben, berichtete BBC Bangla unter anderem unter Berufung auf die Tageszeitungen „Prothom Alo" und „The Daily Star". Aktuelle Berichte dieser und anderer örtlicher Medien waren am Wochenende online nicht abrufbar. Die Regierung hatte Internet-, Telefon- und SMS-Verbindungen weitgehend gekappt. Offiziell bestätigt wurden die Opferzahlen nicht.

In den sozialen Medien beklagten viele Studenten das harte Vorgehen der Sicherheitskräfte. So soll der Student Abu Sayeed, der als erstes Opfer der Proteste gilt, in der Stadt Rangpur von mehreren Gummigeschossen der Polizei getroffen worden und später gestorben sein.

Seit Freitag um Mitternacht herrscht in dem Land eine Ausgangssperre, die Armee ist im ganzen Land stationiert. Trotzdem kam es laut BBC Bangla auch am Samstag zu vereinzelten gewaltsamen Zwischenfällen. Am Sonntag sollte die Ausgangssperre teilweise gelockert werden, damit die Menschen wichtige Besorgungen tätigen könnten, hieß es. Die Bundesregierung warnt vor Reisen nach Bangladesch. Das Auswärtige Amt erklärte, wer sich in Bangladesch aufhalte, sollte demnach „unbedingt die geltende Ausgangssperre" befolgen und an einem sicheren Ort bleiben. F.A.Z.

Wichtiges in Kürze

Entsetzen über Mord in der Ukraine

Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj hat am Wochenende auf die Ermordung der ehemaligen Abgeordneten Iryna Farion reagiert und der Familie der Getöteten sein Beileid ausgesprochen. „Alle Versionen werden untersucht, einschließlich der russischen Spur", schrieb der ukrainische Präsident auf Telegram. Die sechzig Jahre alte Philologin war am Freitagabend in der Nähe ihres Wohnhauses in Lemberg (Lwiw) erschossen worden. Nach Angaben ukrainischer Medien schoss der Täter ihr aus nächster Nähe in den Kopf und floh dann vom Tatort. Farion saß von 2012 bis 2014 für die rechtsextreme Partei „Swoboda" im Parlament. Auch danach trat sie entschieden für die ukrainische Sprache als einzige Amtssprache ein und äußerte sich mehrfach herablassend über russischsprachige Ukrainer. Deshalb kam sie auch mit dem Gesetz in Konflikt. ropu.

Müllballons aus Nordkorea

Nordkorea hat nach Angaben Südkoreas abermals mehrere Ballons mit Plastikbeuteln mutmaßlich voller Abfallprodukte über die stark militarisierte Grenze zwischen den beiden Ländern geschickt. Der Generalstab in der Hauptstadt Seoul teilte laut der amtlichen Nachrichtenagentur Yonhap am Sonntag mit, dass die Ballons in Richtung der Grenzprovinz Gyeonggi unterwegs seien. Die Bevölkerung wurde dazu aufgerufen, die Ballons nicht zu berühren und stattdessen der Polizei zu melden. Seit Ende Mai hat Nordkorea schon mehr als tausend solcher Ballons nach Südkorea geschickt. dpa

Korrektur

Anders als in unserer Donnerstagsausgabe angegeben, handelt es sich bei dem offenbar unter Wert an einen Investor aus Singapur verkauften Gebäude in Venedig um den Palazzo Foresti Papadopoli nahe dem Piazzale Roma. F.A.Z.

F.A.Z. Einspruch —
Wir feiern 75 Jahre Grundgesetz

Testen Sie Ihr Wissen und sichern Sie sich die Frankfurter Allgemeine Einspruch 4 Wochen gratis. Zudem erhalten Sie die Chance auf ein unvergessliches Erlebnis.

Wir verlosen 3 × 2 Tickets für die exklusive Liveaufzeichnung unseres Einspruch-Podcasts in der Humboldt-Universität zu Berlin, inklusive einer Führung durch unser F.A.Z.-Hauptstadt-Büro. Eine Übernachtung im Boutique Hotel Château Royal, welches zentral zwischen unserem Hauptstadt-Büro und dem Brandenburger Tor gelegen ist, ist ebenfalls inbegriffen.

Jetzt teilnehmen und gewinnen: faz.net/quiz-einspruch

Das Grenzdurchgangslager Friedland (bei Göttingen) war für Millionen Heimatvertriebene und Rückkehrer aus der Kriegsgefangenenschaft, Spätaussiedler und zuletzt auch Flüchtlinge und Übersiedler aus der DDR das Tor zur neuen Heimat – und nicht selten zur Rückkehr in ihre Familien. Foto Wolfgang Haut

Bis dass der Tod euch scheidet

Wie in keiner anderen Sphäre überlagerten sich Wandel und Beharrung, Interventionen und Eigensinn so vielfältig und widersprüchlich wie in der Familie in Ost und West. Die alten, grenzübergreifenden Familienbande trugen ein gehöriges Stück dazu bei, dass zumindest über die Vorstellungen von Ehe und Familie viel Einigkeit herrschte.

Von Professor Dr. Gunilla Budde

Am 20. Juli 1947 ließ Adolf Blomeyer, Gutsbesitzer in Ostwestfalen und bald auch einer der Väter des jüngst gefeierten Grundgesetzes, eine Familientradition wiederaufleben. Seit Generationen war es guter Brauch, Berichte von der in alle Winde verstreuten Verwandtschaft zu sammeln und in einem „Familienbrief“ zu versenden. Während des Krieges war die Korrespondenz abgebrochen. Nun sollte das regelmäßige Rundschreiben wieder zu einem „festen Band der Gemeinsamkeit“ werden. Während seiner Monate als Mitglied des Parlamentarischen Rats, der seit September 1948 in Bonn tagte, meldete sich Blomeyer kaum zu Wort. Das „Parteiengeplänkel“ war dem von der CDU nominierten Landwirt zuwider. Erst als es um die Präambel ging, erhob er seine Stimme. Ein Großteil seiner weitverzweigten Familie lebte in der sowjetisch besetzten Zone. So war es ihm ein Herzensanliegen, den provisorischen Charakter der neuen Verfassung und den unverbrüchlichen Willen zur Wiedervereinigung dem Text des Grundgesetzes voranzustellen. Vor allem der Verwandtschaft im Osten wollte man die Botschaft vermitteln: Wir halten weiterhin fest zusammen.

Obwohl das Ende der deutschen Teilung von Jahr zu Jahr immer unwahrscheinlicher erschien, rissen verwandtschaftliche Kontakte zwischen Ost und West nie ab. Die Großfamilie, die angeblich schon im 19. Jahrhundert von der Kernfamilie abgelöst worden war, stand in den Fünfzigerjahren wieder hoch im Kurs. Die unfreiwillige Spaltung stärkte die Bande, die schon während des Krieges neue Bedeutung erlangt hatte. Bilder, die den Zusammenhalt vor Augen führten, gingen um die Welt. So auch das der Menschenschlange der 700.000 Westberlinerinnen und -berliner, die sich nach dem heiß ersehnten Passagierscheinabkommen an Weihnachten 1963 in eisiger Kälte vor der Grenzabfertigung am Bahnhof Friedrichstraße formierte, um ihre Lieben im Osten zu besuchen. Auf das SED-Regime wirkte der Ansturm aus

EINIG VATERLAND?
FOLGE 19

dem Westen wie eine trotzige Demonstration eines unverbrüchlichen Familiensinns. Dagegen bemühten sich die Bonner Parteien um eine Harmonisierung der deutsch-deutschen Beziehung. Besuche auch von Ost nach West möglich zu machen war das Ziel.

Die Einstellung gegenüber der Familie als einer traditionellen Institution unterschied sich in den ersten Jahren nach der Gründung der beiden deutschen Staaten fundamental. In der Bundesrepublik flankierte die florierende Familiensoziologie das Bemühen um ein Zurück zur „Normalität“. Helmut Schelskys 1953 erschienenes Werk über „Wandlungen der Familie der Gegenwart“, die aus der Krise erstarkt hervorgegangen sei, wurde auf dem Buchmarkt ein Renner. Zuvor sorgte der in Hamburg lehrende Soziologe auch ganz praktisch für die Zusammenführung von Familien, die während und nach dem Krieg auseinandergerissen worden waren: In Flensburg baute Schelsky den „Suchdienst des Roten Kreuzes“ auf.

Blind angesichts der Schwierigkeiten, die die Nachkriegszeit für viele Familien mit sich brachte, war die Wissenschaft indes nicht. Selbst die Regenbogenpresse bemerkte, dass häufig weniger der fehlende als vielmehr der plötzlich wieder präsente Vater die Mutter-Kinder-Idylle aufstörte. Eheberatungsstellen schossen wie Pilze aus dem Boden, vor allem in den Großstädten. Als oberster „Sittenwärter“ trat der CDU-Politiker Franz-Josef Wuermeling auf den Plan. Sein 1953 gegründetes „Ministerium für Familienfragen“ erklärte er zur Speerspitze des Kampfs für kinderreiche Familien. Frauen, die sich nicht auf Kinder und Küche beschränken wollten, unterstellte er „Wohlstandsfieber“ und „Geltungsstreben“ und eine unschickliche Abkehr von ihrer „eigentlichen Berufung“. Ein leistungsbereiter Vater, eine treu sorgende Mutter und mindestens drei wohlerzogene Kinder, lautete sein Credo. Wie sie ihr Miteinander hinter den Wohnungstüren gestalteten, so der gesellschaftliche Konsens, ging den Staat nichts an. Ins Spiel kam er nur, wenn das Wohl der Sprösslinge bedroht schien. Gegenüber dem Institut für Demoskopie Allensbach gaben sich fast achtzig Prozent der Befragten davon überzeugt, dass man nur in einer Familie gewohnter Façon selig sein könne.

Heilung und Festigung der Familie im Westen standen Skepsis und Misstrauen gegenüber der Institution im Osten gegenüber. Nicht nur DDR-Familien mit Westverwandtschaft gerieten unter besondere Beobachtung. Grundsätzlich war die Familie als Sphäre der Privatheit dem manisch misstrauischen SED-Staat suspekt. Westkontakte wurden mit Argusaugen überwacht, Postsendungen kontrolliert und unterschlagen, Anträge auf Reisen in den Westen selbst bei Trauerfällen rigoros abgelehnt. Wohl wissend um den Wert des Familienzusammenhalts nutzte man ihn jedoch auch, um Druck auszuüben und Loyalität zu erzwingen. Das Einschleusen von IM durch das Ministerium für Staatssicherheit in Familien oder auch Zwangsadoptionen waren der grausame Gipfel zahlreicher Versuche, Kontrolle auszuüben und durch die Schlüssellöcher der familiären Privatheit zu spähen: Kinder sollten in Schulaufsätzen von ihrem Familienleben erzählen, Brigadekollegen klingelten unangemeldet bei kranken Kollegen, Lehrer bei überrumpelten Eltern.

Zwar stellten die Verfassungen hüben wie drüben die Familie unter den besonderen Schutz des Staates. Doch während dem Grundgesetz die Erziehung der Kinder als „natürliche Aufgabe“ der Eltern galt, mussten sich ostdeutsche Eltern diesen Auftrag mit der gesamten Gesellschaft und dem sozialistischen Staat samt seinen Einrichtungen teilen. Als Krippenkinder, „Junge Pioniere“ und „FDJler“ sollten schon die Kleinsten und später die Jugendlichen möglichst viel Zeit in staatlicher Obhut und möglichst wenig Stunden in der eigenen Familie verbringen, um sie zu „sozialistischen Persönlichkeiten“ erziehen zu können.

Doch nicht nur die kleinen Staatsbürgerinnen und -bürger hatte der SED-Staat im Visier. Ihre Mütter brauchte man für die sozialistische Arbeitswelt. Mit den frühen, doch erst langsam wirklich flächendeckenden Kinderkrippen und -horten von häufig fragwürdiger Qualität stilisierte sich der Staat zum Vorkämpfer weiblicher Gleichberechtigung, deren Durchsetzung man mit der Einbindung in das Heer der Werktätigen verwirklicht sah. Der Wunsch, zu Hause bei den Kindern zu bleiben, geriet bald in das Kreuzfeuer staatlicher Kritik. In der Bundesrepublik dagegen blieb die „Nur-Hausfrau“ bis in die Siebzigerjahre nicht nur das Ideal – faktisch hatten Mütter oft keine andere Wahl. Kindergärten und -horte galten bis in die Achtzigerjahre als Notlösung und waren bewusst rar gesät. Zu den bis heute spürbaren Folgen gehört die Altersarmut von Frauen, die damals nicht erwerbstätig waren.

Die wenigen Einrichtungen, die es gab, öffneten spät und schlossen früh. Mütter, die trotzdem zur Arbeit gingen, wurden als Rabenmütter beschimpft – immer mit einem ideologisch unterfütterten Seitenblick auf die DDR.

Auch wenn die Ostberliner Führung dagegen im Westen gefeierte „Hausfrauenehe“ geißelte, rüttelte sie mit dem am 27. September 1950 verabschiedeten „Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau“ nur halbherzig an den Grundfesten des traditionellen Familienideals. Zugleich mit der Partizipation der Frauen am Arbeitsmarkt wurde die Zuständigkeit der Mütter für die Kinder festgeschrieben. Selbstverständlich zogen die Kinder morgens an der Hand der Mutter los und blieben tagsüber im Kinderhort des Betriebes, in dem die Mutter arbeitete.

Ein erster Entwurf eines Familiengesetzbuches, der die Väter stärker in die Pflicht nahm, landete 1954 schnell wieder in der Schublade von Justizministerin Hilde Benjamin. Erst 1965 wagte man einen neuen Vorstoß. Am Ende trug das neue Familiengesetzbuch eher konservative als innovative Züge. Gemäß der Präambel sollte die Familie „auf der für das Leben geschlossenen Ehe“ beruhen. Dabei lag die Scheidungsrate 1960 schon bei mehr als 15 Prozent und sollte sich in der folgenden Dekade verdoppeln. Mit einer einschränkenden Klausel wurde die gemeinsame elterliche Verantwortung für die Kinder in Paragraph 10 insoweit zurückgenommen, „dass die Frau ihre berufliche und gesellschaftliche Tätigkeit mit der Mutterschaft vereinbaren“ müsse. Eine Vereinbarkeit von Beruf und Vaterschaft stand nicht zur Debatte. Gleichsam als „moralisches Recht“ billigte man nun vor allem Müttern mit kleinen Kindern eine gewisse Auszeit vom Arbeitsleben zu.

Im Westen fand das neue Familiengesetzbuch der DDR ein breites, vielfach zustimmendes Echo – zumal die Familie in der Bundesrepublik fast ein Jahrzehnt lang ein gesetzloser Raum geblieben war. Der Auslöser dafür war der von Elisabeth Selbert im Parlamentarischen Rat erkämpfte Gleichberechtigungsartikel des Grundgesetzes. Er führte dazu, dass weite Teile des alten, im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) von 1896 kodifizierten Familienrechts am 1. April 1953 außer Kraft traten. Da die Adenauer-Regierung die Frist für ein neues hatte verstreichen lassen, wurde es durch Richterrecht ersetzt.

Das Gleichberechtigungsgesetz vom 18. Juni 1957 war ein erster Schritt auf dem Weg einer Reform des BGB. Bis dahin brauchte die Ehefrau die Erlaubnis des Gatten, um einen Führerschein zu machen, ein Bankkonto zu eröffnen oder einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Bis der „väterliche Stichentscheid“ fiel, mussten zwei weitere Jahre ins Land gehen: 1959 wurde die entsprechende Vorschrift des BGB durch das Bundesverfassungsgericht für verfassungswidrig erklärt. Das war noch die Zeit der „Schneewittchensenate“ an dem seit 1951 tätigen Karlsruher Gericht: Unter den acht Richtern des Ersten Senats war Erna Scheffler lange die einzige Frau. Sie wagte es, das Urteil vom Ende der Vatermacht, wie die „Frankfurter Allgemeine“ leicht mokiert festhielt, „mit einem Lächeln“ zu verkünden.

Die „Entmachtung“ westdeutscher Väter wertete die DDR als Ausweis der eigenen Fortschrittlichkeit. Gleichzeitig und wenig fortschrittlich trieb sie die Aufwertung der Mutterrolle weiter voran. Augenfällig wurde das schon auf Titelbildern der staatlich gelenkten Zeitschrift „Frau von heute“, auf denen statt der tüchtigen Traktoristin nun die liebevolle Mutter prangte. Ihr die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie zu erleichtern war nun das vordringliche Anliegen. Unter dem Motto „Beeinflussung der Reproduktionsfunktionen der Familie“ – im DDR-Alltagsjargon als „Muttipolitik“ ironisch belächelt – entwickelte die SED in den frühen Siebzigerjahren unter der Ägide von Generalsekretär Erich Honecker ein neues familienpolitisches Konzept mit pronatalistischem Anstrich. Denn nur wenig später als die Bundesrepublik, die mit der Einführung der Antibabypille der Vorreiter in Europa war, hatte man die „Wunschkindpille“ eingeführt. Auf beiden Seiten der Mauer rutschte damit die demographische Kurve in den Keller, die Familien wurden kleiner. Eine Fristenregelung sollte von 1972 an einerseits den „Willen zum Kind“ bestärken“, andererseits aber vor allem den vielen illegalen Schwangerschaftsabbrüchen ein Ende setzen. Als Nebeneffekt wollte man den Westen vorführen, indem sich die DDR abermals als der „emanzipiertere“ Staat präsentierte. Im Westen nämlich war der Paragraph 218 StGB der Stein des Anstoßes für die Frauen, die für eine Fristenlösung kämpften. Sie sollten nicht nur auf die Rechte ihrer Schwestern im Osten verweisen, sie taten es auch.

Neben mehr Selbstbestimmung billigte die ostdeutsche Muttipolitik den Frauen vor allem mehr Zeit mit ihren Kindern zu. Der Schwangerschaftsurlaub wurde auf 26 Wochen verlängert, die 40-Stunden-Woche für Frauen ab dem zweiten Kind eingeführt, ebenso wie die Option auf ein bezahltes Jahr nach der Geburt. An den Türen vieler Kleinbetriebe hing nun das Schild „Wegen Babyjahr geschlossen“. Abermals zementierten die familienpolitischen Maßnahmen die Vorstellung, dass Familienverantwortung Frauensache sei.

„Neue Väter“ waren zu der Zeit noch nicht in Sicht und erst recht nicht Teil staatlicher Planung. Erst Ende der Siebzigerjahre wurde der Ruf nach dieser seltenen Männerspezies lauter. Bei der Hollywood-Schmonzette „Kramer gegen Kramer“ zückte ein gesamtdeutsches Kinopublikum die Taschentücher, als Dustin Hoffman am glücklichen Ende zum begeisterten und begnadeten alleinerziehenden Vater mutierte. Im Fernsehen der DDR lief wenig später die Serie „Aber Vati“, die wieder Zweifel an dem neuen Familienkonzept nährte. Erst in den Achtzigerjahren meldeten sich mehr und mehr erboste DDR-Väter mit „Eingaben“ zu Wort, in denen sie das gemeinsame oder alleinige Sorgerecht einklagten und deren Kinder darum baten, nach der Scheidung beim „Pappa“ bleiben zu können. Auch vor westdeutschen Richterbänken mehrten sich klagende, doch meist erfolglose Väter.

Dass immer mehr Familien im Gerichtssaal endeten, bereitete hüben wie drüben Kopfzerbrechen. Mehr noch im Osten, denn hier zogen ökonomisch unabhängige Ehefrauen noch weit häufiger als im Westen vor den Kadi. Immerhin gingen die Geschiedenen fast immer neue Verbindungen ein. Denn die Ehe zwischen Mann und Frau als die allein selig machende Variante des Miteinanders beider Geschlechter und als Fundament der Familie beschwor man auf beiden Seiten der Mauer. Noch bis in die Achtzigerjahre hinein bestanden in der Bundesrepublik 72 Prozent der westdeutschen und 82 Prozent der ostdeutschen Familien aus einem verheirateten Ehepaar mit und ohne Kinder.

Andere Familienentwürfe hatten es schwer. Frauen ohne Ehemann wurden vor allem in der Bundesrepublik gesellschaftlich stigmatisiert. Anfangs galten sie vor dem Hintergrund des kriegsbedingten Männermangels als potentielle Verführerinnen achtbarer Gatten. Ihr schlechter Leumund hielt sich in der Bundesrepublik deutlich länger als in der DDR, wo zumindest alleinerziehende Mütter bald als Normalität toleriert wurden. Ostdeutsche Standesbeamte nahmen gleich zwei Geburtsurkunden mit auf die Wöchnerinnenstation: eine für verheiratete, eine für ledige Mütter. Aus den 15 Prozent unehelicher Kinder des Jahres 1950, die in der Bundesrepublik als „Bastarde“ diffamiert wurden, waren sechs Jahre später drei Prozent geworden. Während ein „Fräulein Mutter“ nur in Westdeutschland bis weit in die Sechzigerjahre hinein ein Makel blieb, kursierte das entlarvende Schmähwort „Muss-Ehe“ hüben wie drüben.

Dass man einen Ehepartner jenseits der Mauer suchte, war in der DDR nicht erwünscht, wenn mit der Liebe ein Umzug in den Westen drohte. Den umgekehrten Weg dagegen begrüßte man umso mehr. Als eine Oldenburger Diakonieschwester kurz nach dem Bau der Mauer einen Pfarrer aus Jena heiratete und man gemeinsam nach Thüringen zog, sorgte das hüben wie drüben für Schlagzeilen: Der Westen feierte den Sieg der Liebe über alle Grenzen hinweg, der Osten die junge Braut, die sich für das „bessere Deutschland“ entschieden habe. In den Achtzigerjahren häuften sich die Anträge vor allem von ostdeutschen Frauen, die einem westdeutschen Partner das Ja-Wort geben wollten.

Dass die Ehe so hoch im Kurs stand, bewog auch die Wissenschaft, sich für das Miteinander hinter den Schlafzimmertüren zu interessieren. Mitte der vermeintlich prüden Fünfzigerjahre wurde in Westdeutschland der auf Hunderten Interviews über das Sexualleben von Männern und Frauen basierende „Kinsey-Report“ zum Kassenschlager. Der ostdeutsche „Ehepapst“ Rudolf Neubert schmähte das Werk in seinem „Neue[n] Ehebuch“ von 1957 als für die DDR und selbst für die BRD „völlig ungeeignet“. Doch wenige Jahre später hatte auch Ostdeutschland mit Siegfried Schnabl, Leiter einer Eheberatungsstelle im damaligen Karl-Marx-Stadt, seinen Oswald Kolle. Beide erfreuten sich großer Beliebtheit und provozierten kaum. Schließlich ging es ihnen primär um das Sexualleben in der Ehe. Das galt vermeintlich auch für Beate Uhse, die Mutter Courage des Tabubruchs, die ihre ersten Sexshops programmatisch „Fachgeschäft für Ehehygiene“ nannte.

Als in der Bundesrepublik die Studentenbewegung die sexuelle Befreiung zur Losung erkor und Sex explizit von der Institution der Ehe löste, drehte sich bald in beiden Staaten der Wind. Der Trauschein verlor an Wert. Neue, liberalere Erziehungsideen schwappten von West nach Ost über die Mauer und in die Familien, allerdings weniger in die Kinderkrippen. Als die Bürgerrechtlerin Ulrike Poppe Anfang der Achtzigerjahre in Ostberlin einen „Kinderladen“ öffnete, war der dem SED-Regime ein Dorn im Auge. Der Laden überlebte nicht lange. Gegenüber der Jugend war man machtloser. In den Klubs unterliefen die „Schallplattenunterhalter“ die staatliche Quotierung von Westmusik, und aus den ost- wie westdeutschen Jugendzimmern dröhnten die Bässe anglo-amerikanischer Rockbands. Eltern in Ost wie West mussten sich an neue Haar- und Kleidermoden des pubertierenden Nachwuchses gewöhnen. Diese wuchsen in den Achtzigerjahren häufig in Elternhäusern auf, in denen man auch im Osten Freiheit großschrieb und kritisch fragen und offen sprechen durfte. Tausende „Eingaben“ pochten nun zunehmend wütend auf die in der DDR-Verfassung verbriefte „staatsbürgerliche Mündigkeit“ und gaben das „als Kompass“ (Christina Morina) an die Kinder weiter.

Auch die Schattenseiten der Ehe kamen nun öffentlich zur Sprache. 1973 eroberte der Film „Szenen einer Ehe“ des schwedischen Regisseurs Ingmar Bergmann die bundesdeutschen Kinos. Die DDR kaufte dieses Ehe-Trauerspiel nicht ein, konterte aber drei Jahre später mit einem DEFA-Film unter dem erstaunlichen Titel „Bis dass der Tod euch scheidet“. Systemkonform holte der Regisseur Heiner Carow die Ehekrise zwar ins Arbeitermilieu, doch weder Filmtitel noch Happy End entsprachen der ostdeutschen Wirklichkeit. In der DDR endete ein Drittel der Ehen in den Siebzigerjahren vor Gericht.

Ungeachtet dessen zeigte man auf den Kinoleinwänden und Fernsehschirmen in West und Ost mit Vorliebe eher Bilderbuchfamilien. Da das Westfernsehen Familien hüben und drüben allabendlich vereinte, weckten die Werbespots auf beiden Seiten Konsumträume. Auf den Wunschlisten der DDR-Familien an ihre Westverwandtschaft fanden sich vor allem die auf der Mattscheibe präsentierten Markenartikel. Doch die heiß begehrte „Geschenksendung“ von maximal sieben Kilogramm, die einmal im Monat bei vielen ostdeutschen Familien eintrudelte, sorgte nicht immer nur für Freude. Das „Westpaket“ verströmte mit Bohnenkaffee, Orangen und „FA-Seife“ zwar den Duft der großen, weiten Welt. Doch häufig waren es der falsche Kaffee und die nicht „richtige Jeans“ (Eckart Plenzdorf), die die „Tante im Westen“ (Wolf Biermann) eingepackt hatte.

Hohe Erwartungen führten zu Enttäuschungen und Spannungen in der Großfamilie. Immer öfter offenbarten die Inhalte, wie wenig man noch voneinander wusste. Als seit dem 9. September 1964 die 60 Jahre alten Rentnerinnen und 65 Jahre alten Rentner für maximal vier Wochen zu ihren Westfamilien reisen durften, konnten die Großeltern einiges zumindest kurzzeitig richtigstellen und gegenseitige Illusionen entzaubern. Und ungeachtet aller potentiellen Missverständnisse entschied sich das Gros der Ostfamilien, wenn sie vor allem in den 1950er- und dann wieder in den Achtzigerjahren der DDR den Rücken kehrten, für einen Ort, an dem man sich von der dort ansässigen Verwandtschaft Hilfe beim Ankommen im Westen erhoffte.

Während die Mauer stand, ragte die „Krake Staat“ weitaus weniger in ostdeutsche Familien hinein als von der SED geplant. Die Regulierungs- und Gestaltungsmacht des Regimes endete oftmals an der Wohnungstür. Zum Teil trug es selbst dazu bei, dass überkommene Rollenmuster fortlebten. Die Familie erwies sich als Traditionsbastion voller althergebrachter Konventionen, vertrauter Muster und Normalitätsideale. Wie in keiner anderen Sphäre überlagerten sich Wandel und Beharrung, Interventionen und Eigensinn so vielfältig und widersprüchlich wie in der Familie in Ost und West. Die alten, grenzübergreifenden Familienbande trugen ein gehöriges Stück dazu bei, dass zumindest über Familienvorstellungen viel Einigkeit herrschte.

Neue Familienbande zwischen West und Ost sind auch 35 Jahren nach dem Zusammenbruch der DDR eher die Ausnahme als die Regel. Die Mauer in den Köpfen und wechselseitige Vorurteile bewirken bis heute, dass nur rund sechs Prozent eine Ehe mit Partnern eingehen, die im jeweils anderen Deutschland aufgewachsen sind. Andere Familienformen zu probieren setzt sich dagegen trotz aller Veränderungsresistenz zunehmend durch. Seit der Legalisierung gleichgeschlechtlicher Ehen 2017 nimmt die Zahl der „Regenbogenfamilien“ zu, gleichzeitig aber auch die der gewollt oder ungewollt Familienlosen. 2023 gab es 16,7 Millionen Single-Haushalte, obwohl laut dem „Familienreport 2024“ fast neunzig Prozent der Jugendlichen „ein gutes Familienleben“ für den wichtigsten Wert halten und als ihr persönliches Ziel erstreben. Ein Ende der Familie, wie auch immer sie aussieht, ist nicht in Sicht.

◆ ◆ ◆

Die Verfasserin lehrt Deutsche und Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg.

Diebstähle in Gedenkstätte Dachau

dpa. MÜNCHEN. Aus den KZ-Gedenkstätten Flossenbürg und Dachau sind zuletzt mehrere Gegenstände gestohlen worden. Die Polizei ermittelt und bittet um Zeugenhinweise auf den oder die unbekannten Täter. Das Sicherheitskonzept in den beiden ehemaligen Konzentrationslagern solle überprüft und den technischen Entwicklungen entsprechend optimiert werden, teilte eine Sprecherin der Stiftung Bayerische Gedenkstätten mit.

Das Motiv für die Taten ist noch unklar, wie es hieß. Die Polizei schließt jedoch nicht aus, dass es sich bei den Dieben um Trophäensammler handelt. Aus Sicht der Stiftung Bayerische Gedenkstätten handelt es sich dabei insoweit um Einzelfälle, als es seit dem Diebstahl des Lagertors der KZ-Gedenkstätte Dachau vor zehn Jahren keine Vorfälle mehr gab. An den KZ-Gedenkstätten fänden regelmäßig Gespräche mit den Sicherheitsbehörden statt.

Aus der KZ-Gedenkstätte Dachau wurden den Angaben nach aus dem ehemaligen Krematorium – der sogenannten „Baracke X" – ein als Attrappe dienender Duschkopf sowie der Türriegel einer Tür der ehemaligen Gaskammer gestohlen.

Eine Waschbeckenhalterung und ein Deckel des Kamins wurden aus der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg gestohlen. Zudem wurde eine Gedenktafel für den ehemaligen Häftling Rudolf Nowak, der im Januar 1945 im Lager starb, entwendet, wie eine Stiftungssprecherin sagte. Weiterhin seien Anfang des Jahres historische Granitplatten aus einem Gehweg gestohlen worden, die zur Restaurierung gelagert worden seien.

Das Tor der Gedenkstätte Dachau mit der zynischen Aufschrift „Arbeit macht frei" war im November 2014 gestohlen worden und zwei Jahre später nahe der norwegischen Stadt Bergen wiederaufgetaucht. Es gab einen anonymen Hinweis auf den Fundort. An der Gedenkstätte wurde nach dem Verschwinden des Tores eine Replik eingesetzt und das Original nach der Rückkehr restauriert und in die Ausstellung integriert. Der Schriftzug „Arbeit macht frei" war nach dem Krieg von dem Originaltor entfernt und 1965 rekonstruiert worden.

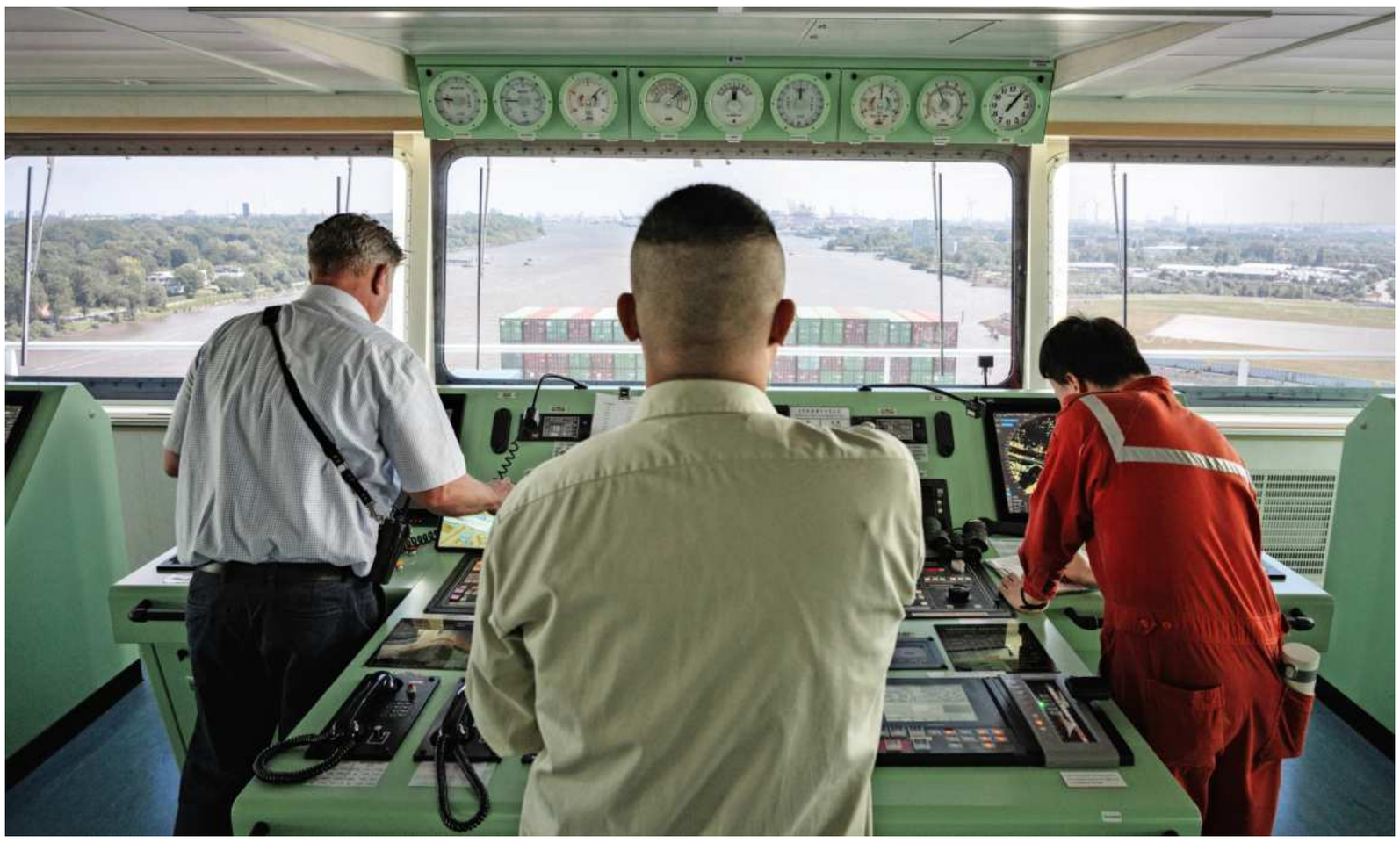
Aus der Bronx nach Harvard

joch. FRANKFURT. Viele junge Amerikaner träumen von einem Platz an einer der acht Eliteuniversitäten der Ivy League, Malena Galletto durfte sich nun für eine von ihnen entscheiden. Die 17 Jahre alte New Yorkerin wurde aufgrund ihrer schulischen Leistungen von all diesen Privatuniversitäten angenommen, zudem von allen 20 weiteren Schulen, für die sie sich beworben hatte. „Als ich den ersten Brief öffnete, bereitete

Foto @malenagalletto/Instagram

ich mich darauf vor, eine Absage zu erhalten", sagte die junge Frau im Interview mit der „New York Post" bescheiden. „Und dann öffnete ich nach und nach die Briefe mit Rückmeldungen, und jedes Mal stand da: ‚Herzlichen Glückwunsch zu ihrem Studienplatz!'" Das Besondere: Galletto wird die Erste in ihrer Familie sein, die ein College besucht. Die Tochter argentinischer Eltern, die im Jahr 2000 nach Washington Heights in New York migrierten und beide als Tangolehrer arbeiten, schloss im Juni die Bronx Science High School ab. Die öffentlich finanzierte weiterführende Schule im New Yorker Stadtteil Bronx ist ausgerichtet auf eine spezielle Förderung von hochbegabten Schülern. „Die Schule war immer meine oberste Priorität, das war schon in der Grundschule so", sagte Galletto. Ihre Eltern hätten stets zu ihr gesagt, dass Bildung das Wichtigste sei.

Und für welche Universität hat Galletto sich entschieden? „Tief in meinem Inneren war es für mich immer Harvard", so Galletto, die an der ältesten Universität der USA Politikwissenschaften und Physik studieren wird. „Ich kann es kaum erwarten."



Berater, aber nie am Steuer: *Auch wenn Lotsen das Schiff faktisch in den Hafen führen, ist der Kapitän weiterhin verantwortlich, sein Steuermann hält das Ruder.* Foto Aaron Leithäuser

Wie parkt man ein 400-Meter-Schiff?

Der Hamburger Hafen ist eng, die Tide stark, und die Schiffe werden immer größer. Das macht den Job eines Lotsen alles andere als einfach.

Von Julian Staib, Hamburg

Schnell fährt das Lotsenboot längsseits an das Containerschiff. Es schaukelt kurz heftig, Wasser spritzt auf, dann wird die Hängeleiter sichtbar, die an der riesigen Wand des Containerschiffs herabbaumelt. Rasch klettern die beiden Lotsen hinauf. Ein Matrose leitet sie quer durch das Schiffsinnere rauf auf die Brücke. Dort oben, mehr als 50 Meter über dem Wasser, werden sie kurz, aber sehr freundlich von dem Kapitän und seinem Steuermann begrüßt. Jetzt muss alles schnell gehen. Bis zum Einlauf im Hafen bleibt nicht mehr viel Zeit.

Die Ever Act ist ein 400 Meter langer und 61,5 Meter breiter Riese auf der Elbe, angetrieben von 80.000 PS. Bis zu 24.000 Container kann sie tragen. Größere Schiffe laufen den Hamburger Hafen nicht an. Der ist gemessen am Containerumschlag nach Rotterdam und Antwerpen der größte Hafen Europas. Doch die Einfahrt ist schwierig, ohne die Lotsen ginge hier nichts. Denn von der Elbmündung in der Nordsee bis zum Hafen beträgt die Entfernung mehr als 100 Kilometer. Vielerorts ist der Fluss schmal, permanent muss er ausgebaggert werden. Und aufgrund der starken Tide können die größten Containerschiffe nur in einem bestimmten Zeitfenster auf einer Art Welle ein- und ausfahren. Quer durch all die Kreuzfahrt- und Fährschiffe werden sie dann hindurchgelotst.

Jan-Peter Jansen übernimmt heute oben auf der Brücke die Rolle des Fahrlotsen, also des führenden Lotsen an Bord. Er ruft dem Steuermann den Kurs zu, „one-zero-three". „One-zero-three, Sir", bestätigt der Steuermann und verändert den Kurs des Schiffes leicht. Johann-Henrik Lüders, der heute an Bord die Rolle des Zweiten Lotsen übernimmt, hält den Kontakt mit der nautischen Zentrale, den Schleppern, den anderen Schiffen und der Wasserschutzpolizei. Auch wenn nun die Lotsen das Schiff faktisch in den Hafen führen, ist der Kapitän weiterhin verantwortlich, hält sein Steuermann weiterhin das Ruder in der Hand. „Wir sind als Lotsen nur Berater, wir übernehmen nie das Steuer. Das machen weltweit nur die Lotsen im Panamakanal", sagt Lüders.

Tief unter uns ziehen nun die feinen Elbvororte vorbei: Das Blankeneser Treppenviertel, dann Nienstedten mit dem Fähranleger Teufelsbrück, auf dem die Leute in der Sonne Pommes essen, dahinter der prachtvolle Jenischpark. Später große, weiße Villen und Elbstrände. Hinter dem vielen Grün ist die Innenstadt zu sehen; die Brücke ist so hoch, dass man von oben auf die Stadt schaut.

Auf der anderen Seite das große Airbus-Areal mit dem eigenen Flughafen. Später folgt das große backsteinerne Lotsengebäude, auf dessen Turm weit sichtbar die Pegelstände der Elbe angezeigt werden. Hier befindet sich die Zentrale der Hafenlotsen, hier besteigen sie die Lotsenboote. Wobei diese – das ist den Lotsen wichtig – nur Transportmittel sind. Anders als viele denken, weist kein Lotsenboot einem Schiff seinen Weg. Es dient nur als eine Art Taxi, damit die Lotsen auf die Schiffe kommen. Oft fahren die Lotsen sogar mit einem echten Taxi in den Hafen zu einem Schiff. Selbst in Hamburg, einer Stadt, die aufs Engste mit dem Wasser verbunden ist, hätten viele Leute keine Ahnung, würden oft Schlepper- und Lotsenboote verwechselt, erzählen die Lotsen lachend.

Die Ever Act gehört einer taiwanischen Reederei und fährt unter der Flagge Panamas. Der Kapitän Zhong-Yang Pan trägt khakifarbene Uniform und ist überaus freundlich, sein Englisch aber ist kaum zu verstehen. Dem Kapitän ist die Anspannung bei der Einfahrt in den Hafen anzumerken. Er steht vor dem Pult mit Steuerrad, Geschwindigkeitsregler und allerlei Bildschirmen. Immer wieder greift er zum Fernrohr und schaut dorthin, wo sein Schiff gleich rückwärts in die schmale Hafeneinfahrt gelotst werden soll. Widerspruchslos folgen er und seine Crew den Hinweisen der Lotsen. Am meisten Zeit nehmen die Beratungen zum Festmachen des Schiffs im Hafen in Anspruch, aber auch da gibt es keine Meinungsverschiedenheiten. Man einigt sich auf „acht plus zwei", das heißt am Bug wie am Heck je zehn große Leinen.

Ein Mann auf der Brücke verabschiedet sich. Er arbeitet als Elblotse, half das Schiff bis in Hamburger Gewässer zu bringen, wo dann die Hafenlotsen übernehmen. Vor ihm war ein Seelotse an Bord, der das Schiff in die Elbe hineinbrachte. Und während der gesamten Fahrt in Europa ist noch ein Überseelotse dabei. Ein Kroate, der das Schiff im französischen Cherbourg bestiegen hatte. Was das in den rund 18.000 Containern geladen habe? Wisse er genauso wenig wie die Besatzung selbst, sagt der Mann. Er war einst als Kapitän auf den Weltmeeren aktiv, der Job als Lotse aber sei tausendmal besser, sagt er. Auch die beiden Hafenlotsen Lüders und Jansen waren zuvor Kapitäne. Sein Vater, ebenfalls ein Kapitän, habe ihn im Alter von fünf Jahren auf einem Stückgutfrachter mitgenommen, erzählt Jansen. „Danach wollte ich zur See."

Um Hafenlotse zu werden, braucht man ein Kapitänspatent, dazu eine achtmonatige Ausbildung. Danach darf man Schiffe lotsen. Die ganz großen aber erst nach sieben Jahren Dienst. Die knapp 70 Hafenlotsen sind Freiberufler und haben sich in der Hafenlotsenbruderschaft zusammengeschlossen. Sie arbeiten acht Tage am Stück, teilweise mit sehr langen Schichten, da sie immer drei Schiffe hintereinander abfertigen. Dann haben sie sechs Tage frei. Das sei besser als früher, als er als Kapitän mit den großen Schiffen manchmal vier bis acht Monate auf den Weltmeeren unterwegs gewesen sei, sagt Lüders. Er ist Vorsitzender der Hafenlotsenbrüderschaft und schwärmt von dem Beruf: „Wir tragen große Verantwortung und haben jeden Tag Ergebnisse. Zudem sind wir als Lotse Teil eines komplexen Räderwerks rund um den Hafen. Und wer kann schon in so einem Umfeld wie dem Hamburger Hafen arbeiten?"

Doch nicht alles ist rosig. Die Anzahl der Containerschiffe, die in den Hamburger Hafen kommen, ist seit einigen Jahren rückläufig. Der Containerumschlag war bis 2007 gestiegen, seitdem geht er zurück. Hamburgs Hafen ist in Europa immer noch die Nummer drei, mehr als 3000 Containerschiffe laufen jährlich ein, doch Hamburgs Bedeutung im internationalen Vergleich geht zurück. Und es gibt Probleme, jüngere Kollegen zu finden. Von der Lotsenbrüderschaft gingen in den kommenden zehn Jahren rund 40 Prozent der Kollegen in den Ruhestand, und an den Seefahrtsschulen gebe es nicht genügend Nachwuchs, sagt Lüders. „Wir müssen uns darauf einstellen, dass es weniger Lotsenbewerber für den aktuellen Ausbildungsweg gibt." Helfen soll die neuaufgestellte Ausbildung des Bundes für Seelotsen, die nun auch Bewerbern offensteht, die keine zweijährige Seefahrtzeit als Kapitän vorweisen können. Daran will man sich in Hamburg orientieren.

An Bord der Ever Act flimmern auf der Kommandobrücke viele Bildschirme. Auf einem ist die Fahrstrecke detailliert vorgezeichnet. Warum braucht es in Zeiten von GPS-Navigation und digitalen Karten überhaupt noch Lotsen? „Die Kapitäne allein können das Schiff nicht in den Hafen bringen", sagt Lüders dazu. „Hamburg ist der schönste, aber auch der schwierigste Hafen." Die Elbe als Tidengewässer sei sehr anspruchsvoll. „Wer da einen Fehler macht, bleibt stecken".

Was die Einfahrt aus Sicht von Lüders schwierig macht, ist vor allem der Tidenhub, also der Unterschied zwischen Niedrig- und Hochwasser. Der beträgt im Durchschnitt rund 3,8 Meter. Zwar ist die Elbe bei Niedrigwasser zu flach für die großen Schiffe. Doch kommen die ohnehin meist nicht voll beladen an, denn sie haben bereits in den Häfen davor viele Container abgeladen. Entscheidend ist jedoch, dass aufgrund der tidenbedingten starken Strömung die ganz großen Frachter nur eine Stunde vor und zwei Stunden nach Hochwasser in den Hafen einlaufen können.

Die starke Strömung verändert fortwährend den Untergrund. Nur die Lotsen verfügten über eine täglich aktualisierte Seekarte mit detaillierten Tiefenangaben, sagt Lüders. Auch die Koordination der Schlepper müsse man lernen, die Kapitäne seien froh, wenn sie das nicht übernehmen müssten. Zudem sei Hamburg als „Universalhafen" für viele Kapitäne ungewohnt. „Es gibt keinen Schiffstyp, der nicht nach Hamburg kommt", sagt Lüders: Containerschiffe, Tanker, Autotransporter, Militär-, Kreuzfahrtschiffe, Fähren, Segler und mehr. „Kapitäne von Großcontainerschiffen sind eigentlich Platz bis zum Umfallen gewöhnt, in Hamburg aber ist alles sehr eng."

An diesem Tag kommt zu all dem noch Wind der Stärke fünf, in Böen auch sechs hinzu. Das führt dazu, dass das große Schiff leicht gegensteuern muss. „Vorhalten", nennen das die Lotsen. Das Schiff fährt also leicht schräg die Elbe hinauf – und braucht zum Manövrieren noch mehr Platz als ohnehin schon.

Kurz bevor es in den Containerterminal Burchardkai drehen soll, sperrt die Wasserschutzpolizei die Elbe ab. Immer wieder wird per Funkspruch gefragt, ob ein Segler oder eine Fähre noch schnell durch darf. Ja, dürfen sie. Aber schnell bitte. Das Eindrehen des großen Schiffes ist der heikelste Moment. „Vieles geschieht sehr langsam. Aber beim Drehen hat man oft nur wenige Sekunden Zeit. Die Chance, dass man zu spät handelt, ist groß", sagt Lüders.

„Stop engine", ruft Jan-Peter Jansen. Der Steuermann folgt der Anweisung, doch das Schiff treibt noch mehrere Minuten weiter. Kapitän, Steuermann und Lotsen wechseln nun auf der Kommandobrücke ganz auf die Steuerbordseite. Ein Schiff dieser Größe hat Steuerpulte nicht nur in der Mitte der Brücke, sondern auch jeweils außen.

Dann wird das riesige Schiff mithilfe von vier Schlepperbooten, die tief unter uns zu sehen sind, mit dem Heck voraus gezogen und geschoben. Drumherum ist wenig Platz. Das Becken ist zwar 240 Meter breit. Seitlich liegen schon zwei große Schiffe, und auf dem verbliebenen Platz dazwischen muss die Ever Act auch noch manövrieren. Vor uns werden die großen Verladekräne, die über die anderen Schiffe gebeugt sind, hochgeklappt, sie könnten sonst unser Schiff touchieren. Kaum haben die Schlepperboote die Ever Act in die Lücke hinter einem anderen großen Frachtschiff geschoben, gehen hinter uns schon wieder die Kräne herunter. Dann wird das Schiff festgemacht. Dafür wirft die Besatzung den Leuten tief unten am Ufer Wurfleinen zu, an denen dann die schweren Festmacherleinen an Land gezogen werden.

Schließlich werden die beiden Lotsen wieder nach draußen begleitet. Dort wartet eines der kleinen Lotsenboote. Jan-Peter Jansen bleibt während der Fahrt hinten auf dem Deck stehen. Wie es gelaufen sei? „So soll's sein", sagt er. Kaum an Land, muss Jansen dann schon wieder los. Denn hinten auf der Elbe ist schon das nächste Containerschiff zu sehen, das er gleich in den Hafen von Hamburg lotsen wird.

An Bord: *Schiffslotse Jan-Peter Jansen im Hafen von Hamburg* Foto Aaron Leithäuser

Großes Urvolk in Peru gerät unter Druck

tjb. SÃO PAULO. In den vergangenen Tagen verbreitete Videoaufnahmen von Indigenen in Peru lassen aufhorchen. Mehr als 50 Angehörige des Volkes der Mashco Piro wurden laut der Menschenrechtsorganisation Survival International nahe dem peruanischen Dorf Monte Salvado gesehen, weitere 17 Menschen in der Nähe des benachbarten Dorfes Puerto Nuevo. Die Aufnahmen haben Experten in Aufregung versetzt, denn bei den Mashco Piro handelt es sich um ein sogenanntes unkontaktiertes Volk, vermutlich sind sie das größte der Welt. Unkontaktierte leben weitgehend isoliert und ohne Kontakt zur Außenwelt.

Die Mashco Piro haben große Schwierigkeiten, ihre Lebensweise beizubehalten. Zwar existiert seit 20 Jahren ein Schutzgebiet in der Region. Dieses umfasst jedoch nur einen Teil des Territoriums des Volkes. In den anderen Gebieten haben Holzunternehmen Konzessionen erhalten. Sie bauen Straßen, um das geschlagene Tropenholz abzutransportieren, und rücken immer weiter vor. Trotzdem hat eines der Unternehmen laut Survival International das FSC-Gütesiegel erhalten.

Während Survival International fordert, dem Holzunternehmen das Zertifikat zu entziehen und so ein Zeichen zu setzen, fordern Indigenen-Organisationen in Peru die Regierung auf, den Schutz der Mashco Piro zu erhöhen. Viele Mashco Piro lebten in einem Gebiet, das die Regierung nicht nur nicht geschützt, sondern an Holzunternehmen verkauft habe, sagt der Präsident der peruanischen Indigenen-Organisation Fenamad, Alfredo Vargas Pio. Die Holzfäller könnten neue Krankheiten einschleppen, die das Volk der Mashco Piro auslöschen würden. Es sei wichtig, die Landrechte der Mashco Piro gesetzlich zu schützen.

Nicht nur das Volk der Mashco Piro steht unter Druck. Auch andere unkontaktierte Völker sind durch den immer häufigeren Kontakt mit der Außenwelt von der Auslöschung bedroht. Weltweit wird die Zahl der unkontaktierten Völker auf über hundert geschätzt. Allein im peruanischen Amazonasgebiet soll es 15 unkontaktierte Völker geben. Die größte Gefahr für die isoliert lebenden Indigenen sind eingeschleppte Krankheiten, auf die ihr Immunsystem nicht eingestellt ist. In der Regel hat ein erster Kontakt verheerende Folgen für ein unkontaktiertes Volk.

Unkontaktiert: *Mashco Piro* Foto AP

Kurze Meldungen

Kai Havertz freut sich

Fußball-Nationalspieler Kai Havertz hat am Donnerstag seine langjährige Freundin Sophia geheiratet, wie beide nun auf Instagram bekannt gaben. Das Paar teilte ein paar Schnappschüsse der Feier im Schloss Bensberg in Bergisch Gladbach. Zu einem schrieb Sophia Havertz, früher Weber: „18.07.24 – forever", versehen mit einem weißen Herzen. Zahlreiche Fußballkollegen wie DFB-Keeper Marc-André ter Stegen, der Dortmunder Julian Brandt und der Leipziger Benjamin Henrichs gehörten zu den ersten Gratulanten, auch Havertz' Club FC Arsenal sendete Glückwünsche. Das Model und der Fünfundzwanzigjährige sind seit 2018 liiert, die Verlobung gab es im vergangenen Sommerurlaub. dpa

Sharon Stone sorgt sich

Hollywoodstar Sharon Stone zeigt sich angesichts des zugespitzten US-Wahlkampfs besorgt über die Zukunft ihrer Heimat. „Ich bin eine stolze Amerikanerin. Ich liebe mein Land, und natürlich bin ich zutiefst besorgt", sagte die Sechsundsechzigjährige beim Taormina Film Festival in dem gleichnamigen Urlaubsort auf Sizilien. Es sei das erste Mal, dass jemand seinen Wahlkampf auf der Basis von Hass und Unterdrückung aufbaue, so Stone. Namen nannte sie nicht. Sie dürfte aber den früheren Präsidenten Donald Trump gemeint haben, der erst kürzlich bei einem Parteitag als Kandidat der Republikanischen Partei bei der kommenden Präsidentenwahl nominiert wurde. dpa

Friedenstäuberich

Von Berthold Kohler

Keine Friedensmärsche, keine Lichterketten, keine Sitzblockaden: Anders als vor vier Jahrzehnten gab es keine Massenproteste, als Bundeskanzler Olaf Scholz bekannt gab, dass wieder amerikanische Raketen und Marschflugkörper in Deutschland stationiert werden sollen. Der Aufschrei blieb aus, weil selbst ehemalige Pazifisten in den Reihen der Grünen und der SPD eingesehen haben, dass Putin nicht mit Friedensgebeten und Abrüstungsinitiativen davon abzuschrecken ist, seine Kriegsmaschine weiter nach Westen rollen zu lassen, so ihm der als zu schwach und/oder zu feige erscheint, sich zu verteidigen.

Auf einen Friedenstäuberich aber ist immer noch Verlass, auch wenn selbst er inzwischen etwas länger braucht, um sein Glaubensbekenntnis zu wiederholen: Rolf Mützenich. Der Fraktionsvorsitzende der SPD im Bundestag gesteht zwar zu, dass Deutschland seine Verteidigungsfähigkeit verbessern müsse. Doch die alten Atombomben der Amerikaner sind ihm zu alt und die neuen Hyperschallraketen, über die bisher nur Putin verfügt, zu schnell. Man solle doch wie Kanzler Helmut Schmidt – gegen dessen Doppelbeschluss-Politik die SPD damals rebellierte – auch Angebote zur Rüstungskontrolle machen. Die griff der Kreml damals freilich erst nach der Stationierung auf. Im Falle Putins sollte man nicht einmal darauf setzen. Es wie Mützenich zu tun ist naiv und verantwortungslos, da hat Annalena Baerbock recht.

Staatsterrorismus

Von Peter Sturm

Politik kann zuweilen erscheinen wie ein mittelmäßiger Film. Ein Mensch wird mit dem Tod bedroht, und die ihn bedrohende Organisation bietet großmütig an, ihn am Leben zu lassen, wenn ihr nur gewisse Gegenleistungen gewährt würden. So weit wie das belarussische Regime ist in dieser Übung bislang noch nicht einmal Wladimir Putin gegangen, was etwas heißen will. In Belarus ist ein Deutscher zum Tode verurteilt worden. Vor dem Genickschuss könne ihn, heißt es aus Minsk, die Bundesregierung nur bewahren, wenn sie in Gespräche mit dem seit der gefälschten Wahl 2020 mit Recht isolierten Regime eintrete.

Berlin wird kaum darum herumkommen, mit den Machthabern zu sprechen. Alles andere wäre verantwortungslos gegenüber einem Landsmann – unabhängig davon, ob der wirklich etwas Strafwürdiges getan hat. Was genau Lukaschenko erreichen will, wird öffentlich nicht gesagt. Das Todesurteil ist ein weiterer Akt des Staatsterrorismus durch ein Regime, das in dieser Hinsicht schon einiges auf dem Kerbholz hat. Andererseits könnte die Skrupellosigkeit, mit der Lukaschenko vorgeht, auch darauf hindeuten, dass der Machthaber Probleme hat. Wenn er sich in Zweisamkeit mit Putin so wohlfühlte, wie er immer tut, müsste er nicht zu solchen Methoden greifen, um aus der Isolation auszubrechen. Sage also niemand, Deutschland sei völlig machtlos in dieser Angelegenheit.

Lücken in der Abtreibungsstatistik

Die Zahl der Abtreibungsärzte sorgte für Streit in der Regierungskommission.

Von Thomas Jansen und Stephan Klenner

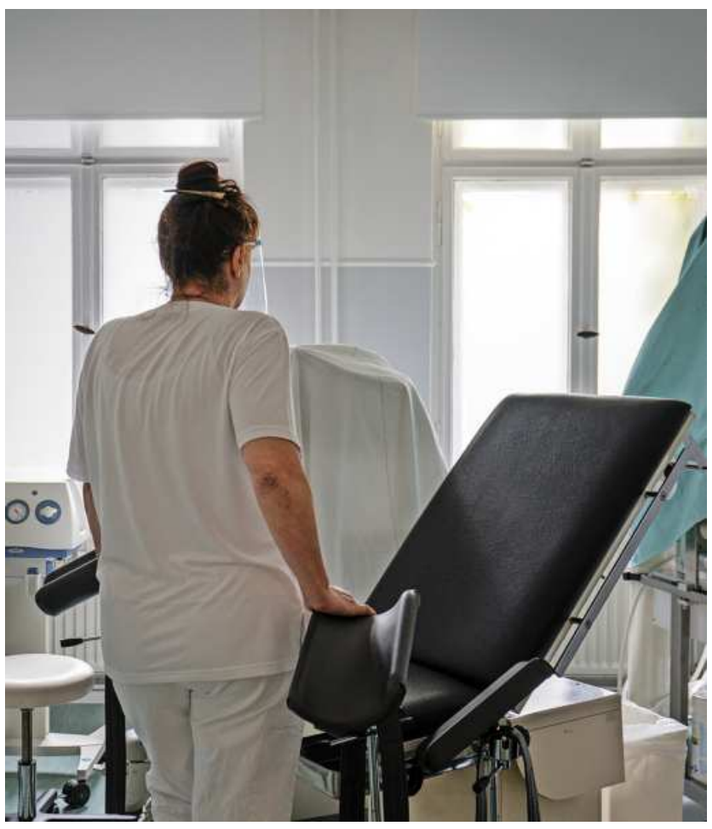
Vor einigen Wochen hat Daphne Hahn eine mehrseitige Stellungnahme an mehrere Bundesministerien verschickt. In dem Dokument, das der F.A.Z. exklusiv vorliegt, kritisiert die Professorin für Gesundheitswissenschaften und empirische Sozialforschung einen Teil des Abschlussberichts der „Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin“ zum Schwangerschaftsabbruch. Der Vorgang ist überraschend: Hahn gehörte der von der Ampelkoalition eingesetzten Kommission selbst an. Den Empfehlungen des Abschlussberichts hat sie zugestimmt. Trotzdem schreibt die Forscherin, ein Teil des Berichts beruhe in „wesentlichen Punkten auf falschen Annahmen“. Anlass der Kritik ist ein Streit innerhalb der Kommission. Die Mitglieder waren sich uneins über die Aussagekraft der Abtreibungsstatistik. Es ging um die heikle Frage, ob die Zahl der Abtreibungseinrichtungen ausreicht.

Wenn das Statistische Bundesamt alle drei Monate die Zahlen der Schwangerschaftsabbrüche bekannt gibt, schreibt die Behörde stets dazu, was sie nicht weiß. „Die Ursachen für diese Entwicklung sind anhand der Daten nicht bewertbar. Insbesondere liegen keine Erkenntnisse über die persönlichen Entscheidungsgründe für einen Schwangerschaftsabbruch nach der Beratungsregelung vor“, heißt es standardmäßig. Die Beratungsregelung sieht vor, dass eine Abtreibung in den ersten zwölf Schwangerschaftswochen straffrei ist, wenn sie durch einen Arzt erfolgt und die Frau eine Beratungsstelle aufgesucht hat. 96 Prozent der 106.000 Abtreibungen in Deutschland sind im vergangenen Jahr so erfolgt. Die übrigen vier Prozent wurden aufgrund von medizinischen Indikationen und aufgrund von Sexualdelikten vorgenommen. Der Staat weiß also bei fast allen Schwangerschaftsabbrüchen nicht, weshalb sich die betroffenen Frauen dafür entschieden haben.

Aus der Statistik geht zudem nicht hervor, an wie vielen Orten wie viele Ärzte Abtreibungen durchführen. Die Behörde schreibt auf ihrer Homepage, die Zahl ihrer etwa 1100 Abtreibungsmeldestellen lasse „keine Rückschlüsse auf Arztpraxen beziehungsweise Kliniken mit Abbrüchen“ zu. Das liege einerseits daran, dass in der Statistik stets Meldestellen enthalten seien, die im jeweiligen Quartal keine Abtreibung durchgeführt hätten. Andererseits gebe es Ärzte, die ihre Meldungen gebündelt abgeben. So meldeten etwa ambulante OP-Praxen für mehrere Arztpraxen die Abbruchzahlen mit.

Dieses Nichtwissen steht in einem Spannungsverhältnis zur Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts: Die Karlsruher Richter legten dem Gesetzgeber eine Beobachtungspflicht auf, als sie 1993 den Weg dafür frei machten, Abtreibungen nach der Beratungsregelung nicht zu bestrafen. Das Gericht leitete zwar aus dem Grundgesetz ab, das Strafrecht sei „regelmäßig der Ort, das grundsätzliche Verbot des Schwangerschaftsabbruchs und die darin enthaltene grundsätzliche Rechtspflicht der Frau zum Austragen des Kindes gesetzlich zu verankern.“ Bei ausreichenden Maßnahmen zum Schutz des ungeborenen Lebens dürfe der Gesetzgeber aber auf eine Strafe verzichten. Damit öffneten die Richter das verfassungsrechtliche Fenster für die Beratungsregelung. Ihre Billigung versahen sie mit einem Vorbehalt: Stelle sich nach „hinreichender Beobachtungszeit“ heraus, dass der von der Verfassung geforderte Schutz für das ungeborene Leben nicht ausreichend sei, müsse der Bundestag die Gesetzeslage abermals ändern, um auf „die Sicherstellung eines dem Untermaßverbot genügenden Schutzes hinzuwirken“.

Die Politik zeigte stets wenig Interesse an der Beobachtungspflicht. In den Drucksachen des Bundestages findet sich kaum etwas dazu. 2004 antwortete die rot-grüne Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage der Unionsfraktion, die Bundesstatistik über die Schwangerschaftsabbrüche diene der Erfüllung des richterlichen Auftrags. Sechs Jahre später schrieb die schwarz-gelbe Bundesregierung dasselbe, als ein CDU-Abgeordneter danach fragte. Handlungsbedarf für eine gesetzliche Änderung bestehe nicht. Die Gründe einer Abtreibung wurden durchgängig ebenso wenig erfasst wie eine präzise Verteilung der Abtreibungsärzte. 2019 initiierte der damalige Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) die sogenannte „ELSA-Studie“, um die psychischen Folgen von Schwangerschaftsabbrüchen untersuchen zu lassen. Deren Abschlussbericht wird für Ende dieses Jahres erwartet. Daphne Hahn ist eine der Forscherinnen, die an der Studie mitarbeiten. Studieninitiator Spahn steht sie weltanschaulich nicht nahe.



Gynäkologische Praxis in Berlin Foto Lena Mucha/NYT/Laif

Hahn war Bundesvorsitzende von „Pro Familia“. Der Verein betreibt 200 Beratungsstellen zum Schwangerschaftsabbruch. Er kämpft seit Jahrzehnten gegen das geltende Abtreibungsrecht und tritt für eine außerstrafrechtliche Regelung ohne jegliche Fristen ein.

Der Ampel dürfte das gefallen haben, als sie Hahn im Frühjahr 2023 in die „Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin“ berief. Arbeitsauftrag der Kommission war laut Koalitionsvertrag, „Regulierungen von Schwangerschaftsabbrüchen außerhalb des Strafgesetzbuchs“ zu entwickeln. Die 18 Mitglieder wählte allein die Regierung aus. Anders als beim Deutschen Ethikrat, der sich ebenfalls mit bioethischen Themen befasst, durfte die Opposition keine Vertreter benennen. Die Kommission arbeitete zweigeteilt: Neun Mitglieder beschäftigten sich mit Empfehlungen zur Neuregelung der Leihmutterschaft, die anderen neun – darunter Hahn – mit dem Schwangerschaftsabbruch. Nach einem Jahr stellte die Kommission im April den Abschlussbericht vor. Er ist ein Plädoyer für eine Liberalisierung des Abtreibungsrechts jenseits der Karlsruher Vorgaben. SPD und Grüne begrüßten das. Union und FDP möchten an der bisherigen Regelung festhalten.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe teilten sich das Verfassen des Abschlussberichts kapitelweise auf. Anschließend rotierten die Texte in der Gruppe. Das Abfassen des Kapitelentwurfs zur „Versorgungslage“ übernahm ELSA-Forscherin Hahn. In ihrem Kapitel schreibt sie, dass „die Studienergebnisse deutlich die Notwendigkeit aufzeigen, Hindernisse und Zugangsbarrieren zu Schwangerschaftsabbrüchen abzubauen“. Diese Schlussfolgerung basiert teils auf den Zahlen der Meldestellen des Statistischen Bundesamtes, teils auf Befragungsergebnissen der nichtrepräsentativen ELSA-Studie.

Hahn berechnete anhand der Meldestellenzahlen einen „Versorgungsgrad“. Das ist ein Index aus der räumlichen Verteilung der Meldestellen und der „Versorgungsdichte“, die sich aus der Anzahl der 15 bis 49 Jahre alten Frauen pro Meldestelle ergebe. Mittels dieses „Versorgungsgrades“ verglich sie dann das Abtreibungsangebot in den Bundesländern: Bayern, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz haben demnach einen „geringen Versorgungsgrad“. Die Auswertung der ELSA-Befragung ergebe, dass 41,3 Prozent der Frauen „von mindestens einer Barriere bezüglich der Verfügbarkeit und/oder Erreichbarkeit“ vor dem Schwangerschaftsabbruch berichteten.

In der Kommission sorgte dieses Vorgehen für Unruhe. Mehrere Mitglieder wiesen darauf hin, dass die Zahl der Meldestellen keine Rückschlüsse auf die Zahl der Arztpraxen und Kliniken und deren räumliche Verteilung zulasse. Auch die ELSA-Ergebnisse deuteten sie anders: Über 90 Prozent der Frauen seien mit der Erreichbarkeit des Abtreibungsarztes zufrieden gewesen, über 80 Prozent hätten die Einrichtung leicht finden können. In mehreren Mails und Gesprächen versuchten die Kommissionsmitglieder, ihre unterschiedlichen Ansätze auf einen Nenner zu bringen. Es gelang nicht.

Gegenüber der F.A.Z. verteidigt Hahn ihren Ansatz: Im Rahmen der ELSA-Studie habe ihr Team bundesweit etwa 1400 Adressen von Einrichtungen recherchiert, die Schwangerschaftsabbrüche vornehmen. Anschließend hätten die Forscher deren Standorte geographisch ausgewertet und die Wegezeiten berechnet. „Auch diese Auswertung stützt unsere Annahmen – mit dunklen Flecken in Bayern und Baden-Württemberg“, sagt sie. Die ELSA-Befragung habe verschiedene Zugangsbarrieren erfasst. „Eine Barriere liegt auch vor, wenn eine Frau von einer Einrichtung eine Information erhält, die sie nicht wünscht, zum Beispiel, wenn ihr ein Ultraschallbild gezeigt wird, obwohl sie nicht danach gefragt hat“, sagt Hahn.

Ihre Kommissionskollegin Stephanie Wallwiener interpretiert die Zahlen anders: „Die hohen Fallzahlen pro Meldestelle in Bayern sind möglicherweise durch den Trend zur Zentralisierung im Gesundheitswesen erklärbar“, sagt die Leiterin der Geburtshilfe an der Universitätsklinik Halle. Ihrer Ansicht nach sind große OP-Zentren kein Indiz für eine schlechte Versorgung. „Wenn sich Schwangerschaftsabbrüche auf große Zentren konzentrieren, kann das für die Frauen sogar eine bessere Versorgung bedeuten. Hohe Fallzahlen können dabei helfen, die Komplikationsrate zu senken“, sagt die Frauenärztin. Auch Ultraschalluntersuchungen bewertet Wallwiener anders: „Die Durchführung einer Ultraschalluntersuchung ist nicht immer eine Barriere zum Schwangerschaftsabbruch. Wir müssen Ultraschalluntersuchungen machen, um das Schwangerschaftsalter zu verifizieren. Bestimmte Abbruchmethoden sind nur für einen bestimmten Zeitraum zugelassen.“

Wallwiener hat an einer „abweichenden Einschätzung“ zu Hahns Kapitel mitgeschrieben. Dies ist der Teil des Abschlussberichts, über den sich Hahn so ärgerte, dass sie ihre Stellungnahme für die Ministerien schrieb. Wie viele Autorinnen neben Wallwiener hinter der „abweichenden Einschätzung“ stehen, ist unklar. Die Kommission nennt die Urheberinnen im Bericht nicht namentlich – anders als die Kapitelverantwortlichen. Gegenüber der F.A.Z. sagt die Bonner Medizinethikerin Christiane Woopen, sie habe ebenfalls mitgeschrieben. Daphne Hahn glaubt, mehr als zwei Autorinnen seien es nicht gewesen. In ihrer Stellungnahme an die Ministerien schreibt sie, „zwei Kommissionsmitglieder“ hätten mit der „abweichenden Einschätzung“ als „Minderheit der Arbeitsgruppe“ agiert.

Aus der Kommission ist aber auch eine andere Erzählung zu hören: Demnach hat Liane Wörner, Koordinatorin der Arbeitsgruppe zum Schwangerschaftsabbruch und Strafrechtsprofessorin, ebenfalls an der „abweichenden Einschätzung“ mitgearbeitet. Dass Hahn für die Mehrheit der Gruppe spreche, sei keineswegs ausgemacht. Mehrere Kommissionsmitglieder hätten sich bei dem Thema gänzlich rausgehalten. Eine formelle Abstimmung in der Streitfrage habe es nicht gegeben. Liane Wörner möchte gegenüber der F.A.Z. nicht sagen, ob sie an dem Votum mitgeschrieben hat. „Es war uns allen wichtig, beide Ansichten zur medizinischen Versorgung bei Abbrüchen im Kommissionsbericht abzubilden“, sagt sie.

Anfang Juli hat der Bundestag Änderungen des Schwangerschaftskonfliktgesetzes beschlossen. In der öffentlichen Debatte stand dabei das Verbot sogenannter „Gehsteigbelästigungen“ im Mittelpunkt. Die Abgeordneten billigten aber auch neue Vorgaben für die Abtreibungsstatistik: Zukünftig wird das Statistische Bundesamt jährlich die Meldestellen gegliedert „in Größenklassen“ einteilen. In der Gesetzesbegründung steht, dies solle „ergänzende Einblicke in die Versorgungslage ermöglichen“. Die Statistiker sollen die Zahl der Meldestellen zudem auf Ebene der Kreise und kreisfreien Städte veröffentlichen. An der unterschiedlichen Bewertung der Zahlen dürfte das wenig ändern. Auch die Gründe der Abtreibungen nach der Beratungsregelung werden weiterhin nicht erfasst.

John HEALEY Foto AFP

Sucht die Nähe zu Berlin

John Healey stammt aus Yorkshire und ist ein „Northerner“ geblieben, also einer, der lieber kurze Sätze macht, anderen nicht nach dem Mund redet und sich gern mit den handfesten Dingen des Lebens beschäftigt. Er repräsentiert seine Heimat seit 27 Jahren als Abgeordneter im Unterhaus. Auf der Internetseite für seinen Wahlkreis empfiehlt der neue britische Verteidigungsminister in der Rubrik Aktuelles ein Boxtraining für Kinder und Jugendliche mit psychischen Instabilitäten: „Boxen um (die Depression) zu schlagen“, heißt das Motto.

Healey zählt zu den wenigen Mitgliedern im neuen Labour-Kabinett, die über Regierungserfahrung verfügen. 1999, nach zwei Jahren im Parlament, erreichte er die unterste Stufe der Regierungshierarchie als Parlamentssekretär des damaligen Finanzministers Gordon Brown. Zwei Jahre später war er schon Parlamentarischer Staatssekretär für Erwachsenenbildung, dann wechselte er zum Kommunalwesen und zum Wohnungsbau. Auch in der langen Oppositionszeit, die von 2010 an folgte, blieb er eher sozialen Themen verbunden, unter anderem war er Schattenminister für Gesundheit.

Das Soziale entsprach seinem eigenen Werdegang. Healey studierte Sozialwissenschaften und Politik in Cambridge und war anschließend als Kampagnenchef für Wohltätigkeitsorganisationen tätig, bevor er in gleicher Funktion zum Dachverband der britischen Gewerkschaften wechselte. Daraus lässt sich eine Erfahrung in strategischer Planung ableiten, die ihm jetzt als Verteidigungsminister nützen kann, während ihm sonst Vertrautheit mit dem Militärischen fehlt. Allerdings hatte er in der Rolle des Schattenministers für das Ressort vier Jahre Zeit, sich vorzubereiten. Er nutzte sie nicht nur zu Ausflügen zur Truppe, sondern auch zu Reisen in Krisengebiete und in die von Russland bekriegte Ukraine. Die Unterstützung der Labour-Regierung für das überfallene Land sei „gusseisern“, beteuerte er dort.

Schon vor Jahren hat Healey für ein umfassendes britisch-deutsches Verteidigungsbündnis plädiert (wie es London mit Paris lange vor dem EU-Austritt vereinbarte). Als erste Amtshandlung verordnete er eine Art militärischer Standortbestimmung, um Klarheit zu gewinnen, welche Fähigkeiten die britischen Streitkräfte von morgen haben sollten, um das Land und die NATO-Partner wirksam zu verteidigen. Die europäischen NATO-Mitglieder müssten künftig mehr Gewicht auf die Waage bringen, verkündete er, egal wer im nächsten Jahr in Amerika regiere. Es ist aber noch nicht ganz klar, ob Healey bei seinem Premierminister genügend Geld einfordern kann, um diese Erkenntnis für das eigene Militär in die Tat umzusetzen. JOHANNES LEITHÄUSER

Frankfurter Allgemeine SELECTION

Guinand G44 Deepwave
Limitiert für F.A.Z. Leser

Mit Individualität, handwerklicher Perfektion und Einsatz modernster Technologie ist es der Uhrenmanufaktur Guinand wieder gelungen, eine ganz besondere Sportuhr für Kluge Köpfe zu kreieren. Das Meisterstück ist robust für den täglichen Einsatz unter widrigen Umständen und gleichzeitig so elegant, dass die Uhr den Träger auch im Business-Alltag begleitet.

Sichern Sie sich Ihr auf 50 Exemplare limitiertes Meisterwerk mit 40,7 mm Ø mit Cordura-Leder-Band für 1.790 Euro oder mit Metall-Band für 1.990 Euro.

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolle Produkte – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Onlineshop!

faz.net/selection, Info (069) 75 91-10 10, Fax (069) 75 91-80 82 52

Zeugen der Anklage: Christiane Paul ist in der Peter-Weiss-Verfilmung „Die Ermittlung“ eine davon und trägt die Nummer 9. Foto Leonine

Verweigertes Drama

Der Schrecken des Menschheitsverbrechens: RP Kahls Film „Die Ermittlung“ nach Peter Weiss über den Auschwitz-Prozess ist eine vierstündige Zumutung, der man sich unbedingt unterziehen sollte.

Von Jürgen Kaube

Am 19. Oktober 1965 wurde das Stück „Die Ermittlung“ von Peter Weiss an 14 west- wie ostdeutschen Bühnen gleichzeitig uraufgeführt. Sein Stoff war der von 1963 an geführte Frankfurter Prozess gegen 22 Personen – von Weiss auf 18 Darsteller reduziert – aus den Wachmannschaften und den Ärzten des Vernichtungslagers Auschwitz. Die Urteile lagen da erst zwei Monate zurück. Weiss hatte sein Stück abgeschlossen, bevor sie gesprochen waren. Das letzte Wort in seinem Drama hat einer der Angeklagten, nicht die Justiz.

Weiss hatte das Stück ausschließlich aus den von ihm bearbeiteten Einlassungen zusammengestellt, die Angeklagte, Zeugen, Richter und Staatsanwälte im Prozess zu Protokoll gaben. Dabei griff er auf die Berichte des Journalisten Bernd Naumann zurück, der für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ damals jeden Verhandlungstag begleitet und akribisch aufgezeichnet hatte, was über den Schrecken des Massenmords erstmals in Deutschland zur Sprache kam. Weiss ließ sich die Artikel Naumanns nach Stockholm schicken, wo er seit 1939 lebte.

Soeben ist das Stück nach 1966, als der Norddeutsche Rundfunk es ins Fernsehen brachte, unter der Regie von Rolf Peter Kahl zum zweiten Mal verfilmt worden und erstmals nahezu vollständig. Der Film dauert vier Stunden. Wer das Stück gelesen hat, kann das nur folgerichtig finden. Es gibt keinen Grund, etwas von ihm wegzulassen. Wir hören die Berichte über das Vernichtungslager in einer scheinbar nicht enden wollenden Sequenz: von der Anlieferung der Opfer an die Bahnhofsrampe, die sie erschöpft, verwirrt und ahnungslos nach langer Reise erreichen, über ihre „Selektion“ in arbeitsfähige und in sogleich dem Tod überantwortete Personen, bis zum Lager, den Folterungen, den Erschießungen an der „Schwarzen Wand“, den Stehzellen, den medizinischen Experimenten an Gefangenen, ihrer Tötung mittels Phenolspritzen, dann durch das Giftgas Zyklon B und ihrer Verbrennung in den Öfen von Auschwitz.

Lange bevor der Begriff der „Topographie des Terrors“ aufkam, hat sie Peter Weiss in seinem Stück nachgezeichnet. Nicht zuletzt darum, weil die angeklagten Ärzte und SS-Männer ständig behaupteten, gar nicht an den Tatorten gewesen zu sein, sie nicht einmal einsehen haben zu können oder beides, wenn ihnen ein Dokument oder ein Augenzeuge präsentiert wurde, nur ausnahmsweise. „Ich erinnere mich nicht“, ist einer der häufigsten Sätze, es folgen: „Davon habe ich nichts gewusst“, „Dafür waren andere zuständig“, „Einmal wurde ich dazu gezwungen“ und „Es war meine Pflicht“. Auschwitz-Birkenau war ein großes Lager, aber die Beschuldigten taten so, als hätte es sich um eine Stadt gehandelt, in deren einer Ecke man nichts von dem wissen konnte, was in der anderen geschah.

Die Abfolge der Aussagen widerlegt das. Bei Weiss waren es neun anonyme Zeugen, im Film sind es 39. Das erlaubt es dem Film, durch die Akzente der Schauspieler anzudeuten, dass die meisten Häftlinge keine Deutschen waren. Sie treten als Zeugen vor und sprechen die Ungeheuerlichkeiten in Standmikrofone, sagen sie auf. Weiss hat sein Stück ein „Oratorium“ genannt, die einzelnen Teile „Gesänge“. Das setzt der Sachlichkeit der Berichte von Niedertracht und Exzess, sadistischer Gewalt und dem sogenannten industriellen Töten, das Pathos entgegen, das allein dem meist tränenlosen Bericht des Schreckens innewohnt. Hie und da stockt im Film einer Figur der Atem, hie und da muss sie ihre Zeugenaussage dem fortbestehenden Entsetzen abringen. Schauspieler wie Dorka Gryllus, Elisabeth Duda, Karl Markovics, Christiane Paul oder René Ifrah, um nur wenige aus diesem überaus eindrucksvollen Ensemble zu nennen, widerlegen den zeitgenössischen Einwand des Kritikers Joachim Kaiser gegen das Stück, es sei nicht möglich, Auschwitz auf die Bühne zu bringen, weil das Ungeheuerliche dem Publikum jede andere Reaktionsmöglichkeit nehme, als „die Fakten zu parieren“.

Das war undurchdacht, denn Weiss stellt gar nicht Auschwitz auf die Bühne, sondern er unternimmt den Versuch, den nicht überbietbaren Schrecken in eine Aussageform zu bringen. Und weshalb sollte es ein Mangel des Stückes sein, dass Auschwitz „unter ästhetischen Bühnenvoraussetzungen schlechthin nicht konsumierbar“ sei? Dann ist es eben nicht „konsumierbar“, dann kommen Theater und Film hier eben ganz unspektakulär an ihre Grenzen. Tatsächlich wurde damals diskutiert, ob es angemessen sei zu klatschen, nachdem im Theater der Vorhang fiel. Hier hat es das Kino leichter, Beifall wird nicht unbedingt erwartet, es sei denn bei Premieren.

„Die Ermittlung“ ist weder als Stück noch als Film ein Gerichtsdrama. Denn das Stück hat keine Handlung. Auch in seiner Verfilmung, die am Donnerstag in die deutschen Kinos kommt, sehen wir kaum Interaktionen und kaum Gesten. Die Angeklagten knöpfen sich ständig ihre Jacketts zu, bevor sie Auskunft geben oder verweigern. Auch die Zeugen sind meistens äußerst kontrolliert, wenn sie von den Ungeheuerlichkeiten berichten, die ihnen angetan wurden. Hie und da machen sich ihre Hände und Arme selbständig, zumeist aber sind selbst ihre Gesichtszüge so regungsarm, wie es die Gesichter von Überforderten sein können. Dasselbe gilt für den Staatsanwalt, dessen Zorn Clemens Schick ständig im Zaum halten muss, wie den Richter, gespielt von Rainer Bock, der nur ein-, zweimal angesichts der Unverschämtheiten der Angeklagten und ihres Verteidigers für Sekunden aus der Haut fährt, um sich aber sofort wieder seiner Rolle zu erinnern. Wir schauen also einer im Gerichtssaal hochdisziplinierten Gesellschaft zu, die vom Dramatiker Weiss dazu angehalten wird, von den meisten Emotionen außer der Erschütterung abzusehen. Unterdrückte Tränen sind hier das Äußerste an Mitgenommenheit. Die Angeklagten lachen ab und zu und sind ansonsten beleidigt von dem, was ihnen zugetraut wird – zugetraut, weil sie es getan haben. Niemand aber fährt aus der Haut, wütet; niemand stimmt einen Klagegesang an. „Die Ermittlung“ evoziert als Film negativ, was Hollywood aus diesem Stoff gemacht hätte und wie es versucht hätte, ihn durch Handlungen und Nebenhandlungen zu vermenschlichen. Der Film, das abgefilmte Stück stechen von den polit-pornografischen Darstellungen der Täter in Filmen über die Wannsee-Konferenz, die Stauffenberg-Revolte, den „Untergang“ oder die „Zone des Interesses“, und was es sonst noch an historischen Tätereinfühlungen gibt, durch die Verweigerung ab, dem Publikum etwas zum Hineinversetzen zu geben.

Peter Weiss und die jetzige Verfilmung verweigern also das Drama, sie bleiben ganz bei dem, was gesagt wurde, Aussage folgt auf Aussage, und keine Erzählung fügt dem, was stattfand, etwas zu, verbindet die schrecklichen Taten. Der Film folgt der asketischen Einstellung von Weiss. Das Gewicht der einzelnen Sätze über Folterungen, Erschießungen von Kindern, Sadismus an Frauen, Massenverbrennungen ist groß genug. Die Handlung ist so ganz in die Gesichter und die Stimmen verlegt. Die Wahrheit des Satzes, dass die Kamera, anders als der Zuschauer im Theater, alles sieht, wird spürbar. Wenn Sabine Timoteo als Zeugin Nummer 17 unter ihrer Aussage zum Individuum wird, obwohl sie doch nur Zeugin 17 ist, entanonymisiert der Film die Opfer, die Weiss mehr als Kollektiv betrachtet hatte. Denn wir spüren sogleich, dass dieses Absehen von Gefühlen bei ihnen und den Tätern einen ganz anderen Hintergrund hat. Die einen geben sich, als wäre in Auschwitz gar nichts Außerordentliches geschehen, die anderen bezwingen ihren Schmerz, weil sie wissen, dass das Ungeheuerliche als solches keine juristische Kategorie ist und es für den Gerichtssaal genügt, wenn sie Protokollsätze äußern. Sie sind als Zeugen einbestellt worden, und es reicht aus, wenn sie berichten, wie und von wem sie gefoltert, wie und von wem ihresgleichen ermordet wurden. In den Gesichtern mancher der durchweg großartigen Schauspieler zeigt sich diese Spannung, dass sie als Leidtragende weinen möchten, aber als Zeugen nicht weinen dürfen. Der Verteidiger, von Bernhard Schütz furchteinflößend als Relativierer der Untaten gespielt, zieht jede gezeigte Regung zum Beleg heran, die Zeugen hätten ein von Gefühlen getrübtes Bewusstsein.

Das Stück ist überaus intelligent aus den Aussagen des Gerichtsverfahrens herausgefiltert worden. Es erzeugt so auf den ersten Blick den Anschein des rein Dokumentarischen, obwohl dem zweiten Blick die Schwerpunktsetzungen auffallen. Weiss macht deutlich, wie irreführend der Begriff des „industriell durchgeführten Massenmords“ angesichts der Wut und des Sadismus der Bewacher ist. Er zeigt, wie der bloße Überlebenskampf bei den Häftlingen zu Ausbildung eigener Grausamkeiten führte. Einem jungen, besonders brutalen Schergen, gespielt von Nico Ehrenteit, steht noch im Prozess die Begeisterung darüber ins Gesicht geschrieben, als Minderjähriger im Namen des Staates Grausamkeiten zu verüben. An einer Stelle blitzt auf, dass manche in den Wachmannschaften lieber beim Massenmord mittaten, als sich an die Kriegsfront versetzen zu lassen. So wird ein ganzes Spektrum an Rohheit, Feigheit, Kälte und Hass hinter dem angeblichen Befehlsnotstand sichtbar.

Dem Film, der es textgetreu wiedergibt, teilt das Stück auch seine beiden blinden Flecken mit. Peter Weiss schaffte es, den Auschwitz-Prozess vier Stunden lang zu dokumentieren, ohne im Text auch nur ein einziges Mal die Worte „Jude“ oder „Juden“ zu verwenden. Kaum anzunehmen, dass sich das so aus den Gerichtsprotokollen ergeben hatte; in Naumanns Zeitungsartikeln findet sich „Juden“ 80-mal. Im Abspann notiert der Film die Zahl von 960.000 Juden, die in Auschwitz ermordet wurden. Die allermeisten von ihnen ausschließlich deshalb, weil sie Juden waren.

Weiss jedoch versuchte, in seinem Stück die These unterzubringen, der Nationalsozialismus habe in seiner Rassenlehre zu kaschieren versucht, wie eng er mit dem Kapitalismus zusammenhing. Der Antisemitismus, erklärte er später, sei geeignet, „davon abzulenken, dass es sich um einen ökonomischen Kampf handelt“. Ausbeutung sei das wichtigste Motiv für die Errichtung der Lager gewesen.

An dieser Stelle widerspricht das Werk seinem Autor. Die Mulkas, Bogers, Kaduks und Klehrs mordeten nicht als Handlanger von Großkonzernen, so sehr diese, die I.G. Farben und Krupp voran, ausgiebig Zwangsarbeiter beschäftigten. Das Stück handelt nicht von Industriekomplexen, sondern von der Hölle, in der jeder seines Mitmenschen Teufel ist. „Die Unfähigen / die Trägen im Geiste / die Milden / die Verstörten und Unpraktischen / die Trauernden und die / die sich selbst bedauerten / wurden zertreten“, sagt eine Zeugin. Oder sie wurden auch nur erschossen, weil sie als Kind ein Stoffkaninchen entwendet, sich zweimal bei der Essensausgabe angestellt oder einen Brief geschmuggelt hatten. Es gab nichts, was die Vernichtungswut der SS-Leute nicht hätte auf sich ziehen können.

Weshalb nun sollte man den Gang zu den Berichten aus dieser Hölle heute noch einmal antreten? Zunächst: Für viele gilt dieses „noch einmal“ gar nicht. Die Zeit liegt lange zurück, wer 1945 zwanzig Jahre alt war, lebt heute wahrscheinlich nicht mehr. Der Schulunterricht, das Fernsehen und, wie gesagt, die Täterabenteuerfilme haben die Erzählung übernommen. „Die Ermittlung“ erzählt nichts, nicht einmal etwas über die Sechzigerjahre, sondern führt zu Beobachtungen an Sätzen, Gesichtern, Stimmen und Gesten, in denen sich das größte bekannte Unheil niederschlägt. Die üblichen Redensarten prallen an diesem Film ab. Der Schrecken sei angeblich unfassbar, unsagbar, unbeschreiblich – hier wird er, nur scheinbar paradox für das Kino, ohne Bilder, diesseits der Sprache beschrieben. Wer sich einen Begriff von dem singulären Menschheitsverbrechen machen möchte, sollte sich dieser Zumutung unterziehen.

Leckermaul

Von Jan Brachmann

Claudia Roth passt das Publikum der Bayreuther Festspiele nicht. Das wissen wir seit Neujahr. Es bilde nicht die Buntheit und Vielfalt in unserem Land ab, behauptete sie damals gegenüber der Deutschen Presseagentur und unterstellte damit, dass es die Aufgabe der Bayreuther Festspiele sei, in ihrem Publikum einen Proporz von Alterskohorten, Einkommensklassen, Migrationshintergründen, sexuellen Identitäten und erotischen Präferenzen widerzuspiegeln. Nun, wenige Tage vor Beginn der Festspiele, die seit 148 Jahren ausschließlich dem musikdramatischen Werk von Richard Wagner gewidmet sind, wiederholte die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien die Forderung, dass das Publikum in Bayreuth „vielfältiger, bunter, jünger“ werden müsse. Die Festspiele „laufen nicht mehr von alleine“. Wie sie darauf kommt, bleibt zwar bei einer Auslastung weit über dem Durchschnitt deutscher Stadttheater ein Rätsel, aber sie meint, die Musik sei daran schuld. Immer nur Wagner! Will doch keiner mehr hören. Spielt doch mal „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck, schlägt Roth vor, das Stück sei doch immerhin von Wagner inspiriert. Die Staatsministerin, die vor Jahren das Wort „Candystorm“ in den politischen Diskurs einführte, profiliert sich als Rosina Leckermaul der Bundespolitik. Doch warum so halbherzig? „Starlight Express“ ist seit Jahren das meistgesehene Musiktheaterstück in Deutschland, „Jesus Christ Superstar“ und „Phantom of the Opera“ laufen auch überall besser als „Tristan und Isolde“ oder „Parsifal“. Werfen wir doch einfach den aktuellen Spielplan um und laden Taylor Swift zu einem Tournee-Abstecher auf den Grünen Hügel ein! Da klingeln die Kassen. Dann gibt es ein dreihundertprozentiges Votum der Konsumentendemokratie für Bayreuth, eindeutiger als auf jedem KPdSU-Parteitag. Vielleicht sollten auch die Grünen, denen Roth angehört, noch mal über Atomausstieg, Windkraftintensivierung und Heizungsgesetz nachdenken. Die würden sich wundern, wie dann – heidewitzka! – die Umfrageergebnisse in die Höhe schnellen. Aber mal im Ernst: Über inhaltliche Änderungen bei den Bayreuther Festspielen haben allein die künstlerische Leiterin Katharina Wagner, die Richard-Wagner-Stiftung und vielleicht noch der Verwaltungsrat der Festspiele samt deren Gesellschaftern zu entscheiden. Seit Kurt Hager und Margot Honecker hat es in Deutschland keinen Versuch mehr gegeben, auf die Inhalte von Kunst und Bildung solch einen politischen Einfluss zu nehmen, wie ihn die Staatsministerin sich anmaßt. Claudia Roth ist eine Gefahr für die Kunstfreiheit in unserem Land.

Hubert Seipel ist draußen

Die Journalistenvereinigung Netzwerk Recherche hat den Autor Hubert Seipel aus ihren Reihen ausgeschlossen. „Hubert Seipel hat mit seinem Verhalten die grundsätzlichen Regeln des unabhängigen Journalismus gebrochen und der Glaubwürdigkeit unseres Berufsstandes massiv geschadet“, sagte der Vorsitzende Daniel Drepper. Im November 2023 war bekannt geworden, dass der Journalist für Buchprojekte 600.000 Euro von dem russischen Oligarchen und Putin-Vertrauten Alexej Mordaschow erhielt. Zwei Bücher erschienen. „Die von Hubert Seipel eingeräumten Zahlungen widersprechen allen Regeln der journalistischen Redlichkeit und Professionalität. Mit seinem Handeln hat er dem Recherche-Journalismus und dem Ansehen unseres Berufs in der Öffentlichkeit schweren Schaden zugefügt“, so das Netzwerk Recherche. Nach Bekanntwerden der Vorwürfe hatte der Verlag Hoffmann und Campe den Verkauf von Seipels Büchern über den russischen Präsidenten Wladimir Putin gestoppt. Der NDR überprüfte unterdessen die Filme, die Seipel in den vergangenen Jahren für den Sender gedreht hatte. Im Prüfbericht hieß es, es sei kein russisches Geld in die für den NDR erstellten Produktionen Seipels geflossen. F.A.Z.

Heilige Raserei

Nicht nur Freitagabend: Der feurige Gitarrist Al Di Meola wird 70.

Abfahrtsläufer wurde er genannt. Das war untertrieben. Denn während man auf den Brettern, die den alpinen Skisport bedeuten, riskante Geschwindigkeiten bis zu 160 Kilometer in der Stunde – Stichwort: Lauberhorn – erreichen kann, hat Al Di Meola auf seinem Griffbrett dieses Tempo schon in der abschüssigen Linkskurve von „Mediterranean Sundance“ übertroffen.

Das war 1981, als sich mit ihm, Paco de Lucía und John McLaughlin die drei amtierenden Weltmeister sämtlicher, miteinander konkurrierender Gitarrensportverbände bei der Live-Aufnahme „Friday Night in San Francisco“ vereinten. Larry Coryell war da schon aus Mangel an schwindelerregender Fingerfertigkeit, auch wegen manch anderer Probleme, aus dem Kreis der Champions ausgeschieden. Zwei Jahre später wiederholten die Pyromanen ihr Zusammenspiel mit „Passion, Grace & Fire“. Dann war die heilige Raserei der drei Gurus im Schmelztiegel von Jazz, Rock und Flamenco erst einmal zu Ende, und jeder verfolgte seine eigene Karriere. Seine Laufbahn als Virtuose mit rekordverdächtiger Spitzengeschwindigkeit und stupender Technik hatte Al Di Meola in den frühen Siebzigerjahren in der Fusion Group „Return to Forever“ des Pianisten Chick Corea begonnen, wobei die gemeinsame Affinität zum Latin Jazz eine nicht unwesentliche Voraussetzung in der Zusammenarbeit der beiden Amerikaner mit italienischen beziehungsweise italienisch-spanischen Wurzeln war.

Nennt mich Al: Al Di Meola Foto Getty

Al Di Meola hat immer wieder mit südeuropäischen und lateinamerikanischen Musikern zusammengearbeitet, mit dem brasilianischen Perkussionisten Airto Moreira, dem klassischen kubanischen Gitarristen Manuel Barrueco, dem Pianisten Mario Parmisano aus Argentinien oder dem sardischen Folksänger Andrea Parodi. Auch das Trio mit McLaughlin und de Lucía wurde 1996 für eine Tournee und für Aufnahmen reaktiviert, während das vor zwei Jahren herausgebrachte Album „Saturday Night in San Francisco“ ein Mitschnitt der einstigen Welttournee der Band aus dem Jahr 1981 ist. Ein weiteres phänomenales Trio stellte Di Meola in den Neunzigerjahren dann mit dem Bassisten Stanley Clarke und dem Geiger Jean-Luc Ponty zusammen: „The Rite of Strings“, Frühlingsopfer für Saiteninstrumente, frei nach Strawinsky. Al Di Meola hatte sich früh an der Kaderschmiede der Berklee School in Boston eingeschrieben, zugleich ein Zweitstudium „on the road“ absolviert, etwa in der Band des Keyboard-Spielers Barry Miles. Im Grunde aber entwickelte er die wesentlichen Ingredienzen seines Spiels im Austausch mit anderen großen Musikern, nicht unbedingt aus dem Jazz-Underground, zu denen immer wieder auch Gitarren-Heroes wie Les Paul, Jimmy Page, Carlos Santana, Steve Vai oder etwa auch Frank Zappa gehörten.

Dabei ist Al Di Meola seit der Zusammenarbeit mit Chick Corea, im Grunde bis heute, ein auf akustischen und elektrischen Gitarren gleichermaßen eloquenter Erzähler geblieben, der in den neueren Aufnahmen („Twentyfour“) zwar nicht mehr das Höllentempo seiner frühen Jahre anschlägt, dafür aber wuselige Vielfalt im Spiel aller Instrumente – Gitarren, Bass, Perkussion, Piano – entwickelt. All das kann man jetzt auch wieder live auf seiner Deutschland-Tour erleben, die er um seinen heutigen siebzigsten Geburtstag gelegt hat. WOLFGANG SANDNER

Zugegeben, ein wenig unorthodox ist diese Band schon. Aber sie trifft auf ein Publikum, das bereit ist, sich begeistern zu lassen.

Illustration Peter Hammer Verlag

Mit verrenktem Rüssel zum besten Tanz

In ihrem neuen Bilderbuch knüpft Nadia Budde an ihre frühen Werke an. „Die Band, die keiner kennt“ hat das Zeug zum Klassiker.

Es geht los mit einer Bildaufteilung, wie wir sie aus dem berühmten „Grüffelo“ kennen. Die erste Seite ist viergeteilt. Jedes Viertel zeigt aus nächster Nähe ein besonderes äußerliches Merkmal des hier vorgestellten Wesens: „Zwei gelbe Augen / Haare wie Gras / Anzug nach Mass / Fell im Gesicht“ – Was reimt sich jetzt auf Gesicht? „Kennen wir nicht!“ Unverkennbar assoziativ und unverblümt in Wort und Bild beginnt das neue Buch der Bilderbuchkünstlerin Nadia Budde, die in „Die Band, die keiner kennt“ ein Figurenensemble aufziehen lässt, dass dem Grüffelo aus dem Kinderbuchklassiker von Julia Donaldson und Axel Scheffler an Sonderlichkeit in nichts nachsteht.

Seltsam sehen die Wesen aus, die dem Bus entsteigen, der noch vor der ersten Seite, gleichsam aus dem Off der Erzählung, in selbige rollt. Einer trägt Filzstiefeletten und graue Perücke; eine geht schleppenden Schrittes mit Koffer und Stock; beim dritten Wesen knarzt die Stimme, und die Ohren sehen aus wie aus Papier. Aber nicht nur das. Auch bringen sie unbekannte Geräte mit, die nie zuvor gehörte Töne von sich geben, eine Kakophonie ohne Sinn und Takt, aber mit ausreichend Schwung, um das Publikum in Bewegung zu versetzen. Ein Publikum, das bei genauem Hinsehen nicht weniger sonderbar aussieht als die Musiker: „Horn in der Hüfte / Huf im Gelenk / Rüssel verrenkt / Fuss auf dem Schwanz – der beste Tanz!“ Auch kleine Monster wie die bei Nadia Budde wissen, was eine gute Party ist. Und sie lernen, dass man nach durchtanzter Nacht vielleicht müde, aber mit dem schönen Gefühl beschenkt ist, etwas Besonderes erlebt zu haben.

Verbunden mit dem freundlichen Lächeln, das Tänzer ebenso wie Musiker stets auf den Lippen tragen, ist es diese allzu menschliche Fähigkeit, das besonders Schöne als besonders schön auch zu erkennen, die die Figuren von Nadia Budde selbst für kleinste Kinder nahbar macht. Begeisterung ist alterslos. Dass sie sich in einer Erfahrungswelt offenbart, die eigentlich Erwachsenen vorbehalten ist, weil Kinder nun mal selten die Nacht durchtanzen, mindert ihre ansteckende Wirkung nicht. Im Gegenteil bringt dieser Bruch mit den Konventionen eine feine Ironie ins Geschehen, die auch Kindern erfahrbar machen dürfte, dass sich jenseits der reinen Handlung zuweilen weitere Dimensionen auftun. In dieser scheinbar einfachen, im Bilderbuch aber seltenen Erzählkonstruktion liegt ein Witz des Werkes.

Das Buch ist, wie häufig bei der 1967 geborenen Nadia Budde, eine eigensinnige Mischung aus Gedicht, Comic und Geschichte. Buddes Reime und Lautmalereien wirken zuweilen wie Zufallsprodukte (allein der Titel: „Die Band, die keiner kennt“). Wobei kaum zu übersehen ist, wie rhythmisch (selbst im Offbeat) und fein abgestimmt sie nicht nur aufeinanderfolgen, sondern auch in Beziehung zu den Bildern stehen. Letztere illustrieren den Text, aber sie führen eben auch ein heiteres Eigenleben, das die Geschichte nach eigenem Recht fort erzählt. Nadia Budde hat ihre Freude an dieser – von ihr selbst einmal als „Wort-Bild-Spielerei“ bezeichneten – Arbeitsweise auf den Unterricht bei Nanne Meyer, einer frühen Lehrerin an der Kunstschule in Weißensee, zurückgeführt. Text und Zeichnungen sind getrennt voneinander nicht zu erzählen.

Nicht zufällig erinnert der Aufbau des Buches daher an „Eins, zwei, drei, Tier“, Buddes erstes Werk, mit dem die 1999 noch unbekannte Autorin prompt den Deutschen Jugendliteraturpreis gewann. Seither hat sie eine Reihe weiterer Bilderbücher geschaffen, die der seit damals bewährten Gliederung folgen. Auch in „Die Band, die keiner kennt“ entwickelt sich die Geschichte aus einer parodistisch anmutenden Parade von Figuren, die wiedererkennbar gegen den schönen Strich gezeichnet sind – mit schwarzem Pinsel umrandet, sind Buddes Figuren wieder unförmig, pickelig, bebrillt, mit großen Ohren und langen Nasen. Sie unterlaufen jedes Klischee des Gutaussehens, wirken dabei aber grundsympathisch und überhaupt nicht mehr sonderbar. Sie erkennen sofort, wenn ihnen jemand gegenübertritt, der ihrer würdig ist. Und so wird ein feiner (Tanz-)Schuh daraus. LENA BOPP

Nadia Budde: „Die Band, die keiner kennt“. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2024. 32 S., geb., 16,– €. Ab 3 J.

Klarer Fall: die Tunnelnummer!

Magdalena Miecznicka lässt eine junge Detektivin an sich selbst zweifeln

Die Erde auf der Fußmatte im Erdgeschoss: Was, wenn die nicht etwa von draußen kommt, sondern aus der Wohnung? Wenn es doch die Tunnelnummer wird, mit der die Bank an der Straßenecke ausgeraubt werden soll, die Tunnelnummer, die Toni gleich nach dem Aussteigen aus dem Umzugswagen eingefallen war, noch bevor ihre Mutter ihr die neue Wohnung überhaupt hatte zeigen können?

„Das Mädchen hat eindeutig zu viel Fantasie“: Dieser Satz durchzieht die Erstlesegeschichte „Toni sieht alles“ von Magdalena Miecznicka. Mal sagt ihn die Mutter seufzend vor sich hin. Mal entschuldigt sie sich damit, wenn Toni ein Gespräch Erwachsener im Café mehrfach unterbricht, um der Mutter weitere verdächtige Beobachtungen mitzuteilen. Mal sagt es die Tante, wenn Toni in den Ferien ihre Cousine auf allerlei Auffälligkeiten aufmerksam macht.

Die Mutter hingegen kommt für alles, was ihrer Toni auffällt, immer nur auf die einfachsten Erklärungen, „als ob man sich nicht auch mal ein bisschen anstrengen könnte“. Der Mann vor der Bank mit dem Fernglas ist also ein Vermessungstechniker. Dass zwei verdächtig aussehende Typen einen weiteren Erdbrocken auf dem Fußboden des Cafés hinterlassen haben, ist auch nicht weiter auffällig, und die nächtlichen Geräusche im Haus, das Bohren und Hämmern, derentwegen Toni ihre Mutter eigens weckt, kommen bestimmt nur von Mäusen oder der U-Bahn oder einem Flugzeug.

In einem Punkt hat Tonis Mutter recht, das muss man ihr lassen: Dass ihre Tochter auf so viele verdächtige Dinge kommt, hat seinen Grund. Der liegt allerdings nicht in der übermäßigen Phantasie des Kindes, sondern wohl noch dahinter, in Tonis Verunsicherung durch den Umzug in die unbekannte, große Stadt. Auch wenn in der Geschichte immer wieder anderes behauptet wird: „Seelenruhig“ erzählt Toni der Mutter von ihren Beobachtungen und Schlussfolgerungen, heißt es hier, „trocken“ und „sogar ein bisschen gelangweilt“. Und so hat die Illustratorin Franziska Ludwig sie auch gezeichnet: kontrolliert, skeptisch, ganz erfüllt von der selbst gewählten Rolle als Detektivin. Als Toni schließlich aufgeht, dass sich ihre Geschichte wohl doch nicht erfüllt, ist die Enttäuschung um so größer: „Als wäre da plötzlich ein Loch in ihr, und in dieses Loch stürzte alles hinein.“

Als die polnische Schriftstellerin Magdalena Miecznicka mit ihren beiden Kindern umgezogen war, schreibt sie in einer kleinen Widmung auf den ersten Seiten des Buchs, waren auch die beiden in den ersten Wochen „spitzenmäßig“ misstrauisch. Tonis Mutter im Buch wird die Erlebnisse mit ihrer phantasievollen Tochter ebenfalls literarisch verarbeiten. Zuvor allerdings hat sich die Autorin einen Twist einfallen lassen, der alle phantasievollen Kinder beim Lesen des Buchs begeistern wird. Toni hatte nämlich recht – und nur ein winziges Detail übersehen.

Die beiden finsteren Gestalten im Café hatten tatsächlich einen Bankeinbruch ausgeheckt. Der aufgeschnappte Wortwechsel, dass Jolanta am Dienstag um eins in London im Ballett tanzt, war wirklich ein Code. Die nächtlichen Geräusche im Haus kamen von der Arbeit an dem geheimen Tunnel, und der Mann mit dem Vermessungsfernglas? Er spielt auch so seine Rolle in der Geschichte.

Eltern werden in „Toni sieht alles“ einen Fingerzeig lesen, der Phantasie ihrer Kinder auch dann nachzugehen, wenn sie sich auszuwachsen scheint. Schließlich könnte sich in ihr etwas äußern, das sie nicht übersehen sollten. Doch das Buch ist für Kinder geschrieben, die schon gerne selbst lesen, unabhängig von ihren Eltern. Dieses Publikum unterhält Magdalena Miecznicka nicht allein mit einer schwungvollen Detektivgeschichte, die ihren Spaß auch daraus zieht, dass die junge Ermittlerin mit allen Verdachtsmomenten recht behält, so sehr sie auch Klischees entsprechen. Die Autorin stellt ihre kindliche Leserschaft zudem vor die Entscheidung, Tonis hanebüchen wirkenden Überzeugungen zu folgen oder sie – wie fast alle anderen und schließlich auch das Mädchen selbst – eher anzuzweifeln: eine zusätzliche Herausforderung, die den Reiz des Buches noch erhöht. FRIDTJOF KÜCHEMANN

Magdalena Miecznicka: „Toni sieht alles“. Illustriert von Franziska Ludwig. Aus dem Polnischen von Thomas Weiler. Moritz Verlag, Frankfurt 2024. 96 S., geb., 14,– €. Ab 5 J.

Wer würde ihr nur glauben? Toni überlegt.

Illustration Moritz Verlag

Der Zufall zieht am Schicksal

Frida Nilsson macht mit Hunden und Menschen eine Exkursion ins Jahr 1910

Warum hat Martin diese weiße Wut? Er weiß es nicht, und er kann sie auch nicht zähmen. Sie bricht aus ihm hervor, mit solcher Macht, dass er hinterher ganz klein und zitternd zurückbleibt. Manchmal aber auch mächtiger, durch diese ungeheure Wut. Weil andere zurückweichen, wie vor einem bösen Hund.

Wenn Frida Nilssons jüngster Roman „Martin & Jack“ den langen Untertitel „Von Hundebesitzern, Katzenjägern und der Suche nach dem Glück“ trägt, dann nicht nur deshalb, weil das schwedische Original 2023 in zwei Bänden erschienen ist, einmal Hund, einmal Katze. Sondern weil es vor allem um diese Suche nach dem Glück geht oder viel mehr noch nach der Liebe.

Es gibt sehr wenige Autorinnen für junge Leserinnen und Leser, die ihrem Publikum und ihren Figuren den ganzen Schmerz, die Mühsal, die Opfer des Liebens, auch des vergeblichen Liebens nicht vorenthalten. Im Grunde handeln all die großen Romane der Schwedin Nilsson, Jahrgang 1979, die sie seit mittlerweile 20 Jahren geschrieben hat, von der Macht der Liebe – auch der Ohnmacht. Und sie erzählen alle von dem Druck der Verhältnisse, der dadurch entsteht, dass der Mensch als erster Ausbeuter der Erde seine Ressourcen und Mitkreaturen nicht respektiert. In Nilssons Welten, die Realismus und Phantasie verweben, spielen die Fragen nach der Gerechtigkeit unter den Erdbewohnern und die Gier eine zentrale Rolle.

Waren in „Sem und Mo im Land der Lindwürmer“ (2022) jene Szenen am schmerzlichsten, in denen die zu menschenartigen Sklaven verformten Tiere in ihrer Erniedrigung sichtbar wurden, so entwirft Nilsson in „Martin & Jack“ geradezu eine Zweiklassengesellschaft: In diesem Schweden des Jahres 1910, es ist das erste Mal, dass Nilsson eine Jahreszahl verwendet, gibt es die Menschen und die Hunde. Dass Jack, der uralte halb blinde Hund, lesen kann und die Zeitungen als Träger der Wahrheit und Mittel der Aufklärung verehrt, während der Ich-Erzähler Martin über lange Zeit Analphabet bleibt, ist nur ein Element in jenem Topos der verkehrten Welt, den Nilsson nutzt, um weiter voranzuschreiten auf einem Weg, den sie vor Jahren eingeschlagen hat. Diesmal tut sie es in einer Epoche, in der die Kindheit Astrid Lindgrens lag, die, auch das ein zarter Verweis, einst als Zeitungsvolontärin ihren Berufsweg begann.

Menschen sind in der Geschichte, die ein bisschen aufgebaut ist nach dem addierenden Prinzip der Bremer Stadtmusikanten, die Bestimmer, und Hunde sind entweder rechtschaffene, etwas tumbe Dienstgeschöpfe – oder aber Halunken. Von denen wiederum gibt es reichlich in „Martin & Jack“. Die Geschichte lässt wenig Zweifel daran, dass die Halunken nur deshalb welche sind, weil die Menschen den Hunden keine andere Chance lassen. Anderen Menschen übrigens größtenteils auch nicht. Martin selbst wird, so jung er ist mit seinen knapp neun Jahren, zu einem ziemlich gewieften Serientäter und Betrüger. Als Kind, so scheint es, hat man ohnehin nicht groß die Wahl: „So ist das, wenn man ein Kind ist. Es gibt so vieles, was man nur macht, weil man weiß, dass einem gar nichts anderes übrig bleibt“, heißt es an einer Stelle. Nur einer von vielen schneidend klaren Sätzen, die aus dem Erzählgebirge wie Solitäre herausragen.

Auch jene, die als „gute Menschen“ gelten, sind ambivalent, fehlbar, auch der rückblickende Erzähler Martin. Nichts ist sicher in dieser Welt, in der er seinem Adoptivvater, dem Bauern Pär Pärsson, ausbüxt, um seinen wahren Vater zu finden. Wer hat das größere Herz, der in der Härte des Lebens gehärtete Bauer – oder der Stadtmensch und Journalist, Martins Vater, der sich in den Alkohol flüchten muss, um einigermaßen durchs Leben zu kommen? In „Martin & Jack“ geht es längst nicht nur darum, in einem schillernden Roadtrip Martins verschollenen Vater zu finden und Jack aus einem Justizirrtum zu befreien. Es geht um Gerechtigkeit, um die Frage, was denn ein gelungenes Leben ist. Vor allem, wenn der Zufall das Schicksal nach seinem Gusto zurechtzieht. In der deutschen Ausgabe, wieder von Friederike Buchinger übersetzt und sogar mit zwei Hunde-Liedern versehen, hat Torben Kuhlmann den Roman meisterhaft mit einem Zeitungstitel und Vignetten gestaltet. Denn um Politik, Meinung und Mitbestimmung geht es auch.

Es ist schon immer überaus ungewöhnlich gewesen, wie schonungslos Nilsson, die geradezu radikal aus Kinderperspektive erzählt, die Erwachsenen darstellt. In diesem Fall vom bösen Hanswurst Polizist über eine demente Hundemami bis zu Martins Vater, der wie ein Kind erscheint, mit dem Branntwein als Mutter, in deren Armen er Trost sucht. Wo schon in „Sem und Mo im Land der Lindwürmer“ der Humor rar gesät war im Vergleich zu früheren Romanen, muss man ein gutes Nervenkostüm haben, um über die lustigen Szenen noch kichern zu können, die es durchaus auch gibt in „Martin & Jack“.

Doch Nilssons Geschichte aus einer Zeit, in der Automobile frisch erfunden und Züge zumindest für manche Hunde noch neumodisches Teufelswerk sind, fehlt nicht nur viel von dem Humor, der in „Sasja und das Reich jenseits des Meeres“ so meisterhaft ganz große philosophische Themen tragen konnte. Sie stellt soziale Fragen, erzählt geradezu nüchtern von Alkoholsucht, fragt nach dem, was die Härte des Lebens an unterschiedlichen Menschen ausrichtet. Eine logische Fortschreibung ihrer Themen, souverän in die Figuren gebettet. Aber es sind sehr viele für ein Kind und ein paar Hunde. So ist „Martin & Jack“ im Universum von Frida Nilsson wohl die bislang strubbeligste Geschichte geworden. Ein wenig wie das Fell der Hunde Jack, Ruffe und Lonna. EVA-MARIA MAGEL

Frida Nilsson: „Martin & Jack“. Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2024. 376 S., geb., 22,– €. Ab 11 J.

Wissenschaft in Geiselhaft

Israels Universitäten stehen zwischen allen Fronten. Im Ausland werden sie boykottiert, im Innern will sie die Regierung entmachten.

Von Thomas Thiel, Tel Aviv

Seit einigen Monaten bekommen israelische Forscher Post der besonderen Art: Kollegen aus dem Ausland teilen ihnen mit, wie sehr sie ihre Arbeit schätzten; aber, man möge das bitte verstehen, mit einem Wissenschaftler aus einem Land, das einen Genozid verübe, könne man nicht länger zusammenarbeiten. Man selbst sehe das vielleicht anders, aber der Druck sei einfach zu groß. Nun hat es akademische Boykotte schon vor dem 7. Oktober gegeben. Die Israel-Boykottbewegung BDS hat in der akademischen Welt viele Anhänger. Doch die Ausgrenzung hatte meistens subtile Formen. Neuerdings sind es ganze Universitäten, besonders in Europa, die den Kontakt abbrechen. Parallel steigen die Versuche, israelische Wissenschaftler aus Gremien, Konferenzen, Journalen zu drängen.

Im Mai schickte die israelische Akademie der Wissenschaft einen Notruf nach Deutschland: Einladungen aus Israel, klagte sie, würden nicht mehr angenommen, israelische Wissenschaftler kaum noch eingeladen. Die deutsche Allianz der Wissenschaftsorganisationen zögerte nicht, dies zu verurteilen. Deutschland gehört zu den wenigen europäischen Ländern, die sich dem Boykott strikt verweigern. Auf institutioneller Ebene zumindest, in der Wissenschaft, besonders in den Sozialwissenschaften, gehen die Meinungen darüber, vorsichtig gesagt, auseinander.

„Es kann nicht sein, dass israelische Wissenschaftler in Geiselhaft genommen werden", sagt Otmar Wiestler, Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft ein ums andere Mal. Wiestler ist ins Land gekommen, um seine Solidarität auszudrücken und wie gewohnt die wissenschaftlichen Kontakte zu pflegen. „Wir werden darauf achten", sagt er, „dass israelische Wissenschaftler in Konferenzen, Gremien und anderen Austauschformaten prominent vertreten sind." Im Dezember will die Helmholtz-Gemeinschaft eine Konferenz mit deutschen und israelischen Wissenschaftlern organisieren, als Zeichen der Normalität.

An der Hebrew University in Jerusalem werden seine Worte dankbar aufgenommen. „Wir wissen die deutsche Unterstützung sehr zu schätzen", sagt deren Präsident Asher Cohen. Eine Kollegin spricht von einem moralischen Wendepunkt. Ausländische Besucher sind an der Hebrew rar geworden. Zuletzt kamen wieder Delegationen aus amerikanischen Universitäten, selbst von der protestgeschüttelten Columbia. Die Hochschulpräsidenten waren bezeichnenderweise nicht dabei. Die Hochschulleitung hat viele Versuche unternommen, die Boykotteure vom Unsinn ihres Tuns zu überzeugen. Man erklärte die einfachsten Dinge: dass die israelischen Hochschulen keine Befehlsempfänger der Regierung seien oder dass die siebzehn Prozent arabischer Studenten an der Hebrew besonders gefördert würden. Als all das nichts nutzte, engagierte man eine Kanzlei und forderte von der Europäische Union eine Stellungnahme. Ende Juni verurteilte Forschungskommissarin Ilianova den Boykott als Akt der Diskriminierung. Ein Hoffnungszeichen.

Es ist eine bittere Ironie, dass ausgerechnet die Wissenschaftler als Geiseln genommen werden. Noch vor Kurzem gingen viele von ihnen gegen die geplante Justizreform auf die Straße, dann kamen das Massaker und der Krieg, und nun sollen sie als Handlanger jener Regierung bestraft werden, gegen die sie zuvor protestiert hatten. Zu allem Übel plant die Koalition nun auch noch ein Gesetz, das die Hochschulen tatsächlich zu Befehlsempfängern der Regierung degradieren würde. Wissenschaftler, die zum Terror aufrufen, sollen auf Anweisung des Bildungsministers gefeuert werden dürfen, andernfalls würden der Hochschule die Mittel gekappt. Die Definitionshoheit soll allein beim Bildungsminister liegen. Die Anordnung eines Ministers würde reichen, um den Ruf eines Wissenschaftlers zu zerstören. Das Gesetz ist ein klarer Versuch, die Hochschulen an die Leine zu legen. Die Hoffnungen ruhen jetzt auf dem Verfassungsgericht. Zum Glück ist es der Regierung nicht gelungen, das Gericht vor ihrem Angriff auf die Hochschulen auszuschalten.

Die dritte Front liegt in Gaza. Mit Beginn des Krieges wurden Tausende Studenten einzogen. Manche starben, andere haben Angehörige verloren, mehrere Universitätsmitglieder der Hebrew University sind Geiseln der Hamas. Zurück von der Front, sitzen Studenten mit ihren Waffen im Hörsaal, bereit für den nächsten Einsatz. Es grenzt an ein Wunder, dass die Spannungen mit den arabischen Studenten, die ebenfalls viele Verluste zu beklagen haben, nicht eskalierten.

Neben den moralischen Beweggründen gibt es ein ganz praktisches Motiv, die Kooperation zu pflegen: Kaum ein Land verfügt über so brillante Wissenschaftler und einen so großen Pioniergeist in den Disziplinen, denen nach allgemeinem Verständnis die Zukunft gehört. Außerdem gelingt es dem Land viel besser als Deutschland, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen. Israel ist heute das gelobte Land der Innovatoren und das Paradies der Start-up-Szene. Im boomenden Sektor der Cybersicherheit gehen 40 Prozent der weltweiten Investitionen dorthin.

Die Helmholtz-Gemeinschaft hat auf Wiestlers Initiative schon vor Jahren ein Büro in Tel Aviv eröffnet, um diese Quelle anzuzapfen. Heute wird es von Andrea Frahm so tatkräftig geleitet, dass man sich um den Gründergeisttransfer eigentlich keine Sorgen machen muss. Weil Deutschland für den Risikokapitaltransfer bislang aber nur sehr bürokratische Lösungen eingefallen sind, ist das Potential nicht ausgeschöpft. Fortschritte verspricht sich Otmar Wiestler besonders von der Verknüpfung einzelner Disziplinen mit der Künstlichen Intelligenz. Auch hier ist Israel eine der ersten Adressen.

Das Weizmann-Institut vor den Toren von Tel Aviv steht für alles, was man sich im innovationsmüden Deutschland erträumt. Es ist reich mit Forschungspreisen und Kapital ausgestattet, das es sich über die Verwertung von Patenten zum großen Teil selbst erwirtschaftet, und verfügt über ein geradezu verschwenderisches Gartenbudget. Die Fahrt über den Campus weckt den Wunsch, den nächsten Urlaub dort zu verbringen. Zwischen weiten Gartenanlagen wechseln moderne Forschungsbauten mit architektonischen Kleinoden im Stil der internationalen Moderne. Gerade kommt die Nachricht, dass man wieder einmal eine stattliche Zahl von Stipendien des Europäischen Forschungsrats eingeworben hat. Umso verstörender wirken die Bestrebungen in einigen europäischen Ländern, Israel aus dem milliardenschweren Forschungsprogramm der Europäischen Union zu drängen.

Für die Helmholtz-Gemeinschaft sind am Weizmann-Institut Schätze zu heben. Dan Yakir hat herausgefunden, dass der Boden in manchen Fällen ein besserer Kohlendioxidspeicher als der Wald ist. Victor Malka hat eine laserbeschleunigte Bestrahlungsmethode entwickelt, die eine gezieltere Krebstherapie verspricht. Eran Elinavs Forschungen zum Mikrobiom könnten die Behandlung von Darmkrebs weit voranbringen. Otmar Wiestler zeigt sich beeindruckt von der Furchtlosigkeit, mit der sich die israelischen Wissenschaftler neue Gebiete erschließen. Aber er sieht auch, dass der Krieg die Wissenschaft immer stärker in Beschlag nimmt. Die Weizmann-Forscher berichten von seltsamen Erlebnissen. Ido Amit, eine Koryphäe der Immunologie, bekam wochenlang keine Antwort, als er eine Publikation bei einer führenden Wissenschaftszeitschrift einreichte. Einem belgischen Doktoranden, der nach Rehovot wollte, sagte man an seiner Universität: Wir kennen kein Weizmann-Institut.

Die institutionellen Boykotte kann die Wissenschaft wohl verkraften; aber es macht ihr zu schaffen, dass immer weniger ausländische Wissenschaftler ins Land kommen wegen des Krieges oder des Rufschadens. Manche Vorwürfe sind einfach nur irrwitzig, wie die Behauptung, die Tel Aviv University verstecke die Leichen von Palästinensern, damit sie nicht beerdigt werden können, ein Gerücht, das an der Rutgers-Universität weite Kreise zog. Mehr als den offenen Boykott fürchtet man den versteckten: dass israelische Wissenschaftler keine Gutachten mehr bekommen oder ungerecht bewertet werden; dass Publikationen mit fadenscheinigen Gründen abgelehnt werden. Man weiß nicht, wen der Boykott am Ende mehr beschämt: denjenigen, den er trifft, oder den, der ihn ausspricht.

Den Genozid-Vorwurf, mit dem er oft begründet wird, weist man entschieden zurück: Israel wolle keine Palästinenser töten, es sei von der Hamas in den Krieg gezwungen worden, sagt Ariel Porat, der Präsident der Tel Aviv Universität. Zugleich hat das Land eine Regierung, die den Krieg dafür nutzt, eine gleichberechtigte Koexistenz dauerhaft zu verhindern. Und einen Ministerpräsidenten, der ihn in die Länge zieht, um sich selbst zu schützen. Die Kriegsgefahr im Norden liegt wie Blei über dem Land. In der Nacht hat erstmals eine Drohne aus Jemen Tel Aviv getroffen, es gibt einen Toten. „Zwei Minuten zu Fuß von hier", sagt der Mann am Hotelempfang. „Weit weg."

Reale Vorbilder im österreichischen Sumpf: Philipp Hochmair als Jedermann mit Deleila Piasko als Buhlschaft Foto Monika Ritterhaus

Der Erlöser der Welt kommt zur Konkursmasse

Robert Carsens Einrichtung des „Jedermann" bringt den Text zum Klingen / *Von Patrick Bahners, Salzburg*

Er muss noch nicht einmal mit den Fingern schnippen. Wo immer Jedermann ein- und ausgeht in Robert Carsens Einrichtung von Hugo von Hofmannsthals „Spiel vom Sterben des reichen Mannes", mit der jetzt die Salzburger Festspiele eröffnet wurden, überall kommen ihm Armeen dienstbarer Geister entgegen und fast schon zuvor. Scharenweise Uniformierte signalisieren die Befehlskettenreaktionsbereitschaft des von ihm ohne große Geste dirigierten sozialen Organismus. Lakaien rollen ihm den roten Teppich aus, Gärtner den Rasen für den Lustgarten, in dem er seiner Geliebten ein Haus baut.

Aus dem Bauch des Salzburger Doms gleiten diese Truppen ans Licht, wie auf dem Fließband, sortiert und formiert. Hinter der Domfassade mit dem Triumphbogen des Portals kann man sich das Palais des reichen Mannes vorstellen oder ein Luxus-Resort oder auch das Hauptquartier des Weltmarktführers der Leiharbeitsvermittler – oder vielleicht auch alles in einem, das Mar-a-Lago der Jedermann-Organisation. Der Regisseur firmiert auch als Bühnenbildner, gemeinsam mit Luis F. Carvalho, der für die Kostüme verantwortlich zeichnet. Carsen und Carvalho haben auf der Domplatte keine Aufbauten errichtet. Die Kulissen der Geldherrschaft sind sozialer Natur, bestehen aus Menschen. In Krisenmomenten zahlt sich aus, dass die Aufrechterhaltung der Routine eine bezahlte Dienstleistung ist. Als Jedermann als König seiner Tafelrunde Missmutsanfälle erleidet, die ihn die Höflichkeit vergessen lassen, rettet die Kellnerbrigade mehrfach die Situation, indem sie in ungerührtem Gleichtakt weiter auftischt und nachschenkt, während die Tischgesellschaft schon die Zerfallssymptome der Individualisierung zeigt, weil die Gäste den Gastgeber nicht mehr nachahmen können und nicht wissen, wie sie es überspielen sollen, dass er aus der Rolle fällt.

Der Opernregisseur Carsen ist ein Virtuose der plastischen Behandlung von Menschenmassen, des Arrangierens lebender Gruppenbilder, deren Anmutung des Schwerelosen genaue Koordination voraussetzt. Die Aufstellung der Dienstbotenschaft verdoppelt die Symmetrie der Barockfassade des Doms; das Ornament der servilen Masse schmeichelt dem Auge des Publikums durch die Einladung, über alle Einzelheiten hinwegzusehen. Grandios ist der Kontrast, als sich plötzlich vom rechten Bühnenrand ein mehrschichtiger Menschenauflauf störend bemerkbar macht. Man sieht und hört die Gruppe gleichzeitig, es ist ein einziges Wimmeln und Surren: ein Schwarm von Reportern und Fotografen, der einen Anzugträger und dessen Entourage umlagert. In diesem demütigenden Ritual bekommt eine nach den Wertmaßstäben Jedermanns besonders klägliche Nebenfigur einen geradezu prächtigen Auftritt und eine Art von Würde: der Schuldknecht, der eingesperrt wird, weil er nicht mit geliehenem Geld umgehen kann. Hier ist der bankrotte Familienvater nicht nur ein ehemaliger Geschäftspartner Jedermanns, sondern auch ein Standesgenosse, der sich wohl immer noch mehrere Rechtsanwälte leisten kann.

In einem Interview hatte Carsen die Namen Benko und Bankman-Fried fallen lassen, als Beispiele für Personen der Zeitgeschichte, die ihm beim Nachdenken über die Jedermann-Figur in den Sinn gekommen seien. Insofern er damit die Möglichkeit eines zeitkritischen Regiekonzepts in den Raum stellte, war das eine Finte. Im Gegensatz zu dem aktualisierenden Zugriff, mit dem Michael Sturminger aus Hofmannsthals „Spiel" im vergangenen Jahr eine Parabel auf die Klimakrise machte, ist Carsens Verfahren emblematisch: Der als Nebenfigur eingearbeitete Schuldenmacher vom Typus Benko ist die zeitgenössische Illustration eines als zeitlos vorgestellten Verhaltensmusters, wie die Künstler der Renaissance in den Totentänzen Kirchenfürsten nach der Mode ihrer Zeit einkleideten. Köstlich bei Carsen und Carvalho der Sarkasmus im Detail: Die Kinder des Schuldknechts, für deren Alimentation Jedermann diskret Sorge trägt, sind ausgewachsene Jungmanager mit eigenen Maßanzügen und Aktentaschen.

Was ist das Unglück des reichen Mannes? Er hat so viel Personal, dass es ihm den Zugang zur eigenen Person versperrt, ihn in der Sicherheit wiegt, in seinem Verantwortungsbereich gehe alles koordiniert vor sich. Als der Tod, der hier das Chorhemd des Kirchendieners gegen den weißen Anzug des Kellners eintauscht, ihm die Vorladung Gottes überbringt, der sein Sündenbuch mit ihm durchgehen will, erwirkt Jedermann die Vergünstigung, den Versuch unternehmen zu dürfen, jemanden zu finden, der ihm „Geleit" gewährt. Er möchte auch den letzten Gerichtstermin aus den Ressourcen seiner geselligen Lebensform bestreiten. Verwandte, Freunde, sogar Knechte lassen ihn allein, und seine ganze Verlorenheit offenbart sich, als er sich mit seiner Hoffnung auf Gesellschaft seinem Geld zuwendet.

Seinem früheren Nachbarn, der ihm als Bettler gegenübertrat, hatte er einen Vortrag über Volkswirtschaft gehalten. Für Spenden habe er keine Mittel übrig: „Mein Geld muss für mich werken und laufen." Nachdem er alle seine persönlichen Verhältnisse verdinglicht hat, nimmt er nun diese Personifikation wörtlich: Da sein Geld für ihn arbeitet, soll es ihn auf der letzten Reise begleiten. Als Mammon der Schatzkiste entsteigt, um ihm diesen Liebesdienst zu verweigern und ihm das goldene Mercedes-Cabrio und die Kunstsammlung abzunehmen, ist er ein Doppelgänger Jedermanns. Von Jedermanns Goldanzug gibt es ein zweites Exemplar, und auch der angeblich von Leonardo da Vinci gemalte Salvator Mundi, der zu Mammons Beute gehört, ist solange kein Unikat, wie der Wert des Gemäldes als Äquivalent in Geld bestimmt wird.

Obwohl der schimmerlos zu frühem Tod bestimmte Goldjunge die Hände in den Schoß hätte legen können, solange er flüssig war, untermalt Philipp Hochmair fast alle seine Sätze mit Handbewegungen – der reiche Mann kann nicht still besitzen, er greift und gräbt immer tiefer und weiter. Dem didaktischen Duktus von Hofmannsthals Versen passt sich diese Körpersprache an, nur ist es eben vom Ende des Spiels her gesehen die falsche Lehre, die Jedermann sich in Gestalt von Sprichwörtern einverleibt. Hochmairs Jedermann treibt die Verdinglichung der Lebenswelt so weit, dass er seine Hände wie seine Diener behandelt.

Sein Handlanger und Vertrauter, der gute Gesell (Christoph Luser), spricht ganz anders, unterwirft die Verse einem durchgehaltenen Ton souveräner Ironie. Statt sich die Dinge anzueignen, hält er die Welt auf Abstand, obwohl er auch schon einmal ein Geldbündel einsteckt, wenn scheinbar niemand zusieht. Er entpuppt sich als der Teufel. Auch bei der Buhlschaft (Deleila Piasko) verweist die Verwandlung der Verse in Prosa auf eine romantische Gegenwelt zum Regelkosmos von Hofmannsthals Spiel, wo Regine Zimmermann als Glaube ihr Erlösungsversprechen fast wie ein Lied skandiert. Robert Carsen hat alle Gerüste abgeräumt, um den Text zum Klingen zu bringen. Eine im besten Sinne konservative Aufführung.

Untrennbarer Einzelgänger

Der eine schrieb die Hits, der andere die besseren Songs: Zum achtzigsten Geburtstag des Supertramps Rick Davies

Ende 1979, auf dem Höhepunkt ihres Welterfolgs, nahm die britische Band Supertramp ein Livealbum in Paris auf, und von der Bühne herab erinnerte sie die übervolle Halle daran, dass sie bei ihrem ersten Auftritt in Frankreich, nur knapp fünf Jahre früher (im dann 2015 durch den Terroranschlag leider berüchtigt gewordenen „Bataclan"), vor gerade einmal acht zahlenden Gästen gespielt hatte, von denen wiederum sechs vom französischen Veranstalter für ihr Kommen bezahlt worden waren. „Just a Normal Day" war damals das Auftaktstück gewesen – und noch tatsächlich normal, dass sich niemand für Supertramp interessiert hatte, obwohl das Album „Crime of the Century", mit dem die Band ihren Durchbruch erleben sollte, kurz vorher erschienen war.

Bei „Just a Normal Day", das erst auf der folgenden Platte „Crisis? What Crisis?" veröffentlicht werden sollte, teilen sich den Gesangspart jene zwei Männer, die man mit Supertramp verbindet: Roger Hodgson und Rick Davies. Beide spielten seit 1969 zusammen, als Davies per Annonce Mitstreiter für eine Band gesucht hatte, die im Jahr darauf dann den Namen Supertramp bekam – als Zeichen der Sympathie für die antibürgerliche Gegenkultur der späten Sechziger. Pink Floyd und King Crimson hatten damals in England mit ihren frühen psychedelischen Konzeptalben das ausgelöst, was fortan Progressive Rock genannt wurde. Und „Crime of the Century" war nach zwei früheren Versuchen und einer kompletten Neubesetzung, die vom ursprünglichen Supertramp-Personal nur Davies und Hodgson übrig gelassen hatte, das erste Werk der Band, das diesem Trend entsprach. Auf ihm firmierten denn auch Davies und Hodgson erstmals als angeblich untrennbares Songwriter-Duo – Lennon/McCartney oder Jagger/Richards ließen marketingtechnisch grüßen.

Aber es blieb immer unüberhörbar, wer von beiden welchen Anteil am rasch wachsenden Liedkatalog von Supertramp hatte, denn Hodgson und Davies sangen in ihren charakteristischen Tonfällen (bis ins Falsett reichender Tenor der Erstere, knarziger Bariton der Letztere) jeweils nur eigene Kompositionen, und wenn es zur Freude der Fans bei einigen Stücken Wechselgesang gab, legten beide Wert darauf, für ihre Parts zumindest die Texte selbst zu schreiben. Auf den Platten wurde solche Chancengleichheit für die untrennbaren Einzelgänger zum Prinzip: Nach einem Lied von Davies kam eines von Hodgson und umgekehrt. Selbst die Konzerte folgten dieser Dramaturgie.

Nur dass Hodgson die großen Hits der Band verantwortete („Dreamer", „Give a Little Bit", „The Logical Song", „Breakfast in America", „It's Raining Again"), während Davies zwar das traditionelle Abschlusslied aller Supertramp-Auftritte geschrieben hatte („Crime of the Century"), doch ansonsten eher anspruchsvollere, aber eben auch weniger populäre Songs wie „Rudy", „From Now On", „Gone Hollywood" oder „Waiting So Long". Dass es Hodgson war, der nach dem letzten gemeinsamen Album, „Famous Last Words", eine Solokarriere antrat, war folgerichtig. Und ein Segen für Davies. Denn der schrieb danach allein das komplette Songmaterial für „Brother Where You Bound", die abwechslungsreichste Supertramp-Platte, mit der der Rest der Band 1985 auf das im Jahr zuvor erschienene Hodgson-Album „In the Eye of the Storm" antwortete. Pikanterweise holte Davies als Gitarristen für das Titelstück David Gilmour von Pink Floyd ins Studio – Vorbild ersetzte Abtrünnigen. Und obwohl beide Platten mit dem für Supertramp charakteristischen Elektroklavier anhoben und die gewohnt weitgespannten Liedbögen boten (Hodgson ging an die Neun-Minuten-Grenze, Davies übertraf gar sechzehn), zeigte sich, wer der wahre Erbe der Bandtradition war: nicht die markantere Stimme, sondern der bessere Songwriter.

Allerdings ließ der niemanden mehr neben sich gelten, sodass fortan die Hits fehlten; nach vier Alben ohne Hodgson und ohne Erfolg löste Rick Davies Supertramp auf – als Gründer der Band bat er die verbliebenen Kollegen gar nicht erst um deren Meinung. Immerhin muss man ihm hoch anrechnen, seitdem nicht auf der Revival-Welle zu schwimmen, die etliche alternde Stars der Vergangenheit unter ihren berühmten Bandnamen zurück auf kleine Bühnen gespült hat. Einmal Bataclan vor acht zahlenden Besuchern, das hat Davies mit Supertramp gereicht. Heute wird er achtzig Jahre alt. ANDREAS PLATTHAUS

Nicht so sicht-, aber genauso hörbar wie Roger Hodgson: Rick Davies Foto Imago

Goldner Glanz zwischen Basel und Vogesen

Die Reichen und die Schöngemalten: Das Musée Unterlinden im Elsass zeigt altdeutsche Malerei und entdeckt mal eben einen neuen Schongauer und Dürer.

Von Stefan Trinks, Colmar

Die Ausstellung „Farben – Reich – Schön“ im Musée Unterlinden in Colmar widmet sich der spätgotischen und danach der sogenannten altdeutschen Malerei am Oberrhein in französischen Sammlungen, das heißt, nicht nur den zahlreichen im Gebiet des Elsasses von Straßburg bis Colmar erhaltenen Tafeln aus dem Übergang von Spätmittelalter zu Renaissance, sondern auch jenen aus der Region von den Vogesen und entlang des Schwarzwalds bis nach Freiburg im Breisgau und Basel, ein im fünfzehnten Jahrhundert überaus reicher Landstrich mit mächtigen Bischöfen und Bürgern als solventen Auftraggebern, ein Epizentrum gehobenen künstlerischen Schaffens.

Die Ausstellung ist mustergültig in der Vermittlung von überwiegend nicht mehr gängigem Wissen. Das Erste, was einführend klargestellt wird, ist die stark konservative Beharrungskraft einer Auftraggeber- und Künstlerschaft, die Anfang bis Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihre größte Zeit hatte, diese gewissermaßen in der Kunst arretiert wissen will und gar nicht daran denkt, in Malerei und Skulptur neumodischen Strömungen zu folgen. Bis zur Reformation wird von den Vogesen bis nach Basel und in die Bodenseeregion eine durchchoreographierte spätgotische Kunst immer weiter verfeinert, mit nur homöopathischen Aufgriffen des neuen perspektivischen und entschlackten Malens aus Florenz oder Venedig.

Ebenso wichtig ist die Vermittlung von Wissen über Material und Technik der spätgotischen Tafelmalerei und ihre Restaurierung noch in der Dauerausstellung im Saal 6, bevor es in die eigentliche Sonderschau geht. Am Beispiel eines um 1500 entstandenen und frisch restaurierten „Martyriums eines Heiligen“ aus der Bodenseeregion, der in ein kafkaeskes Hinrichtungsgestell aus Astgabeln aufgespannt ist und dem mit langen Metallhaken Fleisch aus dem Leib gerissen wird, werden die wechselhaften Zeitläufte veranschaulicht. An den Malkanten lässt sich ablesen, dass die ursprünglich größere Märtyrertafel später für den leichteren Verkauf auf ein handliches Maß zersägt wurde. Wie einflussreich auch die Wahl der Holzsorte, auf die gemalt wurde, die Vorbereitung der Tafeln, die sogenannte Grundierung und schließlich der in dieser Region, die sich noch lange jeder naturalistischen Wiedergabe von Landschaft im Hintergrund verwehrte, so essenzielle Goldgrund und überhaupt das Malen mit Gold waren, zeigt beispielsweise ein überschaubar großer dreiflügeliger Verkündigungsaltar, wahrscheinlich für den Hausgebrauch von 1480. Nicht nur dessen fast vollplastische Figuren im Mittelteil, die gesamte Ehrenarchitektur darüber, der Verkündigungsengel Gabriel und das Betbänkchen der künftigen Muttergottes sind vollständig mit Gold überzogen, sondern auch Maria selbst bis auf einen schmalen Gesichtsausschnitt. Diese Muttergottes sieht aus wie Gert Fröbes beklagenswertes Opfer im James-Bond-Film „Goldfinger“.

Üblich war auch die mittelalterliche Trennung zwischen Nadelholz für den Altarschrein und die Maltafeln, während feineres Lindenholz für die Skulpturen beschnitzt wurde. Das goldene Fluidum selbst, in das alle geschnitzten und gemalten Figuren des Retabels eingebettet sind, wurde oft in Form von hauchdünnen Goldblättchen mit Knoblauchsud als Haftmittel auf den Untergrund gebracht, denn wer frische Knoblauchzehen schneidet, weiß, wie klebrig deren Saft an den Fingern haftet. Derartige Hausaltärchen sind Beleg für den Wunsch einer direkten Verbindung zum Göttlichen außerhalb der offiziellen Gottesdienste und Kirchen innerhalb der geistesgeschichtlichen Strömungen der Devotio moderna, der persönlicheren Verantwortung wie auch intimeren Verehrung Gottes und seiner Heiligen.

Wie präzise die Auftraggeber alle Parameter bis in die Festlegung der Ikonographie schon im Künstlervertrag festlegten, offenbart der sensationelle Kontrakt zwischen den Verwaltern der Bauhütte von Sankt Martin in Colmar und dem Maler Caspar Isenmann über dessen berühmten Passionsaltar für die Stadt. Das umfängliche und besiegelte Dokument auf Pergament hält in nicht weniger als dreißig sich über drei DIN-A4-große Seiten spannende Zeilen die gewünschte Qualität von Holztafel (Fichte) und Farbpigmenten fest (Öl und Tempera; bezahlt wurde meist nach Gramm verwendeter Farbe, seltenst nach Quadratmetern bemalter Fläche). Ebenso geregelt waren der Anteil des Meisters oder eben der Gesellen, der Beginn der Arbeiten nach Absegnung einer vorgelegten Entwurfszeichnung und eine genaue Ausführungsfrist, was man sich für heutige Bau- und Kunstprojekte wieder wünschen würde. Bei Überziehung der Frist drohte eine empfindliche Konventionalstrafe. Die Vorteile eines solch peniblen Vertrags waren Planungssicherheit für den Künstler, da sogar die Zahlungsmodalitäten genauestens festgehalten und von den Vertretern der Bauhütte oder der Stadt verbürgt wurden.

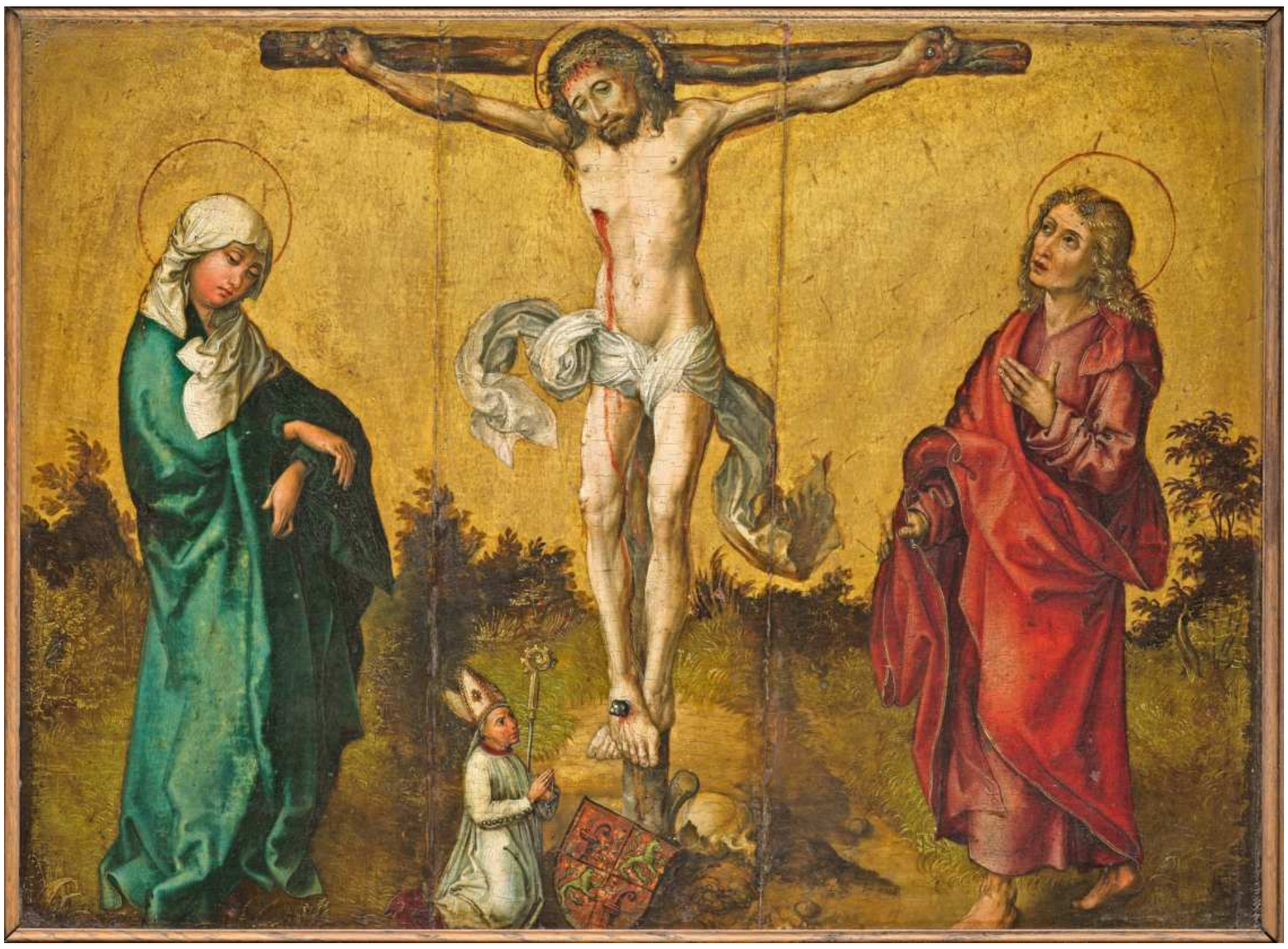
Es folgen in der Ausstellung wunderbare Beispiele adeliger Auftraggeber. Der Ritter Veit von Eisenburg und seine Frau Elisabeth von Schellenberg gaben um 1420 wohl in Konstanz ihre Christus als Schmerzensmann anbetenden Konterfeis in Auftrag. Dreißig Jahre später wiederholt der Meister des Retabels von Stauffenberg dieses populäre, tiefe Frömmigkeit der Ritter signalisierende Bildformular für Erhard Bock von Stauffenberg und seine Gemahlin. Im gleichen Zeitraum wie Caspar Isenmann in Colmar sind Jost Haller in Straßburg oder der bislang nur mit einem Notnamen bedachte Meister des Lösel-Altars in Basel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts tätig. Obwohl oder gerade weil stark gefragt, konnten sich alle drei Künstler auf die Region konzentrieren und mussten nicht reichsweit für ihre Werkstatt werben.

Klug choreographiert steuert die Schau auf ihren Höhepunkt mit Martin Schongauer, Albrecht Dürer und Hans Baldung Grien zu. Dass Dürer Schongauers größter Bewunderer war, zeigt sich schon darin, mit welcher Ehrerbietung der junge Malergeselle nach Colmar pilgert, um sein Idol zu treffen. Leider kommt er zu spät, Schongauer ist bereits tot. Die Witwe händigt Dürer eine Locke vom Meister aus, die der kommende Stern am Künstlerhimmel bis an sein Lebensende als hochverehrte Reliquie im Nürnberger Atelierhaus aufbewahren wird. Davor aber war Schongauer von 1470 an der unumstrittene Meister am Oberrhein, und seine wenigen erhaltenen gemalten Altarretabel – während fast alle Kupferstiche auf uns gekommen sind, trifft dies für gerade einmal sieben Tafeln zu – waren große und teuer bezahlte Kostbarkeiten.

Doch auch Schongauers Orlier-Retabel, ein Werk von ungeheurer Plastizität der Gewänder, folgt einem etwa zwanzig Jahre älteren Vorbild, was damals keineswegs als ehrenrührig galt. Daneben stehen zwei neu Schongauer zugeschriebene Flügel mit Bartholomäus und Maria Magdalena. Der Altar verstaubte seit Beschlagnahmung in der Französischen Revolution im Depot, schwer beschädigt und vollständig vergessen. Doch allein die Punzierung und Gesichter der Heiligen, die feine Balance aus erzählenden und grafischen Elementen sowie der brutale Teppich aus toten Neugeborenen beim Bethlehemitischen Kindermord erweisen Schongauer als seinen Schöpfer.

Ein echter Coup des Museums aber ist ein neu zugeschriebener Albrecht Dürer aus einer Sammlung der Normandie, der jahrelang – die Choreographie der Ausstellung hat dies geschickt vorbereitet – als Werk Schongauers angesehen wurde. Ein Priester hatte ihn erst vor wenigen Jahren an den Sammler vermittelt. Neben stilistischen Eigenheiten spricht für die Zuschreibung an Dürer vor allem die Kühnheit, mit der er das gesamte Geschehen um die Kreuzigung herum konzentriert – es ist kein klappbarer Altarschrein, da er keine Scharniere besitzt –, vor allem aber, dass es eine routiniert schnelle Arbeit ohne Grundierung ist und der Maler kühn gelbe Farbe statt Gold als Höhung auf den grafischen Figuren benutzte. Es wäre eines der frühesten Werke Dürers überhaupt. Doppelt stolz wird die kompakte „Kreuzigung“ daher in Colmar als siebtes Gemälde des Nürnbergers in französischem Besitz präsentiert.

Und obwohl Dürer kaum zu übertreffen ist, schafft es die Ausstellung dennoch mit seinem Schüler Hans Baldung Grien, der nach einigen Jahren in dessen Nürnberger Werkstatt zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Straßburg lebte und arbeitete, hernach den Hochaltar des Freiburger Münsters als eines der Wunderwerke aus dem Übergang spätgotischer zu Renaissance-Malerei schuf. In Colmar bezirzt nicht nur sein Haupt eines „Bärtigen Alten“ oder der mit einem kostbaren Pelz und ebenso teurer karmesinroter Seide bekleidete unbekannte „Fünfundzwanzigjährige“, von dem nur sein Alter feststeht, sondern auch das bis heute rätselhafte und große Profilbild des stehenden heiligen Thomas mit Lanze als möglichem Martyriumswerkzeug. Enigmatisch sind an dem extrem schmalen Hochformat nicht nur die Profilstellung und die knöchelbrecherische Abwinkelung seines linken Fußes, sondern vor allem das aufflatternde stoffreiche Gewand in Giftgelb vor nachtschwarzem Hintergrund – der Apostel und legendarische Missionar Indiens schwebt buchstäblich im Nichts, weil Baldung ihm nicht einmal einen Boden unter den Füßen gönnt und malt. Mit diesem exzeptionellen Künstler hat der Oberrhein endgültig zur internationalen Renaissance aufgeschlossen, wenngleich er sich dennoch Eigenheiten und unkanonische Uminterpretationen vorbehält aufgrund ebender glanzvollen Vergangenheit von 1400 bis zur Reformation um 1540, welche die Colmarer Schau so prägnant auszubreiten versteht.



Spektakuläre Entdeckungen: Oben die zunächst Martin Schongauer zugeschriebene „Kreuzigung“ von Albrecht Dürer (1492–1493), unten Schongauers „Retable d'Orlier“ (1475–1480)

Fotos Musée Jeanne d'Aboville, Musée Unterlinden/Christian Kempf

Couleur, Gloire et Beauté. Altdeutsche Malerei in französischen Sammlungen.
Musée Unterlinden, Colmar; bis 23. September. Der Katalog kostet 49 Euro.

Nur die Liebe kann uns retten

Geboren, um Lieder zu geben: Roland Kaiser besingt in Frankfurt die schönste Nebensache der Welt

Von Andreas Maier

Die Rammstein-Wolken („Bück dich!“) über dem Frankfurter Waldstadion (offiziell: „Deutsche Bank Park“) sind kaum verraucht, zack, da kommt das nächste umstrittene Schwergewicht („verbotene Träume erleben“) der bundesdeutschen Sex-Diskurs-Szene: Roland Kaiser. Oder halt, nicht so schnell! Gehen wir mal in uns und zurück in den Zeiten.

In meinem Elternhaus standen Platten, aus denen schon ich (Jahrgang 1967) nur noch Vergangenheit rekonstruieren konnte: „3 mal 9“, das war eine Show mit Wim Thoelke. Udo Jürgens sang auf unserer „3 mal 9“-Platte „Siebzehn Jahr, blondes Haar“. Ich hörte es in Dauerschleife, da war ich sechs oder sieben. „Ich träum von Liebe, doch eben nur ein Traum.“ Nun, was sollte ein Kind an diesem Lied begreifen? Worauf bezog ich das Wort „Liebe“? Und was war für ein Kind wie mich eine Frau mit siebzehn? Eine total erwachsene, uralte Person! Die Verhältnisse des Liedes können mir nicht klar gewesen sein. Was macht man, als Mann, mit einer Siebzehnjährigen, nach der man die Stadt absucht? Will man mit ihr Eis essen gehen? Ihr Museen zeigen? Das Lied kündet vom großen Ungesagten. Aber es war ja die Zeit, als Mütter ihre 14-, 15-jährigen Töchter eigenhändig den Stars zuführten und vor die Haustür stellten (Elvis Presley in Bad Nauheim, Udo Jürgens andernorts).

Von da aus war der Übergang zum „Ich will heute Nacht mit dir …“-Schlager kurz. Auf der Schwelle dazu stand etwa Michael Holm mit seinem aber auch schon sehr ins Ungesagte driftenden „Tränen lügen nicht“. Für das Kind war es vielleicht nur Trauer, Abschied und hoffnungslose Warnung: „Vergossnen Wein, den trinkt keiner mehr“. Die Zeichen des Sexus erkannte das Kind auch in diesem Lied nicht so ganz: „Bei Tag und Nacht, mit ihr war alles schön. Was wirst du anfangen mit Deiner Freiheit?“ Ja, was wird sie wohl anfangen damit? Eis essen, ins Museum gehen? Mitte der Siebziger war dann schon alles voller Betten im Kornfeld. Es brauchte ein Jahrzehnt, bis meine Sexualreife so weit gediehen war, dass ich begriff, was da alles in den Umschreibungen von „Nacht“ und „Liebe“ und „Nur mit Dir“ enthalten war.

Roland Kaiser gilt als Großmeister der ganz knappen Umschreibung. „Am Rande der Explizität“ wäre falsch gesagt. Es ist eher so wie ein, um einen älteren Ausdruck zu verwenden, ganz knappes Höschen. Man kann die Genitalien durch einen Dreiteileranzug mit Krawatte, Stiefeln und Gamaschen verbergen oder durch einen Tanga. Zu sehen ist bei Letzterem immer noch nichts vom Verbotenen und Ungesagten. Aber eben nur ganz knapp noch nichts. Kaiser, mit den Jahren Ikone geworden, ein äußert professioneller, analytischer und erfolgskluger Textbenutzer, hat sich auf diese knappe Tanga-Weise nicht nur ein riesiges Renommee verschafft. Er wird seit einiger Zeit auch gesellschafts- und sozialpolitisch gelesen. Man verbindet ihn nun schon, so weit sind wir, mit Begriffen wie Freiheit des Sagens. In den großen Arenen darf man noch, da schützt einen der Erfolg. Musikalisch gesehen kommt eine Helene Fischer in „Atemlos durch die Nacht“ ja inzwischen schon auf sechzehn Höhepunkte in einem einzigen Lied. Da ist ein Kaiser, ein Überlebenskünstler alten Schlages, geradezu ein Waisenknabe gegen das Hochleistungssportive des Astralleibes Fischer.

Kaisers Konzert in Frankfurt war ungeheuerlich. Selbst dass das Stadion sichtlich nicht der ideale Ort für das Konzert war, wurde im Verlauf des Abends immer gleichgültiger. Es wurde sowieso mit der Zeit alles immer egaler, es gab irgendwann keinen Abstand mehr, keinen Millimeter, zwischen Publikum und Künstler. Man braucht hier kaum zu erwähnen, dass alle großen Hits in guter Reihenfolge gespielt wurden, dass auch die Partylaune durch die eine Partylaune ja durchaus anheizenden Lieder befriedigt wurde. Man könnte über Roland Kaisers Stimme sprechen, über seinen gebrechlich wirkenden Gang – die Stimme war völlig anders als der Gang. Man könnte jetzt von „durchgereift“ reden, was die Stimme angeht. Aber auch das ist Firlefanz. Man könnte davon sprechen, dass freilich Lieder, die über fünf Jahrzehnte in den verschiedensten Epochen produziert wurden, wenn sie von einer solchen zeitgenössischen Band gespielt werden, untereinander einheitlicher klingen als im Original. Man könnte aber auch davon sprechen, dass selbst, wer diese Lieder gar nicht kennt, sie an diesem Abend in ihrem Gehalt und in ihrer seltsamen, eng beieinanderliegenden Einmaligkeit sofort verstanden hat. Oder mit welcher ungewöhnlichen Höflichkeit Roland Kaiser die Mitglieder dieser Band vorstellt. Man hörte E-Gitarren-Soli, E-Cello-Soli, energetische Bläser. Man sah eine Videoshow aus Aufnahmen des jungen Kaiser, konterkariert dadurch, dass man später uralte Röhren-Fernsehmodelle gezeigt bekam und in diesen die Livebilder des 72-Jährigen, ein schön ironisches oder, besser, zeitaufhebendes Spiel. Die Band war äußerst gut. Aber all das würde das Konzert nicht abbilden.

Vieles, was Roland Kaiser früher, vielleicht scheinbar kokett, auch über die „schönste Nebensache der Welt“ sang – das Wort fiel auf dem Konzert und meinte natürlich den Beischlaf –, wirkte und war nun angestrengt, abgerungen, nicht mehr einfach, sondern mit Not behalten, verteidigt, als würde jemand darum kämpfen, es zu bewahren. Und das Publikum wusste eins zu eins darum. All diese „Heute Nacht mit Dir“-Lieder haben jetzt diesen Charakter. Es ist aus alldem eine Verteidigung der Sehnsucht geworden. Früher hat es vielleicht nur Lust in allen seinen Möglichkeiten bedeutet. Jetzt ist es ein Weltbild geworden, gegen vieles in der Welt gesetzt. Ach ja, die Wasserflasche. Als Roland Kaiser um eine Wasserflasche bat und eine aus Plastik gereicht bekam, sagte er, er hasse „diese Verschlüsse“. Nach EU-Verordnung muss der Verschluss fest mit dem Flaschenhalskranz verbunden sein. Das Publikum verstand die Nachricht. Es war ein Moment von Politik im Stadion.

Es gab Hommagen an Presley und Anka, drei große Medleys, insgesamt klangen fünfzig Kaiser-Songs an. Am Ende kam der große Schmiss, „Joana“, die Jungs hinter mir ergänzten den Song mit eingeschobenen, leicht obszönen Textzeilen, wie er eben heute ergänzt wird. Wann hat man je bei einem Lied, das man auf einem Konzert hört und vorher gar nicht kannte, feuchte Augen? Bei „Liebe kann uns retten“ war das der Fall. Da musste ich schon an Udo Jürgens denken, den alten Philosophen. Das Lied hat nichts mehr mit Eros, auch nichts mehr mit Philia, sondern einfach nur noch mit uns und der Welt und unseren Seinsmöglichkeiten zu tun.

Später im Sternchen am Südbahnhof in Frankfurt, einer Bierwirtschaft: bis in die tiefe Nacht alles voller Menschen, die im Stadion waren. Die Jukebox spielte nur Roland Kaiser. Die älteren Damen hatten immer noch ihre elektrisch blinkenden Kaiserin-Krönchen auf, die sie beim Konzert für zehn Euro erworben hatten. Und sie hörten „Liebe kann uns retten“. Und ich saß nachdenklich da und dachte: Mehr kann man nicht erreichen.

Bisher 72 Jahre im Dienste der Liebe unterwegs, 50 davon singend: Roland Kaiser lässt in Frankfurt nichts zu wünschen übrig. Foto Michael Braunschädel

Andreas Maier ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Die Heimat“ (2023).

Plakatparade mit Kindern: Der zentrale Leninplatz in Simferopol auf der Krim wird zum 10. Jahrestag der Annexion der Halbinsel festlich geschmückt. Foto Archiv

Schwalben fangen kann nur Putin

Wo Kinder vor Soldaten tanzen müssen: Schüler, Eltern und ein Lehrer berichten, wie Russland in den besetzten ukrainischen Gebieten das Bildungssystem umkrempelt.

Von Yelizaveta Landenberger und Mitya Churikov

Im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine spielen Desinformation und Propaganda eine Schlüsselrolle. In den von Russland besetzten ukrainischen Gebieten versucht man, schon die Jüngsten zu Putin zu bekehren. Die F.A.Z. sprach mit Menschen, die diese Indoktrination aus erster Hand kennen. Sie stammen von der 2014 völkerrechtswidrig annektierten Krim sowie aus der von russischen Truppen in den ersten Kriegswochen zerstörten und seit dem späten Frühjahr 2022 vollständig unter russische Kontrolle gebrachten Großstadt Mariupol.

Anna Wright, die selbst aus Donezk kommt, forscht für Amnesty International im Regionalbüro Osteuropa und Zentralasien. Im Dezember 2023 veröffentlichte ihre Gruppe einen Bericht zum Thema Bildung in den besetzten Gebieten, der auf zahlreichen Interviews mit betroffenen Lehrern und Familien basiert, die sich inzwischen im freien Teil der Ukraine befinden. Zwei weitere Familien lebten zum Zeitpunkt der Interviews mit Amnesty noch in den besetzten Gebieten. Man habe sehr darauf geachtet, die Anonymität der Menschen zu wahren, sagt Wright gegenüber der F.A.Z., auch derjenigen, die fliehen konnten. Menschen, die aus den okkupierten Territorien kämen, seien wie versteinert, sagt die Forscherin. Oft hätten sie Freunde, Verwandte oder Immobilien dort. Sie hätten Angst, auch um ihnen nahestehende Menschen.

Wright und ihre Kollegen verzeichnen viele Menschenrechtsverstöße. Nach ihrem Befund werden Zivilisten in den besetzten Gebieten willkürlich inhaftiert, wenn ihnen Verbindungen zur Ukraine nachgesagt werden. Amnesty dokumentierte Fälle von Zwangsrekrutierungen in die russischen Streitkräfte, Einschränkungen der Reisefreiheit, Beschlagnahmung von Vermögen. Darüber hinaus werde die Bevölkerung durch die russische Besatzungsmacht „sehr stark indoktriniert", insbesondere Schulkinder.

Wir sprachen per Videoanruf mit einem Ehepaar mit zwei Kindern, das kurz vor dem Beginn der Großinvasion die Krim verließ, einige Wochen in Kiew verbrachte und jetzt in der EU lebt. Für die Familie war die Indoktrination ihrer Kinder der Grund, warum sie es dort nicht mehr aushielt. Das proukrainisch eingestellte Elternpaar wollte trotz der Annexion durch Russland auf der Krim bleiben und ein normales Leben führen – was sich als unmöglich erwies.

Der Vater berichtet: „Als unser älteres Kind 2019 eingeschult wurde, fing gleich der politische Irrsinn an. Das Kriegsthema war das Wichtigste im Lehrplan – und das in der ersten Klasse!" Zur Vorbereitung auf den 9. Mai hätten die Kinder schon ein halbes Jahr vorher im Sportunterricht wie Soldaten marschieren müssen. Die Mutter ergänzt, die Erstklässler hätten außerdem einen Aufsatz zum Thema „Held des Großen Vaterländischen Krieges", wie der Zweite Weltkrieg in Russland heißt, schreiben müssen. Laut Kremlpropaganda ist die Invasion in die Ukraine die Fortsetzung dieses Krieges, statt der deutschen Nationalsozialisten müssen nun angeblich ukrainische Nazis vernichtet werden. Die Mutter berichtet, ihr Sohn habe Blumen für die separatistischen „Helden des Donbass" niederlegen müssen, die Lehrerin habe die Kinder dabei fotografiert. Solche Aktionen würden von den Lehrkräften veranstaltet, um zu zeigen, dass die Schule beim obligatorischen patriotischen Programm mitmacht.

Mit dem Ziel, der Indoktrination zu entgehen, schickten die Eltern den Sohn im zweiten Schuljahr in eine Privatschule. „Wir wählten eine Art Hippie-Schule mit Ausflügen in den Wald und dergleichen Kram. Maximal apolitisch", berichtet der Vater. Aber die Klasse machte einen Ausflug zum Liwadija-Palast, wo die Konferenz von Jalta stattfand. Die Eltern hatten mit dem Sohn schon über den Zweiten Weltkrieg gesprochen, er sollte wissen, wer Stalin und wer Hitler war. Der war böse und der war böse, hatten sie ihm gesagt. Doch nach dem Schulausflug erzählte ihnen der Sohn, er habe gelernt, dass Stalin gar nicht so böse, sondern ein effektiver Manager gewesen sei, der viel für sein Land getan habe. Als die Eltern sich bei der Schulleitung beschweren wollten, erfuhren sie, dass der „Kurator" der vermeintlich naturnahen Schule ein pensionierter Oberst des russischen Militärgeheimdienstes GRU war. Im Nachhinein erkenne sie, dass die Kinder schon damals auf den Krieg vorbereitet wurden, sagt die Mutter.

Den Kindern wurden auch Gendernormen, Antiamerikanismus und der Putinkult beigebracht. Die Jungen sollten kurze Haare haben, Mädchen Kleider oder Röcke tragen; die Kinder durften nicht „okay" sagen, da das Wort von westlichem Einfluss zeuge. Der Vater erzählt, einmal habe er mit seinem Sohn Schwalben beobachtet und das Kind habe ihn gefragt, ob man Schwalben im Flug fangen könne. Er habe ihm erklärt, das sei unmöglich, Schwalben seien unglaublich schnell. Woraufhin der Sohn entgegnete: Putin könnte es. Später habe das Kind gesagt, es sei ihm peinlich, Ukrainer zu sein, er wolle Russe sein. Die Eltern lachen, während sie das erzählen – doch man spürt, dass ihnen, als sie diese Dinge erlebten, nicht zum Lachen zumute war.

Auch jenseits der Schule sei die Indoktrination immer aufdringlicher geworden. Die Propaganda sei aus allen Ritzen gekrochen, sagt der Vater. Man habe nicht mehr atmen können, von offenen Äußerungen ganz zu schweigen. Die Leute fingen an, in Sätzen aus dem russischen Fernsehen zu reden. Daher zog die Familie Ende 2021 nach Kiew um.

Doch ein ehemaliger Lehrer eines geisteswissenschaftlichen Fachs, nennen wir ihn Iwan, lebt bis heute auf der Krim. Iwan, mit dem die F.A.Z. per Videoanruf sprach, bereitet jetzt als Tutor Schüler der elften Klasse auf die Abschlussprüfung vor. Er ist kein Putinist, im Unterschied zu dem Elternpaar aber auch nicht dezidiert proukrainisch. Für die Ukraine empfinde er Mitleid, sagt Iwan. Als wir ihn fragen, warum er vor einigen Jahren seine Stelle an der Schule aufgab, antwortet er, dazu habe ihn vor allem die zunehmende Ideologisierung des Lehrbetriebs bewogen. Einmal sei der Vater des Gouverneurs der Krim, Valeri Axjonow, zu ihm in den Unterricht gekommen und habe den Kindern von ukrainischen „Bandera-Anhängern" erzählt.

Zu jener Zeit wurde in seinem Unterricht noch über den Oppositionspolitiker Nawalnyj gesprochen, sagt Iwan. Als die verschiedenen politischen Parteien und Strömungen behandelt wurden, habe ein Schüler Nawalnyj für ein Kurzreferat gewählt. Er habe ihn gewähren lassen und das nicht herumerzählt. Es habe ein gewisses Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern gegeben. Heute sei so etwas nicht mehr vorstellbar, alle müssten Denunziationen fürchten. Es habe eine Art Rest von Freiheit gegeben, der allmählich aufgebraucht wurde.

Der sogenannte „russische Frühling" 2014, als die ostukrainischen Volksrepubliken installiert und die Krim annektiert wurde, führte zu Streit und Schlägereien unter den Schülern, berichtet Iwan, aber auch zu Ehescheidungen unter seinen Kollegen – wenn etwa ein Partner prorussisch und der andere proukrainisch eingestellt gewesen sei.

Als die Halbinsel Krim russisch wurde, gab es sofort neue Schulbücher. Die Unterrichtssprache war auf der Krim auch zu ukrainischen Zeiten Russisch, und für Mathematik und Biologie habe sich wenig verändert. Für die Geisteswissenschaften hingegen umso mehr: Iwan wurde zu einer mehrwöchigen Umschulung geschickt, Lehrer aus dem russischen Krasnodar hätten ihn und seine Kollegen in den neuen russischen Lehrplan eingeführt. Jetzt würden Lehrer von der Krim in seit 2022 besetzte Gebiete fahren, um dortige Lehrer umzuschulen.

Iwan sagt, seine Familie, aber auch viele seiner Freunde seien prorussisch, er hingegen scheue Konflikte eher und meide „solche Themen". 2011 und 2012 habe er an den demokratischen Protesten in Russland gegen Wahlfälschungen teilgenommen, doch inzwischen halte er sich mit politischen Meinungsäußerungen zurück. Die Krim sei immer prorussisch gewesen, sagt Iwan, doch dass man nicht frei reden könne, sei neu. Selbst eine neutrale, der Ukraine gegenüber empathische Haltung wie seine sei heute riskant.

Iwan sieht einen Unterschied zwischen 2014, als laut ihm die meisten Krimbewohner den Anschluss an Russland begrüßt hätten, und heute, da viele gegen den Krieg seien. Es gebe natürlich auch Befürworter von Russlands „Militärischer Spezialoperation", sowie proukrainische Bewohner, die aber ihre Einstellung verbergen müssen.

Als Halbinsel sei die Krim ziemlich abgeschottet, sagt Iwan, das sei auch zu ukrainischen Zeiten so gewesen. Doch Russlands Großinvasion in die Ukraine habe alles verändert. Alle staatlichen Institutionen und ihre Vertreter müssten jetzt das Z-Zeichen und das Sankt-Georgs-Band zeigen. Wenn in einem Kindergarten oder in einer Schule keine Bilder für die russischen Soldaten gemalt werden, kämen Fragen. Irrelevant hingegen sei, ob man an die Symbole glaube, sagt Iwan. Es handle sich wie in der Sowjetunion um eine Pflichtübung, bei der nur der äußere Anschein zähle.

Iwan hält die Propaganda für nicht sehr nachhaltig. Zwar wirke sie, und die Menschen „flirteten" mit dem Patriotismus, zugleich würden viele junge Leute zu Skeptikern und Zynikern. Die Elftklässler, mit denen er zu tun habe, seien praktisch nicht von der Propaganda infiziert. Man könne mit ihnen diskutieren, sie mit Vernunftargumenten erreichen.

Einige seiner Bekannten seien 2022 emigriert, bekennt Iwan. Er und seine Frau hätten das erwogen, sich aber dagegen entschieden. Sie beide seien gegen „dieses Grauen", wie er den Krieg nennt, könnten aber nichts dagegen tun. Wenn er mobilisiert würde, werde er auf keinen Fall eine Waffe in die Hand nehmen, versichert Iwan. Ein Bekannter, der „Z-Patriot" wurde und sich freiwillig zum Kriegseinsatz meldete, sei schon umgekommen, ebenso wie ein früherer Schüler, den Russland zum Kriegshelden erklärt habe.

Eine weitere Gesprächspartnerin, ein junges Mädchen, nennen wir sie Tanja, blieb nach Beginn der Großinvasion in Mariupol und besuchte unter russischer Besatzung die neunte Klasse, lebt inzwischen aber in Deutschland. Tanja berichtet am Telefon, ihre Familie hätte sich erst Ende Mai 2022 für längere Zeit aus dem Schutzkeller getraut. Überall in der Stadt habe man Banner wie „Russland ist für immer hier" gesehen, neben der Ausgabestelle für Wasser habe ein riesiger Bildschirm auf einem Lkw russische Nachrichten verbreitet. Trotz ihrer proukrainischen Haltung habe sie beschlossen, in die Schule zu gehen, um nicht sitzen zu bleiben, sagt Tanja.

Da ihr Schulgebäude stark beschädigt war, fand der Unterricht im Kindergarten nebenan statt. Alles sei verbrannt und zerstört gewesen, sagt die Schülerin. In der Stadt waren viele Russen, Tschetschenen und Milizen aus den Volksrepubliken unterwegs, daher sei sie nie ohne ihre Eltern auf die Straße gegangen. In der Schule hätten einige der alten Lehrer ohne formelle Anstellung nur für Essen gearbeitet, um später in der Ukraine nicht als Kollaborateure eingestuft zu werden. Andere waren prorussisch. Eine Lehrerin habe ihr von der Ausreise abgeraten mit dem Argument, in Europa gebe es kein Gas und die Leute gingen dort zugrunde.

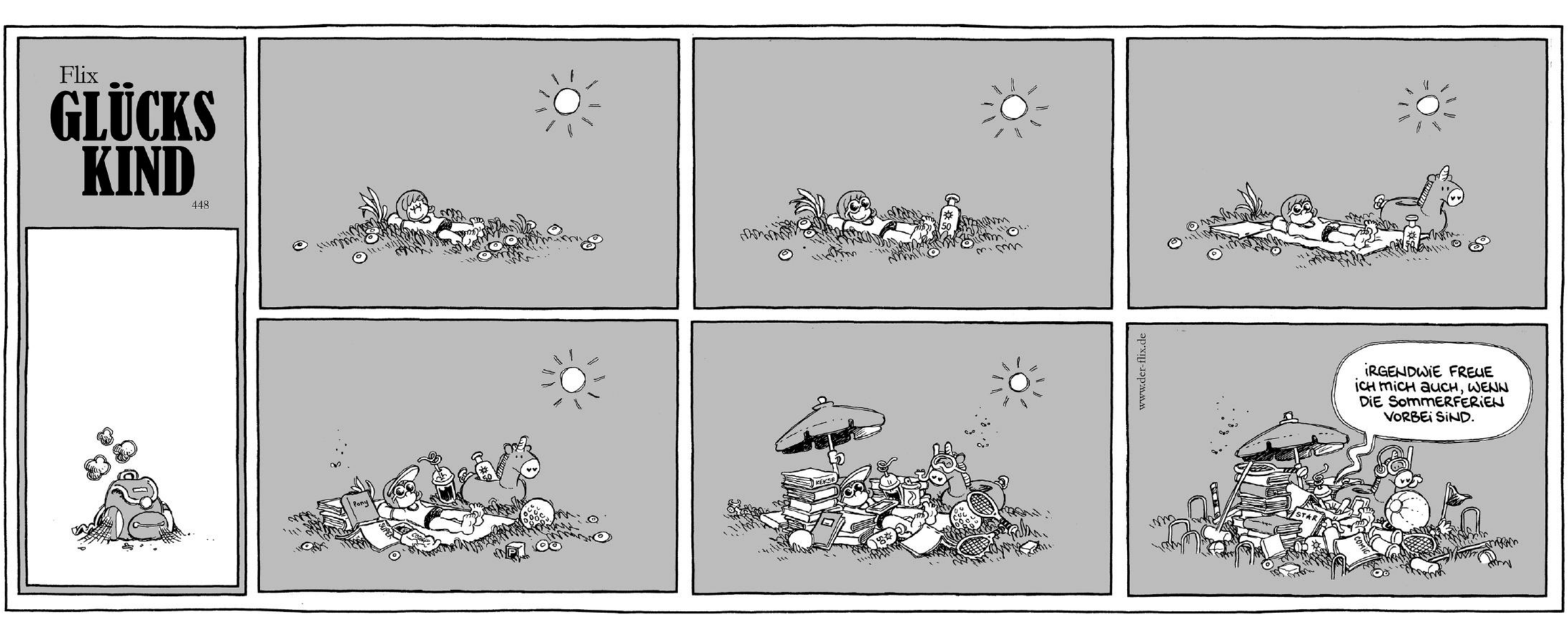
Während Tanjas Schulzeit im besetzten Mariupol gab es ein großes Propaganda-Event. Der Präsident der inzwischen von Russland annektierten „Donezker Volksrepublik", Denis Puschilin, besuchte die Schule mit einem Soldatentross. Am selben Tag fand ein Fußballturnier statt, Mariupoler Schüler spielten gegen Petersburger. Viele Kinder schminkten sich Z-Symbole auf die Wangen, berichtet Tanja, die wenig später mit ihren Eltern Mariupol verließ und über Russland nach Deutschland kam. Ihre Ausreise organisierten sie über einen Telegram-Chat, den ein Freiwilligen-Netz betreibt. Ein Bus brachte sie ins südrussische Rostow, wo sie von einer Helferin empfangen wurden, bei der sie übernachteten und die ihnen Tickets zum nächsten Ort besorgte. So ging es weiter über mehrere Städte, wo Freiwillige sie versorgten und auch finanziell unterstützten, bis sie schließlich nach Deutschland gelangten.

Über einen anderen in die EU geflohenen Oberschüler aus Mariupol konnten wir mit seiner achtzehn Jahre alten Bekannten korrespondieren, die in Mariupol eine Berufsschule besucht. Die junge Frau, nennen wir sie Ira, berichtet, ihre Gruppe von Schülerinnen habe für prorussische Kämpfer tanzen und Gedichte aufsagen müssen, „natürlich über ihre Liebe zu Russland", merkt sie an. Vor dem Konzert sei den Mädchen gesagt worden, im Saal würden kleinere Kinder sitzen, berichtet Ira. Beim Anblick der Kämpfer habe sie große Angst gehabt. Man müsse an solchen Konzerten teilnehmen, sonst kriege man schlechte Noten. Es gebe zwar Lehrer, die mit den neuen Zuständen unter russischer Herrschaft nicht einverstanden seien, aber die trauten sich nicht, etwas zu sagen. Was Ira schreibt, können wir nicht überprüfen. Aber es passt zu Berichten russischer Medien und Telegram-Kanäle.

Im seit 2014 russisch kontrollierten Donezk verraten die Websites der Schulen viel über deren patriotische Ausrichtung. Die Schule Nummer 61, ein Gymnasium für Informationstechnologie, bietet Info-Material zu den Themen „Unsere Traditionen", „Terrorismusprävention" und „Patriotische Erziehung". Neben dem Gedenktag für Helden des Zweiten Weltkriegs erscheint der „Gedenktag des Helden der Volksrepublik Donezk Arsen Pawlow (Kampfname Motorola)" mit Kurzbiographie und heroischen Fotos. Es wird eine Kontinuität zwischen dem jetzigen russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine und dem Zweiten Weltkrieg hergestellt, eine Analogie zwischen damaligen und jetzigen „Helden". Dem 2016 getöteten russischen Söldner Pawlow alias Motorola wirft Amnesty zahlreiche Kriegsverbrechen vor, er prahlte, fünfzehn ukrainische Kriegsgefangene erschossen zu haben. In Donezk gilt er für Schulkinder als Vorbild.

Im russischen Internet findet man zahlreiche hochprofessionelle Videos über Jugendliche aus Donezk, die von der separatistischen Jugendorganisation „Molodaja Respublika" (Junge Republik) produziert werden. Laut ihrem Kontakteprofil verfügt die „Junge Republik" in der Region Donezk über 46 Zentren, drei Gruppen an Hochschulen und insgesamt 10.000 Aktivisten. In einem Video zeigt ein vermummter Kämpfer, wie man ein AK-12-Maschinengewehr bedient.

Wright gibt sich im Gespräch überzeugt, dass die russische Indoktrination und Propaganda gerade bei den Kindern tief verwurzelt bleiben werde. Auch nach Kriegsende werde das, so die Forscherin, für die ukrainische Gesellschaft eine große Herausforderung darstellen.



Fernsehen am Montag

Aktualisiertes und ausgewähltes Programm

www.faz.net/tv

ARD

5.20 Deutschlandbilder. Dokumentation **5.30** ZDF-Morgenmagazin. Infotainment **9.00** Tagesschau **9.05** Hubert ohne Staller (144). Krimiserie. Daumen hoch **9.55** Tagesschau **10.00** Meister des Alltags. Quizshow **10.30** Gefragt – Gejagt. Quizshow **11.15** ARD-Buffet. Ratgeber **12.00** Tagesschau **12.10** ARD-Mittagsmagazin. Infotainment **14.00** Tagesschau **14.03** Der Winzerkönig. Dramaserie. U. a.: Der Besuch **15.30** Pfarrer Braun. Der siebte Tempel. Deut. Krimireihe mit Ottfried Fischer, Hansi Jochmann, Antonio Wannek, Hans Michael Rehberg, Gilbert von Sohlern, 2003 **17.00** Tagesschau **17.15** Brisant. Boulevardmagazin **18.00** Gefragt – Gejagt. Quizshow **18.50** Großstadtrevier (471). Krimiserie. Die letzte Reise **19.45** Sportschau vor acht – Olympia-Quiz. Magazin **19.50** Wetter vor acht **19.55** Wirtschaft vor acht. Dokumentation

20.00 **Tagesschau**
20.15 **Rehragout-Rendezvous** Deut. Krimikomödie mit Sebastian Bezzel, Simon Schwarz, Lisa Maria Potthoff, Eisi Gulp, Enzi Fuchs. Regie: Ed Herzog, 2023
21.45 **Tagesthemen** Mit Wetter
22.20 **Olympische Spiele Paris 2024** Dokumentation. Die Stadt und die Spiele. Schon die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in Paris verspricht ein gigantisches Spektakel, das Maßstäbe setzen soll für Wettkämpfe vor atemberaubender Kulisse, und das mitten in der am dichtesten besiedelten Metropole Europas.
23.05 **Concert de Paris 2024** Konzert. Moderation: Siham El-Maimouni
0.35 **Tagesschau**
0.45 **Tatort** Warum. Deut. Krimireihe mit Dagmar Manzel, Fabian Hinrichs, Valentina Sauca, Karl Markovics, Eli Wasserscheid. Regie: Max Färberböck, 2021

ZDF

5.00 Queer auf dem Land. Reportage. Wie tolerant ist die Provinz? **5.30** ZDF-Morgenmagazin. Infotainment **9.00** heute Xpress **9.05** Volle Kanne – Service täglich. Infomagazin **10.30** Notruf Hafenkante. Krimiserie. Im Bunker **11.15** SOKO Stuttgart. Krimiserie. Mord am Grill **12.00** heute **12.10** ARD-Mittagsmagazin. Infotainment **14.00** heute – in Deutschland **14.15** Die Küchenschlacht. Kochshow. Nelson Müller sucht den Spitzenkoch **15.00** heute Xpress **15.05** Bares für Rares. Unterhaltung **16.00** heute – in Europa **16.10** Die Rosenheim-Cops. Krimiserie. Beichte eines Toten **17.00** heute **17.10** hallo deutschland. Boulevardmagazin **18.00** SOKO Hamburg. Krimiserie. Hafennixen. Liv Thomsen, Mitinhaberin des Partybootes „Hafennixen", wird tot im Alten Elbtunnel gefunden. **19.00** heute **19.20** Wetter **19.25** WISO. Magazin

20.15 **Nord Nord Mord** Sievers und die letzte Beichte. Deut. Krimireihe mit Peter Heinrich Brix, Julia Brendler, Oliver Wnuk, Peter Jordan, Michael A. Grimm. Regie: Berno Kürten, 2023. Bei einer Beerdigung auf einem Sylter Friedhof entdeckt Hinnerk Feldmann eine tote Frau unter dem Sarg des Verstorbenen: Maria Fröbe. Sie wurde in der Nacht zuvor erstickt.
21.45 **heute journal**
22.15 **The Good Neighbor – Das Böse wohnt nebenan** Amerik./Lett. Drama mit Luke Kleintank, Jonathan Rhys Meyers, Eloise Smyth, Ieva Florence, Bruce Davison. Regie: Stephan Rick, 2022
23.55 **heute journal update**
0.10 **Toubab** Deut. Tragikomödie mit Farba Dieng, Julius Nitschkoff, Seyneb Saleh, Valerie Koch. Regie: Florian Dietrich, 2021
1.45 **Ein Kind wird gesucht** Deut. Drama mit Heino Ferch, Silke Bodenbender, 2017

ARTE

6.30 360° Reportage. Normandie: Flache Wasser, reiche Natur **7.25** Stadt Land Kunst. Magazin. U. a.: Ulster / Türkei / Lyon **9.00** Geschehen, neu gesehen. – „Wahre Geschichte". Dokumentation. U. a.: Vietnam. Ein Bürgerkrieg **10.45** Homo Animalis – Eine seltsame Spezies. Dokumentation **11.40** Abenteuer Archäologie. Dokumentation. Die verlorene Stadt der Tairona **12.10** Re: Reportagereihe **12.40** Stadt Land Kunst. Magazin. U. a.: Luberon / Norwegen / Boston **14.15** Ein Fisch namens Wanda. Amerik./Brit. Krimikomödie mit John Cleese, Jamie Lee Curtis, Kevin Kline, Michael Palin, 1988 **16.00** Ein Elefant irrt sich gewaltig. Franz. Komödie, 1976 **18.05** Zu Tisch. Reportagereihe. Ibiza **18.35** Naturparks in Portugal. Dokumentation. Peneda-Gerês **19.20** Arte Journal **19.40** Re: Reportage. Süchtig nach Muskeln – Junge Männer und ihr Körperkult

20.15 **Die Blechtrommel** Deut./Franz./Poln. Drama mit Angela Winkler, Mario Adorf, David Bennent, Katharina Thalbach. Regie: Volker Schlöndorff, 1979. Von Geburt an ist Oskar Matzerath ein Sonderling: Im Alter von drei Jahren beschließt er, von nun an nicht mehr zu wachsen – aus Protest gegen die Erwachsenenwelt. Stattdessen schlägt er mit Inbrunst die weiß-rote Kindertrommel, die ihm seine Mutter zum Geburtstag geschenkt hat.
22.50 **Wir kommen alle in den Himmel** Franz. Komödie mit Jean Rochefort, Guy Bedos, Claude Brasseur, Danièle Delorme, Victor Lanoux. Regie: Yves Robert, 1977
0.40 **Die unheimlichen Drei** Amerik. Drama mit Lon Chaney, Mae Busch, Matt Moore, Victor McLaglen, Harry Earles. Regie: Tod Browning, 1925
1.50 **Im Einsatz am Great Barrier Reef** Dokumentation

3 sat

8.05 Alpenpanorama. Doku **8.30** ZIB **8.33** Alpenpanorama. Doku **9.00** ZIB **9.05** Das Geheimnis der Meister: Angelika Kauffmann. Magazin **9.45** Reicher Nachbar Schweiz. Reportage. Leben und Arbeiten in der Grenzregion **10.25** Terra X: Serengeti: Zeit des Anfangs. Doku **11.10** Terra X: Serengeti: Zeit der Wanderung. Doku **11.55** Zu Tisch ... Doku. in Graubünden **12.20** Grenzenlos köstlich mit Björn Freitag und Tamina Kallert – Freiburg im Breisgau – grüne Metropole im Schwarzwald. Kochshow **12.50** Danzig, da will ich hin! Doku **13.20** Abenteuer Watzmann. Dokumentation. Faszination und Gefahr **13.50** Traumziele Südostasiens. Dokumentation. U. a.: Die Philippinen und Vietnam **16.45** Asiens wilde Überlebenskünstler. Dokumentation. U. a.: Im Land des Monsuns **19.00** heute **19.20** Kaminer Inside: Wie klingt Deutschland? Magazin

20.00 **Tagesschau**
20.15 **Eisbärensommer** Dokumentation. Was machen Eisbären eigentlich im Sommer? Wo leben sie, wenn es kein Eis gibt? Was fressen sie, wenn sie keine Robben jagen können?
21.00 **Die Bären in den Himmelsbergen** Dokumentation
21.45 **Erlebnisreisen** Dokumentation. Usbekistan
22.00 **ZIB 2**
22.25 **Queer gewinnt – Eine Sport-Utopie** Deut. Dokumentarfilm. Regie: Julia Fuhr Mann, 2023
23.40 **Ab 18! – Being Sascha** Dokumentation
0.15 **Zuhurs Töchter** Deut. Dokumentarfilm. Regie: Laurentia Genske, Robin Humboldt, 2021. Die Schwestern Lohan und Samar suchen den Weg in der neuen Heimat Deutschland.
1.45 **10 vor 10**
2.15 **Traumziele Südostasiens** (1) Die Philippinen und Vietnam

RTL

9.00 GZSZ (8065) **9.30** Unter uns (7416) **10.00** Ulrich Wetzel – Das Strafgericht (16). Habgier oder Freundschaft – Pflegte Nachbarin ältere Dame fast zu Tode? **11.00** Barbara Salesch – Das Strafgericht (97). Wütender Eber zerstört Restaurant! Ist hier ein Nachbarschaftsstreit eskaliert? **12.00** Punkt 12 **15.00** Barbara Salesch – Das Strafgericht (271). Hat Mobbingopfer ehemalige Mitschülerin mit Armbrust angeschossen? **16.00** Ulrich Wetzel – Das Strafgericht (239). Chlorgas-Alarm im Schwimmbad – Verlor ausgerechnet attraktiver Bademeister die Nerven? **17.00** Verklag mich doch! (66). Oma treibt eigene Familie in den Wahnsinn **17.30** Unter uns (7417). Zwischen Angst und Hoffnung **18.00** Explosiv (140) **18.30** Exclusiv (140) **18.45** RTL Aktuell **19.05** Alles was zählt (4493). Für immer **19.40** GZSZ (8066). Ende vom Anfang

20.15 **Undercover Boss** (2) Reality-Soap. Denns Biomärkte
22.15 **RTL Direkt**
22.35 **Extra Spezial: Leben unter Taschendieben** Infomagazin
0.00 **RTL Nachtjournal**
0.33 **RTL Nachtjournal – Das Wetter**
0.35 **Alltagskämpfer – So tickt Deutschland!** Reportage. Wer macht den Dreck weg? – Wenn die Arbeit Abfall ist
1.15 **Seitenwechsel – Die Welt mit anderen Augen sehen** (17) Dokumentation. Dürfen wir noch Pelze tragen?
1.45 **CSI: Miami** (15) Krimiserie. Mutmaßlicher Mörder. Mit David Caruso, Rex Linn, Kim Coates, Megalyn Echikunwoke, Emily Procter
2.30 **CSI: Miami** (16) Krimiserie. Schwimmen oder untergehen. Mit David Caruso, Rex Linn, Kim Coates, Megalyn Echikunwoke, Emily Procter
3.15 **Der Blaulicht Report** Reality-Soap

SAT 1

5.30 Sat.1-Frühstücksfernsehen. Infotainment. Moderation: Alina Merkau, Christian Wackert **10.00** Auf Streife. Reality-Soap. Pappfigur löst Polizeieinsatz aus / Unfall kurz nach Autokauf **12.00** Auf Streife. Reality-Soap. Schockierender Autounfall – Beteiligte verschwunden **13.00** Auf Streife – Die Spezialisten. Reality-Soap. Der kleine Nils auf Abwegen **14.00** Auf Streife – Die Spezialisten. Reality-Soap. Hinterm Horizont ist Ende **15.00** Auf Streife. Reality-Soap. Fasst mich nicht an! **16.00** Auf Streife. Reality-Soap. Ich habe was, was du nicht hast! **17.00** Lebensretter hautnah – Wenn jede Sekunde zählt. Reality-Soap **17.30** Lebensretter hautnah – Wenn jede Sekunde zählt. Reality-Soap **18.00** Notruf. Infomagazin. Attacke auf Backe. Moderation: Bärbel Schäfer **19.00** Die Landarztpraxis. Dramaserie. Wiedersehensfreude **19.45** Sat.1 :newstime

20.15 **Einsatz mit Herz – Die Notfallhelden** Dokumentation
22.20 **Spiegel TV – Reportage** Bunte Haut und schräge Typen – Die Tattoo Kreuzfahrt
23.20 **Einsatz mit Herz – Die Notfallhelden** Dokumentation
1.20 **Spiegel TV – Reportage** Bunte Haut und schräge Typen – Die Tattoo Kreuzfahrt
2.10 **So gesehen** Talkshow
2.15 **Auf Streife** Reality-Soap. Sauftour eskaliert
3.00 **Auf Streife** Reality-Soap. Modern Stalking
3.45 **Auf Streife** Reality-Soap. Hundsgemeine Geiselnahme
4.30 **Auf Streife** Reality-Soap. Scharfe Waffe im Müll

ZDF Neo

8.25 Stadt, Land, Lecker **9.10** Die Küchenschlacht **9.55** Duell der Gartenprofis **10.35** Bares für Rares **12.25** Death in Paradise **14.05** The Rookie **15.30** Death in Paradise **17.15** The Rookie **18.35** Duell der Gartenprofis **19.20** Bares für Rares **20.15** Inspector Barnaby. Ein Mörder kommt nach Hause. Brit. Krimireihe mit Neil Dudgeon, 2012 **21.45** Inspector Barnaby. Der Tod geht ins Kino. Brit. Krimireihe mit Neil Dudgeon, 2012 **23.15** Maithink X – Die Show **23.40** Big Pacific **2.40** Terra X: Der Schwarm – Die Doku

Phoenix

9.00 Vor Ort **9.15** phoenix plus **10.00** Vor Ort **10.15** phoenix plus **11.45** Vor Ort **12.30** phoenix plus **14.00** Vor Ort **14.15** Angst im Donau-Delta **14.30** Green Deal **15.00** Chinas Gen Z **15.45** NATO-Manöver in der Ostsee **16.00** Europa 2040 – Weltmacht oder Absteiger? **16.45** Doku **17.30** Der Tag **18.00** Doku **18.30** Damals in Australien **20.00** Tagesschau **20.15** Traumziele Südostasiens. Indonesische Inselwelten **21.00** Thailand von Nord nach Süd **21.45** heute journal **22.15** Abenteuer Freiheit. Mit dem Wind um die Welt **23.00** Hochhinaus – Margots abenteuerliche Reise in den Himalaya **0.30** Traumziele Südostasiens **1.15** Thailand von Nord nach Süd

Pro Sieben

8.10 Brooklyn Nine-Nine **8.35** Die Simpsons **9.30** How I Met Your Mother **9.55** Scrubs **12.50** Two and a Half Men **14.40** The Middle **15.10** The Big Bang Theory **17.00** taff **18.00** News **18.10** Die Simpsons. Homerotti / Abgeschleppt! **19.05** Galileo **20.15** ran Basketball: Deutschland – USA. Live **23.30** Die Simpsons. 22 für 30 **0.00** Die besten TV-Streiche by ProSieben

Tele 5

14.55 Action Heroes **15.05** Star Trek – Enterprise (30) **16.05** Infomercial **16.10** Star Trek – Das nächste Jahrhundert (65) **17.10** Babylon 5 (29) **18.10** Star Trek – Enterprise (31) **19.05** Star Trek – Das nächste Jahrhundert (66) **20.15** Raumschiff Enterprise **22.20** War Of The Worlds: Die Vernichtung. Amerik. Actionfilm mit Arie Thompson, 2021 **0.20** Eine Familie zum Knutschen in Manhattan. Niederl. Komödie, 1992

KIKA

14.10 Schloss Einstein – Erfurt **15.00** H2O **15.45** Lenas Ranch **16.30** Hexe Lilli (47/52) **16.55** Ach du heilige Scheibe – Die Abenteuer von Mimo und Leva (11/26) **17.00** Tashi **17.25** Yakari **17.50** Der kleine Nick und die Ferien **18.10** Die Biene Maja **18.35** Pip und Posy **18.47** Baumhaus **18.50** Sandmännchen **19.00** Die Schlümpfe **19.25** Wissen macht Ah! **19.50** logo! **20.00** KiKA Live **20.35** Home Sweet Rome! (13/13)

Hessen

10.10 Die Wölfe kommen **10.40** Känguru
– Australiens Rote Riesen **11.25** Alles Klara (38) **12.10** Wer weiß denn sowas? (645) **12.55** Die Heiland (13) **13.45** In aller Freundschaft (1059) **14.30** Das Glück klopft an die Tür. Deut. Familienfilm mit Saskia Vester, 2006 **16.00** hallo hessen **16.45** Hessenschau **17.00** hallo hessen **17.45** Hessenschau **17.55** Hessenschau Sport **18.00** maintower **18.25** Brisant **18.45** Die Ratgeber **19.15** alle wetter! **19.30** Hessenschau **20.00** Tagesschau **20.15** Visite **21.00** Unser Baby – Alles wird anders (5) **21.30** Hessenschau **21.45** Tatort. Unter Kriegern. Deut. Krimireihe mit Margarita Broich, 2018 **23.15** Verurteilt! Echte Kriminalfälle im Gespräch (8) **0.00** Auf den Spuren des eiskalten Szenewirts **0.30** Das Glück klopft an die Tür. Deut. Familienfilm, 2006 **1.55** maintower

NDR

10.30 buten un binnen **11.00** Hallo Niedersachsen **11.30** Die Nordreportage **12.00** 42 – Die Antwort auf fast alles **12.25** In aller Freundschaft (642) **13.10** In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (133) **14.00** NDR Info **14.10** Rentnercops (8) **15.00** die nordstory (2) **16.00** NDR Info **16.15** Wer weiß denn sowas? **17.00** NDR Info **17.10** Leopard, Seebär & Co. (169) **18.00** Regionales **18.15** Die Nordreportage **18.45** DAS! **19.30** Regionales **20.00** Tagesschau **20.15** Markt **21.00** Was kostet: Urlaub in Kopenhagen? **21.45** NDR Info **22.00** Hausboot. Amerik. Komödie, 1958 **23.45** Flucht von Alcatraz. Amerik. Krimi, 1979 **1.30** Die Nordreportage

Das Biden-Dilemma

Weil sie vom Zustand des Präsidenten nichts hören wollten, haben liberale US-Medien nun dasselbe Problem wie die Demokraten: Sie verlieren an Glaubwürdigkeit / *Von Nina Rehfeld, Sedona*

In den vergangenen Wochen sind die amerikanischen Medien und prominente Unterstützer der Demokraten mit sich selbst darüber ins Gericht gegangen, warum sie Anzeichen von geistigem und körperlichem Verfall des Präsidenten Joe Biden vor der für ihn desaströsen TV-Debatten als rechte Verschwörungstheorien abtaten, anstatt Berichten darüber auf den Grund zu gehen. Erst jetzt entspinnt sich eine Debatte, vor welchen komplizierten Erwägungen die Demokraten nach einem möglichen Rückzug Bidens stünden.

Dass Zeit verspielt wurde, darüber ist man sich weitgehend einig. In der Woche nach der TV-Debatte gestand die Washingtoner Korrespondentin des „New York Magazine" unter der Überschrift „Die Verschwörung des Schweigens zum Schutz von Joe Biden", dass ihr schon seit Januar Geflüster von wichtigen Spendern und Parteifunktionären zu Ohren gekommen war, die sich fragten, ob Biden es noch weitere vier Jahre schaffen würde – „oder auch bloß noch bis zum Wahltag".

Vor dem Weißen Haus in Washington fordern Demonstranten am vergangenen Samstag, dass Joe Biden seine Kandidatur zurückzieht. Foto Reuters

Beim „Columbia Journalism Review" und anderen war beschämt von einer „Siegesrunde" des „Wall Street Journal" die Rede. Die Zeitung hatte Anfang Juni einen Artikel über Bidens „Anzeichen des Niedergangs" gebracht und dafür viel Kritik von liberaler Seite – auch vom „Columbia Journalism Review" – eingesteckt. Das „Wall Street Journal" spiele mit rechten Erzählungen Trump in die Hände, lautete der Vorwurf. Auch andere Journalisten, die ihre Beobachtungen eines zunehmend altersschwachen Joe Biden publik machten, wurden mit Vorwürfen überzogen.

„Die Geschichte des offenkundigen Abbaus des Präsidenten hätte ein Schlüsselstück der Nachrichtenberichterstattung des vergangenen Jahres sein müssen", schrieb die Website „The Hill". Stattdessen habe sich die Presse über die Einschätzung des Sonderermittlers Robert Hur erbost, Joe Biden sei ein „wohlmeinender älterer Herr mit Erinnerungslücken". Associated Press fragte: „Haben die Medien eine Geschichte versäumt, die direkt vor ihren Füßen lag?" Und die einstige Chefredakteurin der „New York Times", Jill Abramson, befand, auch wenn dies eine „sehr schwierige Berichterstattung" gewesen wäre, hätte sie passieren müssen. Stattdessen sei die amerikanische Presse an ihrer Pflicht gescheitert.

Nun wird in Polit-Podcasts über Wege aus der Krise diskutiert. Ezra Klein gab in seiner Show zu bedenken, dass es zwar einen Unterschied zwischen „dem Job und der Performance der Präsidentschaft" gebe. Aber sein Gast Jamelle Bouie, Kolumnist der „New York Times", sagte, ein Präsident mit limitierten Kommunikationskapazitäten sei in seiner Macht und der „Kraft, den Wählern die Problematik etwa der Inflation zu erklären", erheblich eingeschränkt.

Jon Stewart, der neben der Montagsausgabe der politischen Satireshow „The Daily Show" auch einen Podcast mit dem Titel „The Weekly" macht, drückte seine Wut aus, wie vonseiten der Demokraten „mit mir geredet wird, dass sie in Abrede stellen, was ich gesehen habe". Biden habe seine gesamte Kampagne „auf Ehrlichkeit und Anstand" aufgebaut, und dies sei nun angesichts der Strategie der Demokraten, Bidens Zustand geheim zu halten, hinfällig. Er warf Biden vor, „trumpistisch" zu werden – „nur ich kann die NATO zusammenhalten, nur der Allmächtige kann mich vom Aufgeben überzeugen". Bakari Sellers, früherer Abgeordneter aus South Carolina und CNN-Kommentator, meinte, die Haltung des „So ist es eben" bei den Demokraten führe zu einem weiteren Vertrauensverlust der Wähler.

Deutlich wird in den Podcasts und den Pressekommentaren auch, dass im Falle von Bidens Rückzug die Herausforderungen für die Demokraten erst beginnen, nicht nur im Hinblick auf Verfahrensfragen. So fürchten schwarze und hispanische Wähler der Demokraten, dass Bidens Vizepräsidentin Kamala Harris ihr Platz als Nachfolgerin streitig gemacht werden könnte. „Noch nie in der Geschichte der Welt hat ein weißer Mann freiwillig Macht abgegeben, schon gar nicht an eine schwarze Frau", sagte Bakari Sellers. Die „Washington Post" bemerkte, schwarze und hispanische Wähler zählten immer noch zu den wichtigsten Unterstützergruppen der Demokraten. Sie blickten mit Skepsis auf die weißen Politiker und Spender, die Biden zum Rücktritt drängen, „aber nicht unbedingt hinter Harris stehen oder die Anliegen schwarzer Wähler priorisieren, die verlässlich der Partei den Rücken stärken".

Je länger das Tauziehen um die Kandidatur andauere, desto schwächer stünden die Demokraten da, sagte Ezra Klein. Er prophezeite, dass sich die Republikaner nach einem Rückzug damit brüsten werden, Trump sei so dominant, dass er den Präsidenten zur Aufgabe gezwungen hätte. „Und die nächste Frage dürfte sein: Können wir diesen Leuten die Regierung unseres Landes anvertrauen?"

RBB

8.30 rbb24 Abendschau **9.00** In aller Freundschaft **10.30** In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (372) **11.20** Panda, Gorilla & Co. (343) **12.10** Rentnercops (67) **13.00** rbb24 **13.10** rbb Gartenzeit **13.40** Rentnercops (68) **14.30** Doppelgängerin. Deut. Komödie mit Jutta Speidel, 2012 **16.00** rbb24 **16.15** In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (373). Tunnelblick **17.05** Panda, Gorilla & Co. (344) **17.53** Sandmännchen **18.00** rbb24 **18.12** rbb wetter **18.15** Raus aufs Land (2/3) **18.45** Brisant **19.27** rbb wetter **19.30** Regionales **20.00** Tagesschau **20.15** Wunderschön! Masuren – Polens Seenparadies **21.45** rbb24 **22.00** Tatort. Der Maulwurf. Deut. Krimireihe mit Friedrich Mücke, 2014 **23.30** Polizeiruf 110. Der Teufel hat den Schnaps gemacht. DDR Krimireihe mit Peter Borgelt, 1981 **0.50** Im Visier

WDR

8.20 neuneinhalb – für dich mittendrin **8.30** TickTack Zeitreise mit Lisa & Lena **8.55** Wer weiß denn sowas? **9.40** Aktuelle Stunde **10.25** Lokalzeit Geschichten **10.55** Mit Interrail durch Europa – Drei Länder in 10 Tagen **11.25** Der Vorkoster **11.55** Leopard, Seebär & Co. **12.45** Aktuell **13.00** Giraffe, Erdmännchen & Co. **13.50** Neues aus dem Münchner Tierpark Hellabrunn **14.20** In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte. Bündnis / Ursache und Wirkung **16.00** Aktuell **16.15** Hier und heute **18.00** Aktuell / Lokalzeit **18.15** Ausgerechnet **18.45** Aktuelle Stunde **19.30** Regionales **20.00** Tagesschau **20.15** Der Vorkoster. Burger-Boom – die neuesten Hamburgertrends im Check **21.00** Land und lecker (6/6) **21.45** Aktuell **22.15** Hallo Tierheim! (5/6). Auf einmal ohne Zuhause **22.45** Unsere eigene Farm (1). Hier blüht uns was **23.15** Quizduell-Olymp. Quizshow **3.10** Erlebnisreisen

MDR

11.00 In aller Freundschaft **12.30** Matthiesens Töchter. Deut. Komödie, 2016 **13.58** Aktuell **14.00** MDR um 2 **14.25** Elefant, Tiger & Co. (228) **15.15** Wer weiß denn sowas? (802) **16.00** MDR um 4 **17.45** Aktuell **18.10** Brisant **18.54** Sandmännchen **19.00** Regionales **19.30** Aktuell **19.50** Mit Herz und Land – Mitteldeutsche Hofgeschichten (6/10) **20.15** Neues übern Gartenzaun **22.10** Aktuell **22.25** Nord bei Nordwest – Waidmannsheil. Deut. Krimireihe, 2018 **23.55** Das Piano. Austr./Neuseel./Franz. Romanze, 1992 **1.45** Matthiesens Töchter. Deut. Komödie, 2016

SWR

10.50 Treffpunkt **11.20** Eisenbahn-Romantik (912) **11.50** Verrückt nach Meer (131) **12.40** ARD-Buffet **13.25** Meister des Alltags (136) **13.55** Wer weiß denn sowas? (863) **14.40** Nashorn, Zebra & Co. (156) **15.10** Elefant, Tiger & Co. (455) **16.00** Regionales **16.05** Kaffee oder Tee **17.00** Regionales **17.05** Kaffee oder Tee **18.00** Regionales **20.00** Tagesschau **20.15** Lecker aufs Land (3). Dokumentation **21.00** Mein leckerer Garten (5) **21.45** Regionales **22.00** Sag die Wahrheit (711) **22.30** Meister des Alltags (263) **23.00** Quizduell-Olymp (435) **23.50** strassen stars (611) **0.20** Die Montagsmaler (35)

BR

8.55 Tele-Gym (1) **9.10** Dahoam is Dahoam. Auf der Suche / Zu zweit allein **10.10** Seehund, Puma & Co. **11.00** Nashorn, Zebra & Co. **11.50** Abenteuer Wildnis **12.35** Wer weiß denn sowas? **13.20** Quizduell-Olymp **14.10** aktiv und gesund **14.40** Leopard, Seebär & Co. **15.30** Schnittgut **16.00** BR24 **16.15** Wir in Bayern **17.30** Regionales **18.00** Abendschau **18.30** BR24 **19.00** Unkraut **19.30** Dahoam is Dahoam (3398). Über Kreuz **20.00** Tagesschau **20.15** Bezzel & Schwarz – Die Grenzgänger. Im Museum **21.00** Bayern erleben. Klosterdorf Speinshart **21.45** BR24 **22.00** Lebenslinien. Warum ich Kakteen und Helmut liebe **22.45** Das Tannheimer Tal – Juwel der Berge **23.30** nachtlinie extra. Zu Besuch in der Jüdischen Gemeinde Nürnberg **0.15** Joshua Weilerstein und das Brso mit Schostakowitschs 5. Symphonie **1.05** Dahoam is Dahoam (3398). Über Kreuz **1.35** Wir in Bayern

RTL 2

13.55 Hartz Rot Gold (11) **16.00** News **16.05** Hartz und herzlich – Tag für Tag Rostock (26) **17.05** Hartz und herzlich – Tag für Tag Benz-Baracken **19.05** Berlin – Tag & Nacht (3237). Katzenjammer **20.15** Bella Italia – Camping auf Deutsch (3). Liebesalarm auf dem Campingplatz: Saschas neue Freundin reist an **22.15** Die Geissens. Der verschwommene Blick in die Zukunft / St. Tropez Bierfass-Massaker **0.10** Reeperbahn Privat! Das wahre Leben auf dem Kiez (1) **1.50** Der Trödeltrupp. Sükrü, Mauro und Otto bei Hans und Dagmar / Otto bei Ellen

Super RTL

12.35 Zig & Sharko **13.05** SpongeBob **14.00** Alvinnn!!! **14.40** Die Nektons (3) **15.10** Agent 203 (4) **15.40** Idefix und die Unbeugsamen **16.05** Woozle – Die Serie **16.15** Woozle Goozle (15) **16.35** Grizzy & die Lemminge **17.05** Paw Patrol **18.05** SpongeBob **18.45** Voll zu spät!. Die Totemtiere / Der Oger / Das Steinzeitmädchen / Geblitzt! **19.45** Angelo! Total umweltfreundlich / Ollie Van Dunks Gästeliste **20.15** Bones. U. a.: Ein Astronaut als Sternschnuppe? / Eine leuchtende Leiche im alten Steinhaus / Die junge, alte Frau in der Pfütze **0.55** Teleshoppingsendung

Kabel 1

8.25 Blue Bloods **10.10** Castle. Puppenmord / Unsichtbare Gefahr / Der einzige Zeuge / Internet Stalker / Parallelwelt / Wilde Flitterwochen **15.50** News **16.00** Castle **16.55** Abenteuer Leben täglich **17.55** Mein Lokal, Dein Lokal **18.55** Achtung Kontrolle! **20.15** Demolition Man. Amerik. Actionfilm mit Sylvester Stallone, 1993 **22.35** John Rambo. Amerik. Actionfilm mit Sylvester Stallone, 2007 **0.00** The Specialist. Amerik. Actionfilm, 1994

Vox

11.00 CSI: Miami **13.50** VOX Nachrichten **14.00** Mein Kind, dein Kind **15.00** Shopping Queen **16.00** Das Duell – Zwischen Tüll und Tränen **17.00** Zwischen Tüll und Tränen (84) **18.00** First Dates **19.00** Das perfekte Dinner **20.15** Goodbye Deutschland! Viva Mallorca **22.15** Goodbye Deutschland! **0.15** VOX Nachrichten **0.35** Medical Detectives (7)

ARD-alpha

13.00 Fit aktiv für Junggebliebene – Sportsendung zum Mitmachen **13.30** Bergmenschen – Freundschaft, Bikes und Berge (1) **13.50** Lohnt sich das? **14.00** Planet Wissen **15.00** Die Physik Albert Einsteins (1) **15.15** Pseudonym „Hunter" – Ein Klatschkolumnist in der Ballsaison 1966 **16.00** Heut' abend – Joachim Fuchsberger und Gäste 1982 **16.45** Helmut Qualtinger in „Die Berufe des Herrn K." (1970) **17.15** Lohnt sich das? **17.30** Zwischen Spessart und Karwendel **18.15** Klimazeit **18.45** alles wissen **19.30** Bergmenschen – Freundschaft, Bikes und Berge **20.00** Tagesschau **20.15** Länder-Menschen-Abenteuer **21.00** Bio-Boom im Osten · Der Preis der Nachhaltigkeit **22.00** Bio-Plastik: Was taugt die Plastik-Alternative? **22.15** Campus Talks **22.45** alpha Uni **23.15** Planet Wissen **0.15** The Day – News in Review **0.45** Die Tagesschau vor 20 Jahren

WELT

Stündlich Nachrichten **12.15** Die Welt am Mittag **12.45** Börse am Mittag **13.30** Welt-Spezial **14.30** Welt Newsroom **15.55** Börsenflash **16.30** Welt Newsroom **16.55** Börsenflash **17.15** Welt-Spezial **17.45** Börse am Abend **18.30** Die Welt am Abend **20.10** Meine Welt – Meine Meinung **20.15** UFO-Theorien – Zwischen Fakt und Fiktion. Rendelsham / Schottland **21.55** Erde an Aliens **23.05** Der neue Aufbruch ins All **0.10** Strip the Cosmos **1.45** UFO-Theorien – Zwischen Fakt und Fiktion. Doku

ntv

Stündlich Nachrichten **11.40** Telebörse **12.30** News Spezial **13.10** Telebörse **13.30** News Spezial **14.10** Telebörse **14.30** News Spezial **15.25** Telebörse **15.40** News Spezial **16.15** Telebörse **16.30** News Spezial **17.15** Telebörse **17.30** News Spezial **18.20** Telebörse **18.35** ntv Service – Extra **19.15** Telebörse **19.30** News Spezial **19.55** Klima Update **20.15** Hotspot Straße – Unglaubliche Unfälle (4) **21.05** Große Katastrophen (7) **22.05** Riskante Flughäfen – Die gefährlichsten Airports der Welt **23.15** Telebörse **23.30** Hotspot Straße – Unglaubliche Unfälle (3) **0.20** Lügen, die Geschichte schrieben

CNN

8.45 World Sport. Magazin **9.00** CNN Newsroom (cnni) **11.00** CNN This Morning **13.00** CNN News Central **13.30** World Sport. Magazin **14.00** CNN Newsroom (cnni) **15.00** Connect the World **15.45** World Sport. Magazin **16.00** Connect the World **17.00** CNN Newsroom (cnni) **18.00** One World **19.00** Amanpour **20.00** Isa Soares Tonight **21.00** CNN Newsroom (cnni) **21.45** Living Golf. Exploring North Africa **22.00** Quest Means Business. Doku **23.00** The Lead with Jake Tapper. Doku **23.30** World Sport. Magazin **0.00** First Move **1.00** Erin Burnett OutFront. Doku

Radio am Montag

HÖRSPIEL

9.00 **Todesangst (Folge 6 von 10) – MDR Kultur** „Wir müssen uns wehren". Von Andreas Jungwirth. Nur wenige Bewohner des Hochhauses kommen zu der Mieterversammlung. Aber Bohdan bleibt zuversichtlich, immerhin ein Anfang. Paul erfährt so von den „guten alten Zeiten" der Hausbewohner.
19.00 **Niederdeutsches Hörspiel – NDR 1 Niedersachsen** „De Schrievdisch weer blank". Von Hinrich Kruse. Erzähler: Claus Boysen. Regie: Walter Bäumer / RB/NDR 1981
22.03 **Kriminalhörspiel – Deutschlandfunk Kultur** „Bello e impossibile oder Die Dohmsche Verführung". Von Joy Markert. Regie: Alexander Schuhmacher. Produktion: Deutschlandradio Kultur 2013. Gianna Nannini, die Rocklegende aus Italien, gibt ein Konzert. Und zwar nicht irgendwo, sondern ausgerechnet im schwäbischen Tuttlingen.

KLASSIK

6.00 **SWR Kultur am Morgen – SWR Kultur** U. a.: Isaac Albéniz: Malagueña op. 165 Nr. 3, Bearbeitung / Giuseppe Valentini: 2. Satz Vivace aus dem Concerto grosso A-Dur op. 7 Nr. 1 / Ermanno Wolf-Ferrari: 3. Satz Finale aus dem Cellokonzert C-Dur op. 31
9.05 **WDR 3 Klassik Forum – WDR 3** U. a.: Catrin Finch: Solstice, aus „Celtic concerto" / Wolfgang Amadeus Mozart: Ouvertüre zu „Le Nozze die Figaro", KV 492 / Joseph Haydn: Sinfonie Nr. 87 A-Dur, Hob I:87 / Antonín Dvorák: Lied an den Mond, aus „Rusalka"
10.00 **Am Vormittag – HR 2** U. a.: Beethoven: Variationen über „La ci darem la mano" / Caldara: „Der Triumph der Unschuld" - Arie der Santa Eugenia / Haydn: Streichquartett C-Dur Op. 9 Nr. 1 / Chopin: Berceuse Des-Dur op. 57
13.00 **Am Mittag – HR 2** Mozart: Marsch D-Dur KV 189 / Tschaikowsky: Violinkonzert D-Dur op. 35 / Salieri: Allegro brillante aus „Les Danaïdes" / Smetana: Hochzeitsszenen
13.05 **Mittagskonzert – SWR Kultur** Chamber Orchestra of Europe, Leitung: Robin Ticciati. U. a.: Franz Schubert: Konzertstück D-Dur D 345 / Wolfgang Amadeus Mozart: Klavierkonzert Nr. 17 G-Dur KV 453 / Fritz Kreisler: Schön Rosmarin. Konzert vom 21. September 2023 in der Kronberg Academy
20.00 **Saarbrücker Kammermusik – Das „vision string quartet" – HR 2** Sie spielen auswendig, auch gerne mal in Dunkelkonzerten. Das „vision string quartet" mischt den klassischen Kammermusikbetrieb auf. Konzert vom 11. April 2024 im Großen Sendesaal des SR Saarbrücken
21.05 **Musik-Panorama – Deutschlandfunk** Schwetzinger SWR Festspiele 2024. Music for a summer evening. U. a.: Claude Debussy: Prélude à l'après-midi d'un faune / Johannes Brahms: Variationen über ein Thema von Haydn, op. 56b. Aufnahme vom 3.5.2024 im Rokokotheater, Schloss Schwetzingen
21.30 **Einstand – Deutschlandfunk Kultur** Antonio Vivaldi: Konzert Nr. 2g-Moll „Der Sommer", RV 315 / Lili Boulanger: Nocturne / Antonio Vivaldi: Konzert Nr.3 F-Dur „Der Herbst", RV 293 / Peter Tschaikowsky: Oktober (Herbstlied). Orkiestra Historyczna, Leitung: Martyna Pastuszka

JAZZ, POP, ROCK

15.00 **Menschen und ihre Musik – HR 2** „Die Stimme kann man nur ganzheitlich betrachten" – der Stimmarzt Matthias Echternach. Musikermedizin – ein faszinierendes Feld
15.05 **Hörbar – Musik grenzenlos – SWR Kultur** U. a.: Fatoumata Diawara: Tolon / Herbert Pixner Projekt: Fünf vor zwölf / Herbert Pixner Projekt: Tarantella / Muriel Zoe: Rikki don't lose that number / Tingvall Trio: Africa / Joe Barbieri: Zenzero e cannella
17.50 **Jazz vor sechs – SWR Kultur** Kenny Wheeler: Where do we go from here. Ingrid Jensen / Steve Treseler / Geoffrey Keezer / Martin Wind
19.00 **Hörbar – HR 2** Nach Galicien mit Xabier Díaz
20.03 **In Concert – Deutschlandfunk Kultur** Festival Jazzdor Berlin. Kesselhaus. Aufzeichnung vom 06.06.2024. Dejan Terzic „Axiom"
23.00 **Jazz | Saitenkünstler Al Di Meola zum 70. – HR 2** Rückschau auf einen Olympioniken. Eine Zeit lang galt er als schnellster Gitarrist der Welt. Al Di Meola u. a.: Fantasia Suite / Splendido Sundance / Tango Suite I & III / Esmeralda

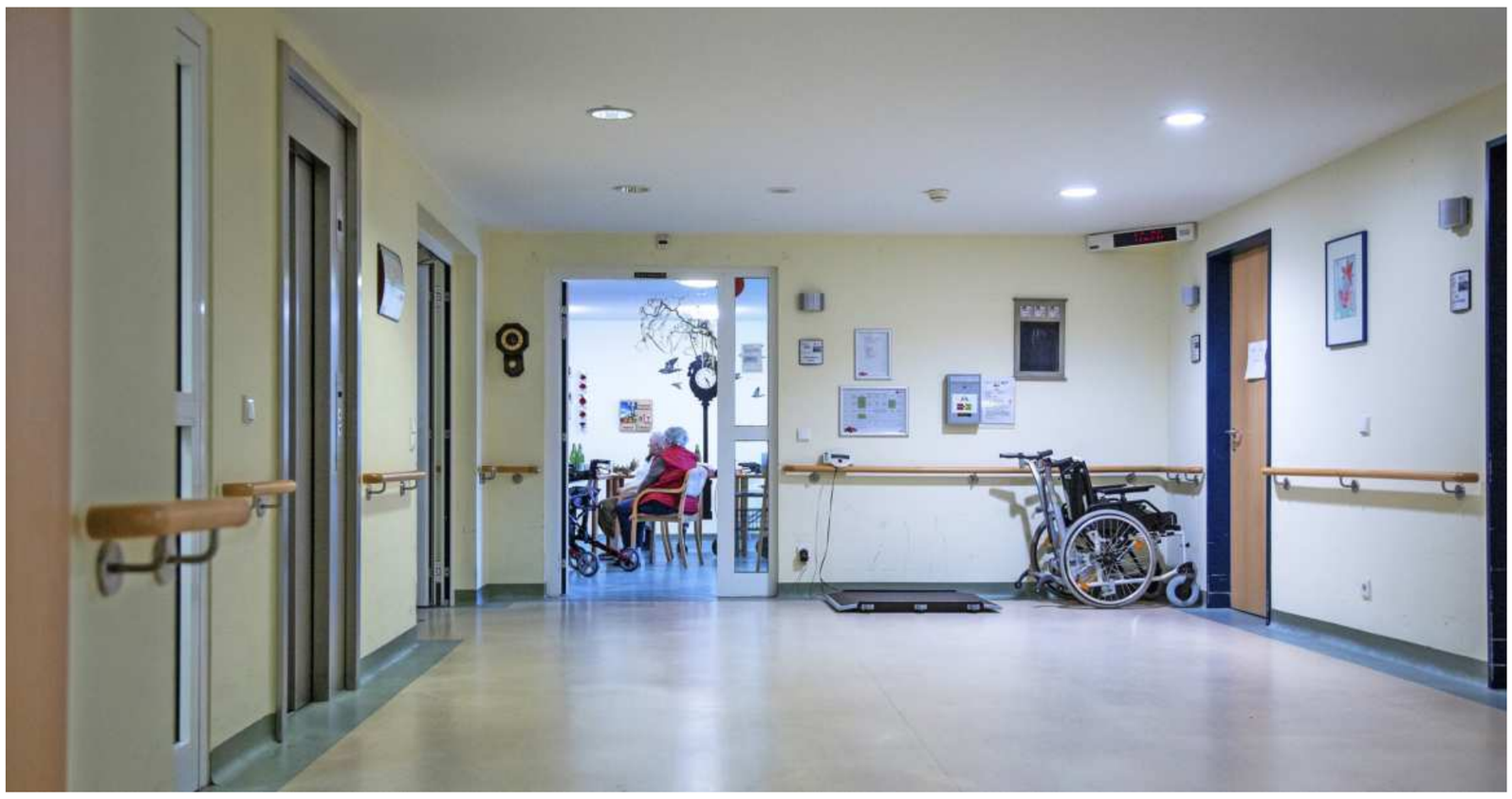
FEATURE & MAGAZIN

8.30 **Das Wissen – SWR Kultur** Die Schauspielerin Judy Garland – Ikone der LGBTQ-Bewegung. Von Silke Merten (SWR 2022)
9.05 **Im Gespräch – Deutschlandfunk Kultur** Pilotin Cordula Pflaum im Gespräch mit Tim Wiese. Sperrung von Lufträumen nimmt zu
9.05 **ZeitZeichen – SR2** Friederike Mandelbaum, Kopf des organisierten Verbrechens in New York, wird verhaftet . Von Martin Herzog
12.00 **Doppelkopf – HR 2** Am Tisch mit Gabriele von Lutzau, „Landshüterin"
16.00 **Am Nachmittag – HR 2** Gespräch mit der Journalistin Kerstin Kohlenberg
16.05 **Bayern 2 Eins zu Eins. Der Talk – BR 2** Stefan Parrisius im Gespräch mit Melanie Wald-Fuhrmann, Musikwissenschaftlerin. Aufnahme vom 15. Januar 2024
19.30 **Zeitfragen. Feature – Deutschlandfunk Kultur** SPD in Ostdeutschland. Niedergang einer Volkspartei. Von Frank Drescher
20.04 **Das philosophische Radio – WDR 5** Mit Roland Henke: Über die Weisheit

LESUNG

9.30 **Um die Welt getrieben: Joseph Conrads „Lord Jim" (11/30) – HR 2** „Lord Jim". Von Joseph Conrad
14.45 **WDR 3 Lesezeichen – WDR 3** „Bornholmer Novellen" (Teil 2). Von Martin Andersen Nexo
15.00 **Tagebücher und andere Prosa (Folge 16 von 18) – MDR Kultur** „Bei Meiers". Von Erich Mühsam. Produktion: HR 1993
18.53 **Bayern 2 Betthupferl – BR 2** Gute-Nacht-Geschichte für Kinder. „Tantengeschichten" (1/5): „Tante Petronilla". Von Kilian Leypold

Auf die Sprachgepflogenheiten der Fernsehsender in ihren Programmhinweisen hat die F.A.Z. keinen Einfluss.



Hoffentlich gut betreut: *Die Pflege kostet viel – gerade auch mit Blick auf den steigenden Eigenanteil.* Foto Samira Schulz

Teure Pflege-Obergrenze

Karl Lauterbachs Idee, die Heimeigenanteile zu deckeln, kostet viele Milliarden Euro. Wer soll das bezahlen?

Von Christian Geinitz, Berlin

Die Ausgaben für Pflegebedürftige in Heimen steigen auf kaum noch bezahlbare Höhen und sollen deshalb eingedämmt werden. Der jüngste Vorschlag von Gesundheitsminister Karl Lauterbach sieht vor, die Eigenbeteiligung der Bewohner zu deckeln. Noch hat der SPD-Politiker nicht erklärt, wie hoch die Grenze sein soll und ob die Pflegeversicherung oder der Staat den Rest übernehmen wird. Eine Finanzreform wird im Herbst erwartet. Doch schon jetzt machen sich die Versicherer Gedanken, wie umfangreich die neuen Belastungen ausfallen werden.

Eine noch unveröffentlichte Berechnung des Wissenschaftlichen Instituts der Privaten Krankenversicherung (WIP) kommt zu dem Ergebnis, dass die Kosten für den Deckel in die Milliarden gehen werden: Je nach Szenario müssten die Beitrags- oder Steuerzahler bis 2030 jedes Jahr durchschnittlich 7 bis 18 Milliarden Euro zusätzlich aufbringen. Ein Heimplatz kostet im Mittelwert 4576 Euro im Monat. Die rechnerische Beteiligung der Bewohner daran beträgt jüngsten Zahlen des Ersatzkassenverbands Vdek zufolge im Durchschnitt 3123 Euro. Mehr als die Hälfte davon, 1678 Euro, entfallen auf die eigentliche Pflege, im Fachjargon Einrichtungseinheitlicher Eigenanteil (EEE) genannt. Hinzu kommen 955 Euro für Unterkunft und Verpflegung sowie 490 Euro für die Investitionskosten der Heime.

Tatsächlich zahlen die Bewohner aber weniger, da der EEE aus der Pflegeversicherung bezuschusst wird. Im ersten Heimjahr beträgt der Abschlag 15 Prozent, im zweiten 30 Prozent, im dritten 50 Prozent und vom vierten Jahr an 75 Prozent. Der Pflegeanteil (EEE) des Bewohners sinkt von 1678 auf 1426 Euro, dann auf 1175, später auf 839 und schließlich auf 420 Euro. Die anderen Posten bleiben konstant, sodass die Gesamtaufwendungen des zu Pflegenden von 3123 auf 2871, 2640, 2284 und in der günstigsten Stufe auf 1865 Euro im Monat fallen.

Das WIP spielt verschiedene Möglichkeiten der EEE-Obergrenzen durch. Gemeinsame Grundlage ist ein angenommener Anstieg der stationär Pflegebedürftigen um 12 Prozent bis 2030. Die variablen Annahmen berücksichtigen zum einen, ob die Deckelung 700 Euro beträgt, wie es der frühere Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU) ins Spiel gebracht hatte, oder 1000 Euro, wie es der Preissteigerung seither entspräche. Für das erste Heimjahr betrüge die Entlastung gegenüber den tatsächlichen Kosten von bisher 1678 Euro also 678 oder 978 Euro im Monat.

Zum zweiten ist die zu erwartende Pflegekostensteigerung bedeutsam. Im ersten und günstigsten Szenario orientiert sich das WIP am Institut für Gesundheits- und Sozialforschung. Das IGES erwartet einen Anstieg der bisherigen 1678 Euro um 2,5 Prozent im Jahr, sodass es 2030 rund 1946 Euro sein werden. Das freilich ist eine recht zuversichtliche Prognose. Legt man, wie im zweiten WIP-Szenario, die tatsächliche Teuerung der vergangenen 20 Jahre in der Pflege zugrunde, beträgt der Anstieg 5,7 Prozent jährlich, auf 2340 Euro im Jahr 2030. Nimmt man die besonders hohen Kostensprünge zwischen 2018 und 2024 von 16 Prozent im Jahr als Maßstab, steigt der EEE in den kommenden sechs Jahren sogar auf 4088 Euro.

In allen Szenarien wird für 2024 bei einer Begrenzung auf 1000 Euro eine Zusatzbelastung der Beitrags- oder Steuerzahler von 5,6 Milliarden Euro angenommen, bei 700 Euro wären es 8,1 Milliarden. Diese Belastung steigt bis 2030 im günstigsten Szenario mit der geringen Teuerung auf 8,8 Milliarden Euro für die 1000-Euro-Schwelle und auf 11,6 Milliarden für 700 Euro. Das sind im Durchschnitt 7,1 bis 9,7 Milliarden Euro im Jahr oder kumuliert bis 2030 zwischen 50 und 68,4 Milliarden Euro.

Viel schlimmer sieht es in der mittleren Modellierung mit dem realistischen Preisanstieg der vergangenen 20 Jahre aus. Dort werden 2030 für den Deckel von 1000 Euro rund 12,4 Milliarden Euro nötig sein, und bei 700 Euro 15,2 Milliarden. Das sind 8,8 bis 11,4 Milliarden im Jahr oder zusammengenommen 61,5 bis 80 Milliarden. Im dritten sogenannten Horrorszenario müssen 2030 rund 28,6 bis 31,4 Milliarden Euro zusätzlich ins System gepumpt werden: 15,5 bis 18,1 Milliarden im Jahr oder insgesamt 108,5 bis 126,9 Milliarden Euro.

„Eine Obergrenze für die Eigenanteile in Pflegeheimen verursacht enorme Zusatzausgaben für die gesetzliche Pflegeversicherung, das geht auf Kosten aller Beitragszahler und erhöht auch die Lohnzusatzkosten, belastet also die Arbeitsplätze“, sagt WIP-Leiter Frank Wild: „Wer auf diese Weise die Leistungsansprüche ausweitet, verursacht in unserer stark alternden Gesellschaft eine Überlastung der künftigen Beitragszahler.“ Wild kritisierte zudem, „dass die Leistungen mit der Gießkanne verteilt werden, unabhängig von der finanziellen Leistungsfähigkeit der Empfänger.“ Zudem bestehe die Gefahr, dass die Heimbetreiber weniger wirtschaftlich arbeiteten, wenn die Versicherungen oberhalb der Schwelle alles zahlen müssten.

Auch das Wissenschaftliche Institut der AOK (WIdO) sieht enorme Kostenanstiege voraus. Er hat eine Heimzuzahlung von aktuell 2339 Euro im Monat ermittelt. Bis 2029 werde dieser Betrag um mehr als ein Drittel (34,3 Prozent) oder 803 Euro auf dann 3142 Euro ansteigen. Der EEE, den das WIdO mit durchschnittlich knapp 900 Euro ausweist, dürfte um bis zu 90 Prozent auf 1698 Euro klettern, hieß es.

„Auf allen Plätzen müssen Defibrillatoren hängen“

Ärztepräsident Reinhardt mahnt Reformen an, darunter Zuckerabgaben und weniger Steuern für alte Mediziner

itz. BERLIN. Der Präsident der Bundesärztekammer, Klaus Reinhardt, ist überzeugt, dass sich das deutsche Gesundheitswesen über geschickte Anreize deutlich effizienter ausrichten ließe – ohne wesentliche Leistungsverluste. Eine durchdachte Patientensteuerung könnte Wartezeiten verkürzen und Kosten sparen, sagte Reinhardt der F.A.Z. Eine Teilbefreiung von Steuern und Sozialabgaben würde Ärzte im Ruhestand zur Weiterarbeit animieren und den Medizinermangel lindern. Neue zweckgebundene Abgaben auf Tabak, Alkohol und stark zuckerhaltige Produkte ließen sich zur Finanzierung des Gesundheitswesens heranziehen, etwa für Erste-Hilfe-Schulungen und für die gesundheitliche Grundbildung in Schulen, in der Ausbildung oder am Arbeitsplatz.

„Wie in anderen Ländern müsste in jedem Bahnhof, in jeder U-Bahn-Station und auf öffentlichen Plätzen verpflichtend ein Defibrillator zur Wiederbelebung hängen“, forderte Reinhardt. „Die Einbeziehung von Laien in die Lebensrettung kann die Sterblichkeit reduzieren. Die Kosten dafür und für Prävention insgesamt könnte man über neue Zucker-, Alkohol- und Tabakabgaben wieder hereinholen.“ Kürzlich hatten Erhebungen ergeben, dass professionelle Rettungsdienste oft nicht rechtzeitig zur Reanimation eintreffen und daher Tausende Menschenleben verloren gehen. Gleichzeitig empfiehlt der Ärztepräsident ein Verbot von Werbung für Alkohol sowie für ungesunde Lebensmittel, wenn sie primär auf Kinder und Jugendliche abzielt. Das seit 2007 geltende Tabakwerbeverbot habe schon „viel gebracht“ und müsse jetzt ausgeweitet werden. Die zunehmende Fettleibigkeit von Kindern und Jugendlichen, die Fehlernährung und Bewegungsarmut lösten eine „Lawine von Diabeteserkrankungen“ aus, auf die Deutschland nicht vorbereitet sei: „Früher war Diabetes mellitus Typ 2 vor allem eine Erkrankung von Personen Mitte 60, jetzt sind häufig Mittvierziger und Jüngere betroffen, dagegen müssen wir dringend etwas tun.“

Reinhardt befürwortet eine größere Eigenverantwortung der Patienten. Viel spreche dafür, dass die primärärztliche Versorgung „hausarztzentriert“ erfolgen sollte. Ein Hausarzt wäre dann die erste Anlaufstation für den Versicherten und würde ihn bei Bedarf zu Fachkollegen weiterüberweisen. Bei Chronikern mit einer Grunderkrankung, etwa Krebs, könnten aber auch die behandelnden Fachärzte die Behandlungskoordination übernehmen. Entscheidend ist für Reinhardt, „überflüssige und teure Arzt-Patienten-Kontakte zu vermeiden, von denen gibt es eindeutig zu viele“. Eine Auswertung der Kassenärztlichen Vereinigung Westfalen-Lippe habe ergeben, dass jeder Patient im Durchschnitt 1,48 Hausärzte im Quartal konsultiere: „Das ist weder medizinisch noch finanziell sinnvoll.“ Die freie Arztwahl sieht Reinhardt nicht eingeschränkt, solange das Modell freiwillig sei.

Um zur Teilnahme zu animieren, wären Boni vorstellbar, etwa verringerte Krankenkassenbeiträge oder Rückerstattungen. Kürzlich hatte die Kassenärztliche Bundesvereinigung KBV Ähnliches empfohlen. Nur wenn positive Anreize nicht greifen, kann sich Reinhardt auch sozial abgefederte Formen von Eigenbeteiligung vorstellen. Diese Lenkungsgebühr könnte je nach Einkommen gestaffelt erfolgen. Sie würde von den Kassen eingezogen, nicht vom Arzt, und sollte deshalb auch nicht so heißen wie die frühere (gescheiterte) Praxisgebühr. „Die Lenkungswirkung ist schon bei kleinen Beträgen enorm, wie man am Pfand von Einkaufswagen sieht: Hätte man das nicht, stünden die Einkaufswagen kreuz und quer und die Supermarktparkplätze wären so verstopft wie manche Arztpraxis.“ Die Sorge, dass Patienten Krankheiten verschleppten und sich in Gefahr brächten, hält der Ärztefunktionär für unbegründet: In der Schweiz sei eine ähnlich angelegte Gebühr sogar recht hoch, ohne dass dies negative Auswirkungen auf die Gesundheit oder die Lebenserwartung der Menschen hätte.

Reinhardt, der in Bielefeld eine Allgemeinpraxis betreibt, äußerte sich auch zum Medizinermangel. Gesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD) hatte kürzlich gewarnt, dass aufgrund der in den Ruhestand gehenden Babyboomer-Generation und fehlender Studienplätze in den kommenden zehn Jahren bis zu 50.000 Ärzte fehlen dürften. Der Ärztepräsident, selbst 64 Jahre alt, sieht dieses Risiko ebenfalls und möchte gegensteuern, indem er ältere Kollegen zum Weiterpraktizieren ermuntert: „Ich bin dafür, solchen Kollegen, die mit 65 oder mehr Jahren noch arbeiten wollen, einen Teil der Steuern zu erlassen, zumindest aber die Beiträge zur Altersvorsorge und zur Arbeitslosenversicherung.“

Deutschland müsse neue Wege gehen, „damit es in fünf oder sechs Jahren nicht zu erheblichen Versorgungsengpässen kommt“, mahnte er. In Frankreich gebe es schon seit 2009 eine vergleichbare Abgabenerleichterung. Aktuell seien dort von insgesamt rund 100.000 Ärztinnen und Ärzten im Ruhestandsalter rund 20.000 weiter in der Versorgung tätig: „Auch in Deutschland befinden sind aktuell rund 100.000 Ärztinnen und Ärzte im Ruhestandsalter und sind nicht mehr berufstätig. In einigen Jahren könnten ähnlich viele wie in Frankreich für die Patientenversorgung zurückgewonnen werden.“

KLEINE RENTE, TROTZDEM ZUFRIEDEN

Wie ein Buchhändler mit Bescheidenheit sein Leben auch im Alter gestalten will.

Wirtschaft, Seite 17

KI FÜR DEN URLAUB

Endlich mal mit dem Schiffer in Holland in seiner Sprache sprechen? KI hilft auch hier.

D:Economy, Seite 18

PORSCHE WILL VARTA

Der Autohersteller plant eine Beteiligung am angeschlagenen Batteriehersteller.

Unternehmen, Seite 22

Hände weg von Gesundheitssteuern

Von Christian Geinitz

Das klingt zunächst vernünftig, ist es aber nicht: Der Präsident der Bundesärztekammer bringt neue zweckgebundene Abgaben auf Tabak, Alkohol und Zucker ins Spiel, um Präventionsprogramme zu finanzieren. Natürlich ist es richtig, mehr in die Volksgesundheit zu investieren, in Erste-Hilfe-Kurse etwa oder in flächendeckend verfügbare Defibrillatoren. Eine Erhebung brachte kürzlich ans Licht, wie oft die Reanimation durch Rettungsdienste zu spät kommt und deshalb Menschen sterben. Richtig ist es auch, Aufklärung über Ungesundes zu betreiben, das muss vor allem in den Familien, Kindergärten, Schulen und Vereinen erfolgen.

Es lassen sich aber nicht alle Genussmittel über einen Kamm scheren. Cannabis, Tabakprodukte und Alkohol braucht der Körper nicht, Rauchen ist immer schädlich und macht schnell süchtig, für alkoholische Getränke gilt das bei übertriebenem Konsum. An Zucker jedoch ist erst einmal nichts auszusetzen. Was kommt dann als Nächstes, eine Fettabgabe oder Grillsteuer? Die Bürger sollen selbst entscheiden, wie sie sich ernähren: Will man sie unbedingt staatlicherseits erziehen, sollte man gesunde Lebensmittel von Steuern befreien, anstatt vermeintlich ungesunde zu verteuern.

Zweifelhaft ist auch die Idee, über Genussabgaben einen weiteren Topf zur Gesundheitsfinanzierung zu schaffen. Es geht nicht darum, immer neue Einnahmequellen für das unersättliche System zu finden, sondern darum, die Ausgaben zu durchforsten und zu senken. In dieser Frage ist Ärztepräsident Reinhardt recht zu geben: Weil es so einfach ist und im Zuge der freien Medizinerwahl immer bezahlt wird, gehen die Deutschen viel zu häufig zum Arzt, richtiger: gleich zu mehreren Ärzten. Das hält das beste System nicht aus.

Wie die Klinikkonsultationen seit der Corona-Pandemie müssen auch die Praxisbesuche drastisch zurückgehen, schon allein, damit sich die Ärzte um die wirklich Kranken kümmern können. Auch Eigenbeteiligungen sind sinnvoll, um den Andrang zu kanalisieren. Wenn das System spart, wird genügend Geld für sinnvolle Investitionen frei. Dazu bedarf es keiner neuen Gesundheitssteuern.

Fitnesskur für Japans Börse

Von Tim Kanning, Tokio

So viel Gegenwind ist neu für Akio Toyoda. Der Verwaltungsratsvorsitzende des weltgrößten Autokonzerns Toyota wird in der japanischen Öffentlichkeit mit äußerster Hochachtung hofiert. Doch als der Konzern im Juni zu seiner Hauptversammlung lud, empfahlen die beiden amerikanischen Aktionärsberatungsgesellschaften Glass Lewis und ISS den Investoren plötzlich Unerhörtes: die Abwahl Toyodas als Verwaltungsratsvorsitzenden.

Die beiden Aktionärsberater warfen ihm vor, es mangele ihm an der nötigen Unabhängigkeit, um die diversen Skandale, die im Konzern zuletzt ans Licht kamen, aufzuarbeiten. So waren über Jahrzehnte in der wichtigen Tochtergesellschaft Daihatsu Sicherheits- und Abgastests so umfassend manipuliert worden, dass der Billigauto-Produzent nach dem Bekanntwerden der Vorgänge über Monate seinen Betrieb einstellen musste. Ähnliche Schummeleien gab es auch in anderen Konzernteilen und sogar bei der Kernmarke Toyota.

Mit einer Zustimmungsrate von gerade einmal 72 Prozent erhielt Toyoda am Ende der Hauptversammlung einen spürbaren Schuss vor den Bug. Der Königssturz gelang den Amerikanern aber nicht. In Japan wird der Skandal um manipulierte Messwerte, der inzwischen auch andere Autokonzerne betrifft, erstaunlich gelassen hingenommen. Kein öffentlicher Aufschrei, geschweige denn rechtliche Auseinandersetzungen sind bislang bekannt geworden. Der Gleichmut dürfte ein Ausdruck der engen Verflechtungen sein, die in der japanischen Wirtschaft noch immer vorherrschen. Wie die meisten japanischen Konzerne gehört auch Toyota vor allem Japanern.

Die großen Versicherer, Pensionsfonds und Banken des Landes zählen in allen japanischen Aktiengesellschaften zu den größten Anteilseignern. Auch Überkreuzverflechtungen, in denen Unternehmen gegenseitig Anteile voneinander halten, sind üblich. Da stellt man lieber keine unbequemen Fragen.

Die Revolte der amerikanischen Aktionärsberater steht daher beispielhaft für eine neue Bewegung, die in den vergangenen Jahren in den japanischen Aktienmarkt gekommen ist. Der günstige Yen, eine Abkehr der Anleger von China und eine Reihe von Reformen sorgen dafür, dass mehr ausländische Investoren in die Unternehmen kommen und die über Jahrzehnte verkrusteten Strukturen der noch heute eng verwobenen Japan AG aufbrechen.

Im vergangenen Jahr haben sie netto 3,5 Billionen Yen, umgerechnet 20 Milliarden Euro, in den japanischen Aktienmarkt gesteckt. Der Anteil ausländischer Anteilseigner in den Unternehmen wächst dadurch allmählich. Allein bei Toyota stieg ihr Anteil innerhalb eines Jahres von rund 21 auf nun 25 Prozent. Auch von anderen Hauptversammlungen wird erstaunt berichtet, dass die Aktionäre in diesem Jahr viel mehr Fragen stellten als üblich. Vor allem europäische Fondsgesellschaften forderten nun plötzlich Berichte zu den Klimaschutzaktivitäten und zur Lobbyarbeit der Unternehmen.

Der Premierminister und ehemalige Investmentbanker Fumio Kishida

> Japans Konzerne bekommen zunehmend Druck von ausländischen Investoren.

fördert den Zustrom der Ausländer. Im Duett mit der Tokioter Börse hat er dem japanischen Aktienmarkt eine Rosskur auferlegt. Durch Aktiensplits und -rückkäufe sollen die Konzerne ihre Aktien attraktiver machen. Wer nicht mindestens eine Eigenkapitalrendite von 8 Prozent und einen Buchwert von 1 Prozent hat, soll schleunigst darauf hinarbeiten. Wichtige Kapitalmarktinformationen sollen sie nicht mehr nur auf Japanisch, sondern auch auf Englisch veröffentlichen.

Kishida persönlich wirbt regelmäßig vor großen internationalen Investmentgesellschaften wie Blackrock und KKR um internationales Kapital. In einigen Großstädten will er sogar Sonderzonen für ausländische Anlagegesellschaften einrichten lassen, in denen sie ihre Geschäfte ganz in englischer Sprache abwickeln können. Das soll mehr talentierte Fondsmanager ins Land locken, die ausländisches Geld mitbringen.

Das nächste große Projekt ist die Entflechtung der Konzerne untereinander. Im Jahr 2022 lag noch fast ein Drittel des gesamten japanischen Aktienmarktes in Überkreuzbeteiligungen. Um ihre Kapitaleffizienz zu erhöhen, sollen die Konzerne sie möglichst bald aufheben. Mehrere große Versicherungsgesellschaften haben schon entsprechende Schritte angekündigt. Für Anleger kann die neue Professionalität nur von Vorteil sein. Und in einer schrumpfenden Gesellschaft, in der die Pensionsfonds zunehmend zu Auszahlstellen werden, sind die Konzerne darauf angewiesen, mehr Geld aus dem Ausland zu bekommen.

DER BETRIEBSWIRT

Was die Perspektive verzerrt

Die Forschung über Familienunternehmen boomt. Doch schenkt sie regionalen Mittelständlern zu viel Aufmerksamkeit.

Von Stefan Kühl

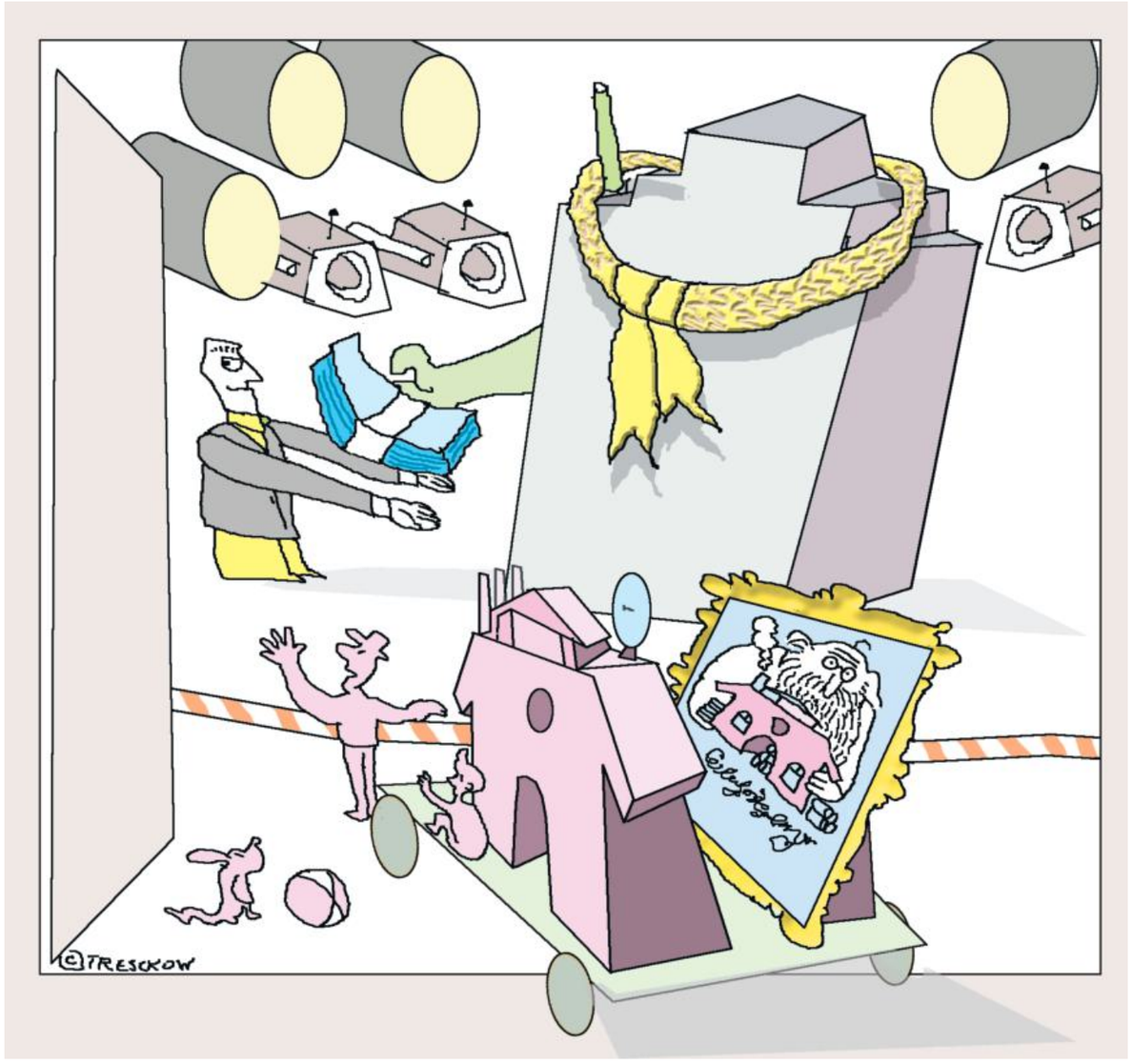


Illustration Peter von Tresckow

Kaum ein Thema scheint wissenschaftlich so intensiv beforscht zu werden wie Familienunternehmen. Es gibt Forschungsinstitute, die sich nur mit dem Verhältnis von Familie und Unternehmen beschäftigen. Eine Vielzahl von Professoren unterrichtet ihre Studierenden über die Besonderheiten von Familienunternehmen. Inzwischen kann man Sorge haben, ob die vielen Doktoranden dieser Institute oder Lehrstühle noch originelle Forschungsthemen finden können.

Die Vervielfältigung der Forschung ist das Ergebnis veränderter Finanzierungsformen von Universitäten. Der Boom der Forschung über Familienunternehmen geht von privaten Universitäten aus, die nicht auf eine staatliche Finanzierung von Instituten und Professuren angewiesen sind. Aber auch an staatlichen Universitäten, in denen verstärkt über Familienunternehmen geforscht und gelehrt wird, findet die Finanzierung über privat finanzierte Stiftungsprofessuren statt.

Das Problem daran ist, dass Familienunternehmen, wenn sie wissenschaftliche Forschung finanzieren, etwas zurückbekommen wollen. Dabei geht es den Geldgebern nicht um die konkrete Lösung ihrer Probleme, denn dafür haben sie ihre Berater und Therapeuten. Stattdessen geht es ihnen lediglich um eine wissenschaftliche Behandlung des ihrer Meinung nach bisher nicht ausreichend beforschten Themas der Familienunternehmen. Es würde zu gewissen Enttäuschungen führen, wenn sich die bekannten Familienunternehmen einer Region für die Finanzierung einer Professur zusammentun würden und sich die berufene Professorin daraufhin mit der Rolle von Referatsleitungen in der Ministerialverwaltung, den Dysfunktionalitäten der Kultusministerkonferenz oder der Bedeutung von persönlichen Netzwerken in Parteien beschäftigen würde.

Eine Verzerrung der Forschungsperspektive findet statt, weil sich nur größere Familienunternehmen die Unterstützung wissenschaftlicher Forschung leisten können. Das indische Restaurant, in dem verschiedene Verwandte mitarbeiten, die kleine Bäckerei, die gerade von der Tochter übernommen wurde, oder das von zwei Schwestern gegründete Social-Media-Unternehmen kämen vermutlich nicht auf die Idee, sich an der Finanzierung von Forschungen über Familienunternehmen zu beteiligen.

Ein Effekt ist, dass sich das Verständnis von Familienunternehmen auf Unternehmen beschränkt, die seit mehreren Generationen im Besitz einer Familie sind. Gängige Definitionen sehen Unternehmen, deren Kapitalanteile und Kontrollbefugnisse über mehrere Generationen vererbt werden, als Prototypen für Familienunternehmen. Aus dieser Logik heraus ist die Frage der Nachfolge fast zu einem unausgesprochenen Zentralfokus der Forschung über Familienunternehmen geworden.

Dieser Fokus auf Familienunternehmen mit mehreren Generationen hat eine Reihe interessanter Zugänge ermöglicht. Es ist inzwischen gut erforscht, wie dynastische Unternehmerfamilien dazu übergehen, die über mehrere Generationen komplexer gewordenen Kapitalverhältnisse über Familienverfassungen zu regeln. Es ist bekannt, wie Familienunternehmen in der Lage sind, teilweise einschneidende Strategiewechsel mit ihrem Selbstverständnis zu kombinieren. Ebenso wissen wir Bescheid, wie die Geschichte einer Kapital besitzenden Unternehmerfamilie mit der Familiengeschichte von Angestellten verzahnt ist. Durch den Fokus auf mehrgenerationale Familienunternehmen droht jedoch eine Reihe interessanter Fragen aus dem Blickfeld zu geraten.

Erstens werden in der Forschung viele Formen persönlicher Beziehungen bei der Gründung und dem Betrieb nur am Rande betrachtet, weil die Vererbung über mehrere Generationen (noch) nicht relevant ist. Zwei Brüder, die eine Werbeagentur oder eine Beratungsfirma gründen, können unter dem Fokus von familiären Loyalitäten interessant sein, werden aber erst systematisch als Familienunternehmen in den Fokus genommen, wenn das Unternehmen schon von den Eltern betrieben wurde. Die Liebesbeziehung einer Unternehmensgründerin zu einem leitenden Angestellten wird für die Forschung erst dann zu einem spannenden Thema, wenn dieses Paar Kinder bekommt. In einem Freundeskreis, der sich am Aufbau eines risikokapitalfinanzierten Unternehmens versucht, ist persönliche Loyalität häufig stärker als in so manchen Familienunternehmen, hat aber bisher nur sehr begrenzt Aufmerksamkeit in der Forschung bekommen. Es würde sich für die Forschung lohnen, jenseits der Eltern-Kind-Relationen den Blick stärker auf andere Formen hyperpersonalisierter Verbindungen in Unternehmen wie Geschwisterbeziehungen, Liebesverhältnisse oder Freundschaften zu richten.

Zweitens werden familiär strukturierte Kleinstorganisationen in der wissenschaftlichen Forschung auffällig stark ignoriert, weil die Forschung vorrangig von Unternehmen finanziert wird, die sich zumindest als Mittelständler verstehen. Dies ist nicht nur deswegen überraschend, weil gerade die Kleinstorganisationen einen erheblichen Beitrag an der Wirtschaftsleistung in einem Staat haben, sondern in diesen zudem die Effekte persönlicher Verdichtung besonders gut zu beobachten sind. Eine von einem Familiennetzwerk betriebene milliardenschwere Holding funktioniert gar nicht so anders als ein Zusammenschluss von durch Ölexporte genährten Staatsfonds. Wenn man etwas über die Auswirkung hyperpersonalisierter Beziehungen in Organisationen lernen möchte, sind familiäre Kleinstorganisationen häufig aufschlussreicher als große Familienunternehmen, in denen meist nur noch vereinzelt Familienmitglieder im Management vertreten sind.

Drittens ist die Forschung über Familienunternehmen auffällig provinziell. Es wird zwar regelmäßig darauf verwiesen, dass sich Familienunternehmen auch in Japan, Brasilien, Südafrika oder den USA finden lassen, aber in der Regel wird dabei auch hier auf Großunternehmen, die über mehrere Generationen aufgebaut wurden, abgezielt. Aus dem Blick geraten sowohl Millionen kleiner Familienunternehmen in Asien, Afrika oder Amerika, bei denen nicht selten die gesamte Familie in den Arbeitsprozess eingebunden ist, als auch die kleinen Familienunternehmen, die von Migranten in Europa gegründet wurden und häufig mit anderen Familienunternehmen über personale Netzwerke verbunden sind. Diese Forschungslücke ist zwar angesichts der Finanzierungslogiken von Instituten und Professuren zu erklären, inhaltlich aber nur schwer zu begründen, weil ein überwiegender Anteil der Familienunternehmen in der Weltgesellschaft nicht wie Aldi, Oetker, Merck oder Haniel funktioniert.

Die Doktoranden an den Instituten und Professuren für Familienforschung können sich also entspannen. Es gibt zu hyperpersonalisierten Beziehungen in Organisationen eine Vielzahl von Forschungslücken. Aber dafür muss sich die Familienforschung von dem zu engen Fokus auf größere, mehrgenerationelle Familienunternehmen in ihrer Region lösen.

Stefan Kühl ist Professor für Organisationssoziologie an der Universität Bielefeld.

Wer haftet, muss auch ein Recht auf Gewinn haben

Das Verantwortungseigentum delegitimiert Privateigentum an Unternehmen / *Von Thomas Hutzschenreuter*

Die Idee des Verantwortungseigentums wird unter Betriebswirten wieder aktuell debattiert, weil die Bundesregierung kürzlich bekräftigt hat, eine solche Rechts- und Eigentumsform für Unternehmen auf den Weg bringen zu wollen (F.A.Z. vom 8. Juli). Problematisch daran ist, dass die Verknüpfung der vorgeschlagenen Rechtsform mit dem Begriff Verantwortung eine Projektion vornimmt. Auf eine neue institutionelle Regelung werden eine Intention, also die Absicht zum verantwortlichen Handeln, und eine vermeintliche Wirkung, also das tatsächliche verantwortliche Handeln, projiziert. Es bietet sich an, Projektion und institutionelle Regelung auseinanderzuhalten.

Die Konnotation des Begriffs Verantwortung suggeriert, dass verantwortliches Handeln die vermeintliche Wirkung sei. Ähnliche Projektionen würden durch die folgenden Namen erfolgen: Nachhaltigkeitseigentum, Purpose-Eigentum, Sustainability-Eigentum, Responsibility-Eigentum, oder ESG-Eigentum.

Aber lässt sich die Intention eines verantwortlichen Verhaltens auf Unternehmensebene durch institutionelle Regelungen auf Gesellschafterebene bewirken? Im Verantwortungseigentum soll nämlich der Eigentümer kein Recht mehr haben, über die jährlichen Gewinne aus dem Betrieb des Unternehmens oder über den Veräußerungsgewinn nach einem Unternehmensverkauf zu verfügen. Doch gewährleistet der Verzicht der Gesellschafter auf Gewinne kein bestimmtes Verhalten auf Unternehmensebene. Denn es ist überhaupt nicht klar, was genau verantwortliches Verhalten sein soll. Ebenso unklar ist, was genau in einer konkreten Situation die Mittel wären, um ein wie auch immer definiertes Ziel verantwortlichen Verhaltens zu realisieren. Daher ließe sich auch unverantwortliches Verhalten hervorragend auf Ebene eines Unternehmens organisieren, für dessen Gesellschafter die Rechte auf Gewinn entfallen.

Ungeachtet dessen unterstellt der Verzicht auf Gewinne auf Gesellschafterebene einen Anreiz zu unverantwortlichem Verhalten auf Unternehmensebene, da solches Verhalten zu Rendite führt und sich über diese Rendite mit den benannten Rechten privat verfügen lässt. Solche „verantwortungslosen“ Renditen gibt es tatsächlich, und es ist richtig, den Anreiz für solche Renditen beseitigen zu wollen. Doch erreicht man dies nicht über die vorgeschlagene Rückübertragung der Gewinnrechte, da die Rendite immer noch erzielbar ist. Der einzige Unterschied ist, dass über die Rendite nicht mehr privat verfügt werden kann. Dies sichert mitnichten, dass nicht nach ihr gestrebt wird. Begrenzen lässt sich ein solches Streben stattdessen etwa durch Regelungen im Steuer-, Wettbewerbs-, Arbeitsmarkt-, Mitbestimmungs-, Kapitalmarkt- und Verbraucherschutzrecht sowie durch andere Regelungen im Gesellschaftsrecht.

Die vorgenommene Projektion eröffnet die Diskussion, ob Gewinnstreben auf Gesellschafterebene unverantwortlich, schlecht oder unmoralisch sei. Der Gesellschafter im sogenannten Verantwortungseigentum, heißt es, werde zum Treuhänder und Mitglied einer Wertegemeinschaft. Doch es drängen sich Fragen auf: Wird mit dem Wegfall der Gewinnrechte faktisch eine konstituierende Eigenschaft der Privatheit des Eigentums an dem betreffenden Unternehmen aufgegeben? Und ist konsequenterweise mit der Projektion des verantwortlichen Handelns auf Unternehmensebene im Weg des Verzichts auf Gewinn auf Gesellschafterebene nicht im Kern eine Kritik am Privateigentum an Produktionsmitteln verbunden?

Ein Kernstück des Privateigentums an Produktionsmitteln ist das Recht zur Verfügung über die Gewinne des Unternehmens. Privateigentum an Produktionsmitteln bedeutet, diese Produktionsmittel unter fundamentaler, nicht bepreisbarer und damit auch nicht versicherbarer Unsicherheit privat disponibel einzusetzen und für die Konsequenzen dieses Einsatzes privat zu haften. Private Haftung ist im Kern Verantwortung. Die möglichen Gewinne des Unternehmens stellen keine Entgelte für bestimmte Leistungen dar, wie etwa Entgelte für eine Führungstätigkeit oder Entgelte für die Überlassung von Kapital, sondern sie stellen das Gegenstück zur privaten Übernahme fundamentaler Unsicherheit dar. Die Pflicht der Haftung mit dem privaten Vermögen oder begrenzt auf das bereitgestellte Eigenkapital ist kongruent zu den Rechten zur privaten Verfügung über die Gewinne des Unternehmens.

Die Projektion postuliert Moral durch eine bestimmte Eigentumsform, und sie spricht dem Privateigentum an Unternehmen die Moral ab. Die Soziale Marktwirtschaft geht davon aus, dass Privateigentum an Unternehmen nicht a priori unmoralisch ist. Sie versucht, das Verhalten durch institutionelle Regelungen zu beeinflussen. Eine Moral projizierende Begründung eines Wegfalls der Rechte zur Verfügung über die Gewinne des Unternehmens stigmatisiert und delegitimiert Privateigentum an Unternehmen.

Thomas Hutzschenreuter ist Inhaber des Lehrstuhls für Strategic and International Management an der TU München.

EUROPLATZ FRANKFURT

Alte und neue Heldentaten

Von Ulrich Kater

Zufriedenheit herrscht in den Zentralbanketagen. Nach den Turbulenzen der letzten Jahre ist die Geldpolitik in diesem Jahr etwas zur Ruhe gekommen. Zwar starren die Kapitalmarktteilnehmer immer noch wie gebannt auf jede Inflations- und Konjunkturzahl, inwieweit sie dem gegenwärtigen großen Bild einer Rückkehr zu den Inflationszielen der Notenbanken bei einer insgesamt ausgewogenen makroökonomischen Entwicklung entsprechen. Aber das große Werk der Geldpolitik scheint erst einmal getan: Mit nie dagewesenem Instrumenteneinsatz hat die Geldpolitik die Volkswirtschaften während der Krisenjahre 2020 bis 2022 stabilisiert, um dann in ebenso unbekannter Heftigkeit die aufgekommene Inflation niederzuringen. Wenn diese geldpolitische Heldensaga tatsächlich so in die geldpolitischen Geschichtsbücher aufgenommen wird, dann wären die Schulterklopfer berechtigt, die sich zurzeit die Notenbanker vornehmlich selbst verabreichen.

Vorher wird allerdings noch überprüft werden, was da eigentlich so alles geschehen ist in den letzten Jahren. Und tatsächlich gibt es über fast alle Aspekte der Geldpolitik Uneinigkeiten in der Bewertung. Es fängt an mit den Ursachen der Inflation. Waren es die Corona-Engpässe und danach der Energiepreisschock, oder lagen die Inflationsursachen nicht vielmehr in einer massiven Übernachfrage, die durch fiskalische und geldpolitische Impulse während der Pandemie gesetzt worden waren? Wenn tatsächlich rein angebotsseitige Faktoren die Inflationswelle ausgelöst hätten, dann wären die geldpolitischen Bremsmanöver sogar übertrieben oder gänzlich unnötig gewesen. Da die Wahrheit wie so oft hier wohl ziemlich in der Mitte liegt, dürfte die Geldpolitik der Fed und der EZB allerdings nicht grundsätzlich falsch gewesen sein. Umstrittener ist dagegen der Instrumenteneinsatz der Notenbanken: Sind Anleihekäufe überhaupt wirksam gewesen, und waren sie angemessen, wenn die Staaten anhand der gegenwärtigen hohen Verluste der Notenbanken nun die Rechnung präsentiert bekommen? Auch die Nebenwirkungen der Negativzinsen werden noch zu überprüfen sein.

Und schließlich ist nach der Heldentat vor den nächsten Aufgaben. Die Geldpolitik sieht sich den gleichen Herausforderungen ausgesetzt wie die Gesamtgesellschaft. Inwieweit soll sie die klimagerechte Transformation der Volkswirtschaften unterstützen, etwa durch eine ähnliche Niedrigzinsphase wie vor der Corona-Zeit oder die Erzeugung von Greenium-Prämien am Kapitalmarkt? Soll sie die demographischen Verwerfungen unterstützend begleiten, etwa indem sie dem Aufwachs der Staatsverschuldung in den USA und in Europa tatenlos zusieht? Wie soll sie sich gegenüber einem immer mehr um sich greifenden Politikverständnis gegenüber verhalten, das den Notenbanken Vorschriften über ihre Ausrichtung machen will? Teilweise sind es alte Themen, etwa der Streit um die Unabhängigkeit der Zentralbank, teilweise aber ganz neue Fragestellungen. Nur was am Ende herauskommt, sollte immer das Gleiche sein: Preisniveaustabilität.

Der Autor ist Chefvolkswirt der Deka-Bank.

WIRTSCHAFTSBÜCHER

Deutschland braucht Reformen

Sonst gehe es bergab, warnt Ökonom Schnabl

Gunther Schnabl lehrt Wirtschaftspolitik an der Universität Leipzig. Dass in Deutschland marktwirtschaftliche Reformen möglich sind, haben zuerst in der Nachkriegszeit Ludwig Erhard und später noch mal Gerhard Schröder mit seiner Agenda 2010 gezeigt. Bei seiner kurzen Analyse des Wirtschaftswunders betont Schnabl die weitgehende Berücksichtigung der konstituierenden Prinzipien in der Nachkriegszeit, die der Freiburger Ökonom Walter Eucken als Grundlage einer gelungenen Ordnungspolitik aufgestellt hatte: also die Durchsetzung einer stabilen Währung, eines funktionierenden Preissystems, des Privateigentums an Unternehmen, der Vertragsfreiheit, des Haftungsprinzips, des Wettbewerbs auf offenen Märkten, der Zurückhaltung bei Staatseingriffen und Konstanz der Wirtschaftspolitik. Nach Währungsreform und Abbau der Preiskontrollen konnten sich die Unternehmen an den Präferenzen der Konsumenten orientieren. Der Sozialstaat war unter Ludwig Erhard noch mit Leistungsanreizen kompatibel. Auch die Anfänge der europäischen Einigungspolitik bis hin zum Binnenmarkt beurteilt Schnabl positiv.

Problematisch wird es erst mit der Währungsunion. Nach Schnabl hat die einen Konstruktionsfehler. Sie könnte nur durch Ergänzung einer gemeinsamen Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik funktionieren, was aber politisch nicht durchgesetzt worden sei und immer noch nicht durchsetzbar ist. Letztlich führt Schnabl die Eurokrise auf den Konstruktionsfehler zurück. Die Eurokrise konnte zwar durch Rettungskredite und die Geldpolitik der EZB bewältigt werden, aber nach Schnabl um den Preis einer Abkehr vom Vorrang des Ziels der Geldwertstabilität. Als Anhänger Hayeks hält Schnabl wenig von lockerer Geldpolitik. Damit ließen sich zwar Probleme verschieben, aber nicht lösen. Therapien der Zentralbanken für die Probleme von heute schafften oft den Nährboden für die Probleme von morgen. Die Niedrig-, Null- und Negativzinspolitik der EZB habe den Regierungen bis zur Inflation Anfang der 2020er-Jahre den falschen Eindruck hoher Ausgabenspielräume vermittelt. Sie wurden vorwiegend für den Ausbau des Sozialstaates genutzt.

Dass die Inflation erst so spät kam, erklärt Schnabl mit vorübergehenden Umständen. Die Einbeziehung Chinas in die Weltwirtschaft wirkte lange als globale Inflationsbremse. Auch günstiges russisches Gas über Nordstream 1 habe lange noch zur Dämpfung der Preise beigetragen. Sogar die Zinspolitik der EZB habe über günstige Finanzierungsbedingungen für Unternehmen vorübergehend zur Preisstabilität beigetragen. Schnabl unterstellt, dass die amtliche Inflationsschätzung das tatsächliche Ausmaß der Inflation unterschätzt. Er diskutiert in diesem Zusammenhang recht gründlich und anschaulich die Rolle von Qualitätsverbesserungen und preisbedingten Veränderungen der Konsumgewohnheiten.

Lange war man in Deutschland auf die Exportüberschüsse stolz. Deren Erträge haben die Deutschen oft im Ausland angelegt und dabei wenig erwirtschaftet. Deshalb sprach man im Ausland auch von „stupid german money“. Zu den Exporterfolgen habe auch der Außenwert des Euro beigetragen. Es gab nicht mehr den Aufwertungsdruck der DM-Zeit, der die deutsche Wirtschaft immer wieder zu Produktivitätssteigerungen zwang. Schnabl beurteilt die gesamtwirtschaftlichen Effekte für Wachstum und Verteilung auf lange Sicht skeptisch. Im Investitionsstau und wuchernden Sozialausgaben sieht er Wachstumsbremsen.

Die deutsche Umwelt-, Energie- und Klimapolitik hält er für verfehlt. Er kritisiert nicht die Preise für CO_2-Emissionen, sondern die zunehmenden Eingriffe, die wuchernde Regulierung mit detaillierten Vorschriften und die zunehmende Abhängigkeit der Investitionen von Subventionen. Regulierungen aus Berlin und Brüssel belasten die deutsche Wirtschaft und verschärfen auch den Mangel an gut ausgebildeten Arbeitskräften in der Privatwirtschaft. Wer im öffentlichen Dienst oder in regulierungsnahen Bereichen arbeitet, steht anderswo nicht mehr zur Verfügung. Mit Hilfe der Taxonomie will die EU sogar die Kreditvergabe der Banken an Unternehmen beeinflussen. Das gehe alles in die Richtung Planwirtschaft, die Schnabl mit hayekianischen Argumenten ablehnt. Die angestrebte grüne Transformation werde unbezahlbar sein.

Durch Wegsehen, Schönrechnen und Stagnation gerieten die politische Stabilität und die Demokratie in Gefahr. Schnabl hält eine Stärkung der Leistungsanreize und eine Begrenzung der staatlichen Aufgaben und Ausgaben für erforderlich. Wir müssen aufhören, nicht nur im Inland und innerhalb der EU, sondern sogar weltweit umzuverteilen. Globale Solidarität überfordert uns. Der falsch konstruierte Euro ist in Anbetracht der Mobilitätshindernisse auf dem europäischen Arbeitsmarkt eine Gefahr. Schnabl erwägt eine Teilung der Eurozone und einen graduellen Ausstieg über eine Parallelwährung als Auswege. Das Buch ist staatskritisch und für ein breites Publikum gut lesbar. Eine Stärke des Buches besteht darin, dass Schnabl zwar klare Positionen vertritt, aber mehrfach darauf hinweist, dass Ökonomen oft verschiedene Auffassungen vertreten. Manche sind Hayekianer wie er, andere Keynesianer. Manche halten amtliche Inflationsdaten für realistisch, er nicht. Manche verteidigen den Euro, er nicht. Das Buch ist eine Anregung zum Denken. ERICH WEEDE

Gunther Schnabl: Deutschlands fette Jahre sind vorbei. Wie es dazu kam und wie wir ein neues Wirtschaftswunder schaffen können. Finanzbuch Verlag. München 2024, 335 Seiten, 25 Euro.

Der Rückbau hat begonnen: *Brent-Ölplattform nahe Middlesbrough* Foto Getty

Das Ende für britisches Nordsee-Öl rückt näher

Großbritanniens Energieminister will neue Bohrlizenzen für Öl und Gas stoppen. Die Folge könnten höhere Importe sein – und höhere CO_2-Emissionen.

Von Philip Plickert, London

Vor einem halben Jahrhundert begann in der britischen Nordsee die Ölförderung. In immer größeren Mengen sprudelte der Energierohstoff in den folgenden Jahren. Die zunehmenden Einnahmen beflügelten auch den Wirtschaftsboom der Thatcher-Zeit in den 1980er-Jahren. Aberdeen in Schottland stieg zur „Öl-Hauptstadt Europas“ auf. Zur Jahrtausendwende erreichte das Land den Höhepunkt der Förderung von Öl und Gas in der Nordsee. Seitdem sank die Produktionsmenge deutlich. Nun stellt die Labour-Regierung die Weichen für das endgültige Auslaufen der heimischen Öl- und Gasproduktion.

Der neue Energie- und Klimaminister Ed Miliband hat angekündigt, dass keine Bohrlizenzen zur Exploration neuer Felder mehr vergeben werden sollen. Großbritannien soll stattdessen eine „Supermacht für saubere Energie“ werden. Miliband befürwortet vor allem den starken Ausbau von Windenergiekapazitäten, auf See und an Land. Schon in der ersten Woche im Amt hat der Minister dazu erste Maßnahmen ergriffen, um neue Onshore-Windparks zu bauen. Fast ebenso schnell scheint Miliband in der Frage der Lizenzen für die Öl- und Gasindustrie die Ampel auf Rot zu stellen.

Zwar hat sein Ministerium einen Zeitungsbericht dementiert, wonach Miliband schon eingegriffen habe in die seit vorigem Herbst laufende 33. Vergaberunde für Öl- und Gaslizenzen und die Fachleute der Regulierungsbehörde NSTA angewiesen habe, die noch ausstehenden Anträge abzulehnen. Das könnte auch ein juristisches Risiko für den Minister werden und möglicherweise Prozesse und Schadenersatzklagen nach sich ziehen, denn normalerweise arbeitet die Behörde unabhängig, ohne politische Eingriffe.

Aber der Wille ist klar: Miliband will einen Stopp neuer Öl- und Gasexplorationslizenzen in der britischen Nordsee. Im Gegensatz dazu hat die konservative Vorgängerregierung das heimische Öl und Gas aus der Nordsee als bedeutend für die Versorgungssicherheit betont und wollte die fossile Energieförderung stärken, zuletzt mit der Versteigerungsrunde für mehr als hundert Lizenzen. Zwischen 40 und 50 Prozent des Öl- und Gasverbrauchs deckt Großbritannien derzeit noch mit heimischer Produktion. Zwei wichtige Gewerkschaften, Unite und GMB, sind empört über Milibands Pläne, weil sie den Abbau von Arbeitsplätzen, besonders in Schottland, fürchten. Sie haben im Wahlkampf eine gezielte Kampagne dagegen gestartet – allerdings konnten sie Miliband nicht umstimmen.

Es geht um keinen kleinen Wirtschaftsfaktor: Bis zu 200.000 Arbeitsplätze hängen direkt und indirekt von der Offshore-Industrie in der Nordsee ab, etwa die Hälfte davon in Schottland. Mehr als 20 Milliarden Pfund im Jahr trägt die Öl- und Gasproduktion zur Wirtschaftsleistung des Landes bei, schätzt der Branchenverband Offshore Energies UK. Das Bruttoinlandsprodukt von Großbritannien beträgt 2,5 Billionen Pfund.

Schon seit Jahren zeigt der Trend der britischen Öl- und Gasförderung indes nach unten. „Die Spitzenproduktion war um das Jahr 1999/2000 mit 4,5 Millionen Barrel am Tag, im vergangenen Jahr waren es durchschnittlich noch etwa 1,2 Millionen Barrel“, erklärt Paul de Leeuw, Wissenschaftler an der Robert-Gordon-Universität in Aberdeen, wo er das Energiewende-Institut leitet. Viele Öl- und Gasfelder sind jetzt schon alt und weitgehend erschöpft. Sie werden in absehbarer Zeit außer Betrieb gehen. Voriges Jahr gab es noch 283 aktive Felder. „Bis zum Jahr 2030 werden rund 180 davon ihre Produktion aufgrund des natürlichen Rückgangs eingestellt haben“, sagt David Whitehouse, Geschäftsführer von Offshore Energies UK.

Energiewissenschaftler de Leeuw schätzt, dass die tägliche Produktionsmenge bis 2030 auf 0,7 Millionen Barrel (Fass zu 159 Liter) sinken wird. „Es hängt am Vertrauen der Industrie, etwa was die künftige Besteuerung angeht. Wenn die Investoren ihr Kapital abziehen, dann kann die Förderung noch schneller sinken.“ Labour hat angekündigt, den Spitzensteuersatz von 75 auf 78 Prozent zu erhöhen. Einige Förderunternehmen wie Harbour Energy haben deshalb schon neue Investitionen in der britischen Nordsee gestoppt.

Das ist im Sinne von Aktivistengruppen wie „Just Stop Oil“. Im Labour-Lager gibt es indes auch kritische Stimmen. Sharon Graham, die Chefin der Gewerkschaft Unite, eines der Großspender der Partei, schimpfte während des zurückliegenden Wahlkampfs gegen die Pläne zum Lizenz-Aus: „Die Labour-Partei muss diese unverantwortliche Politik zurückziehen. Es gibt eindeutig keinen tragfähigen Plan für den Ersatz von Arbeitsplätzen in der Nordsee oder für die Energiesicherheit.“

Energieminister Miliband verspricht, dass neue Jobs für den Aufbau und die Wartung der Erneuerbare-Energien-Anlagen und den Ausbau des Stromnetzes die Verluste in der Ölbranche ausgleichen werden. Gegenwärtig arbeiten etwa 30.000 Menschen im Bereich der Offshore-Erneuerbaren, das liegt unter früher versprochenen Zahlen von Miliband. Die Labour-Regierung hat die Gründung eines Staatsunternehmens namens GB Energy angekündigt, das mit mehr als 8 Milliarden Pfund ausgestattet sein soll und die Energiewende mit Investitionen und Subventionen an den Privatsektor unterstützen soll. In sechs Jahren soll die ganze Stromerzeugung schon CO_2-frei sein. Ob das gelingt, ist ungewiss. Auch hinter das versprochene Job-Wunder setzen viele ein Fragezeichen. In der Vergangenheit war der Zuwachs an Arbeitsplätzen im Bereich der Erneuerbaren geringer als angekündigt.

Einige Kritiker monieren zudem, dass ein Abschied von der britischen Öl- und Gasproduktion dem Klima kaum helfe. Fällt die Produktion im Königreich, sei die Folge, dass es mehr importieren müsse. „Unser Verlust ist dann der Gewinn von Saudi-Arabien“, sagt der Energieökonom Andy Mayer vom wirtschaftsliberalen Institute of Economic Affairs in London. Letztlich könnte die Absage neuer heimischer Exploration, wenn sie die britische Produktion in der Nordsee stark drücke, sogar klimaschädlich sein. Denn der CO_2-Abdruck der Importe ist deutlich höher, vor allem bei Erdgas, das teils als Flüssiggas von weit her transportiert wird. Die Aufsichtsbehörde North Sea Transition Authority (NSTA) schätzt, dass importiertes LNG aus den USA etwa viermal so viel CO_2-Emissionen verursacht wie eigenes Nordsee-Erdgas.

„Am wenigsten CO_2-Emissionen verursacht Erdgas von den norwegischen Förderanlagen, da sie quasi vor unserer Haustür liegen und elektrifiziert sind, dann folgt Erdgas aus britischer Förderung. Den größten CO_2-Abdruck hat LNG, das über Tausende Kilometer aus den USA oder aus Qatar transportiert wird“, sagt Wissenschaftler Paul de Leeuw. Er warnt davor, die Nordsee-Industrie herunterzufahren, aber letztlich mehr Emissionen anderswo zu verursachen. „Damit ist dem Planeten bestimmt nicht geholfen.“

Ob die Strategie von Energieminister Miliband funktionieren werde, will er noch nicht beurteilen. Dafür sei es zu früh. „Es wird in jedem Fall eine sehr, sehr große Herausforderung“, sagt de Leeuw. „Wenn wir es als Nation schaffen, die Erneuerbaren so zu steigern, wenn wir das Stromnetz und die Speicherkapazitäten haben, wenn die Elektroautos kommen und Gasboiler ersetzt werden, dann können wir die Öl- und Gasindustrie aufgeben, weil wir eine Alternative haben. Das schlechteste Szenario wäre aber, dass die Erneuerbaren nicht ausreichen und wir die Öl- und Gasindustrie aufgegeben haben.“ Dann müsste Großbritannien mehr Öl und Gas importieren, und die Emissionen global wären sogar größer.

Die Stimmung in Schottland, wo die Industrie fast 100.000 Arbeitsplätze sichert, sei gespalten, sagt der Professor aus Aberdeen. „Ein große Gruppe in der Bevölkerung ist sehr besorgt und fürchtet um die Jobs in der Region, um die Energiesicherheit, da gibt es Ängste. Andere sagen, wir müssen den Wandel jetzt durchziehen. Der Ausgang ist unsicher.“

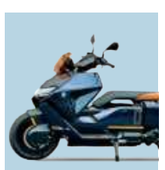
Lauterbach wehrt sich

itz. BERLIN. Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD) macht Ernst und geht vor der obersten juristischen Instanz gegen Gerichtsurteile zur Maskenbeschaffung in der frühen Corona-Phase unter seinem Amtsvorgänger Jens Spahn (CDU) vor. Nach Informationen der F.A.Z. hat ein Rechtsanwalt im Namen des Gesundheitsministeriums am Mittwoch vor dem Bundesgerichtshof in Karlsruhe eine Nichtzulassungsbeschwerde gegen ein Urteil des Oberlandesgerichts Köln vom 21. Juni eingelegt. Das Bundesgericht hat den Antrag vom Mittwoch am Freitag an die Kläger versandt. Das Schreiben liegt der F.A.Z. vor. Im Urteil vom 21. Juni war der Bund zu Millionenzahlungen an Maskenlieferanten im Open-House-Verfahren vom Frühjahr 2020 sowie zu hohen Zinszahlungen verurteilt worden. Am Freitag unterlag das Gesundheitsministerium vor demselben sechsten Senat in Köln in einer ähnlichen Angelegenheit ein weiteres Mal. Hier belaufen sich die dem Maskenlieferanten zugesprochenen Zahlungen einschließlich Zinsen auf rund 120 Millionen Euro.

Eigentlich hat das OLG in beiden Verfahren eine Revision nicht zugelassen. Doch über die Nichtzulassungsbeschwerde ruft Lauterbach jetzt die oberste und letzte Instanz an. Auf diese Weise könnten sich die Zahlungen verzögern oder die Urteile im weiteren Verfahren ganz als nichtig erklärt werden. Klägeranwälte vermuten, dass dadurch weitere Klagen abgeschreckt werden sollen oder dass den teilweise in Liquiditätsnöte geratenen Lieferanten die finanzielle Luft zum Durchhalten vor Gericht ausgehen könnte. Lauterbachs Haus hatte die Prüfung einer Nichtzulassungsbeschwerde stets angekündigt, auch für den zweiten Fall vom Freitag, den Antrag in Karlsruhe aber bisher nicht bestätigt. In dem Schreiben an den Bundesgerichtshof beantragt Lauterbachs Anwalt, die Revision im ersten Verfahren doch zuzulassen. Außerdem solle die Begründungsfrist für die Nichtzulassungsbeschwerde um zwei Monate verlängert werden. „Die Begründungsfrist reicht (...) für eine sorgfältige Bearbeitung und eine Abstimmung mit der Partei (dem Bund) nicht mehr aus“, schreibt der Jurist im Namen des Bundes. Eine „Verzögerung“ des Gesamtverfahrens durch eine Verlängerung der Begründungsfrist sei nicht zu erwarten.

Der Minister hatten den beabsichtigten Instanzenweg stets damit begründet, dass er den Schaden für den Steuerzahler möglichst gering halten wolle. Einen Vergleich oder die Annahme des Urteils ohne Rechtsmittel einzulegen, lehnt der Minister daher ab. Nach seinen Angaben sind noch etwa 100 Gerichtsverfahren zu den Maskenlieferungen anhängig, der Streitwert betrage 2,3 Milliarden Euro. Kritiker sehen eher die andere Gefahr: dass sich aufgrund der verlängerten Verfahren die Zinszahlungen noch deutlich erhöhen werden. Es ist davon die Rede, dass jedes Jahr 1 Milliarde Euro zusätzliche Kosten anfielen, sodass schon im kommenden Jahr mit bis zu 3,5 Milliarden Euro Schaden für die öffentliche Hand zu rechnen sei. Im jüngsten Urteil vom Freitag waren neben der vom Bund nachträglich an den Händler zu zahlenden Schadensumme von mehr als 80 Millionen Euro inzwischen Zinsen von mehr als 30 Millionen aufgelaufen.

Morgen in Technik und Motor



Neu aufgerollt
BMW wirft seine Elektrostrategie um: keine Motorräder mehr, nur noch Scooter und vielleicht sogar ein Comeback des Dachrollers.

Wie man sich brettet
Küchenbretter aus Papier und Harz sind nicht kaputt zu kriegen.

Der Fahrbericht: Tesla Model Y
Etwas abgeflacht, doch ein Tesla setzt noch immer Zeichen, weil er vieles anders macht.

Alte Liebe neu entfacht
Leica modernisiert seine D-Lux-Kamera, die Version 8 mit gekonntem Design.

Kleine Rente – große Zufriedenheit

Die Ersparnisse des früheren Buchhändlers Samy Wiltschek reichen nur bis zum 82. Geburtstag. Und dann?

laga. ULM. Bis zu seinem 82. Geburtstag reicht das Geld – vorausgesetzt, Samy Wiltschek bleibt gesund und von unvorhersehbaren finanziellen Belastungen verschont. Das hat sein Steuerberater ausgerechnet. Trotz dieser nicht ganz beruhigenden Aussichten wirkt der 65 Jahre alte Mann mit sportlicher Statur gelassen. In seinem kleinen Apartment, einem Atelier der ehemaligen Hochschule für Gestaltung in Ulm, sitzt er auf einem Ulmer Hocker, einem einfachen, robusten Schemel aus Holz. Dahinter sein Schreibtisch mit Blick ins Grüne. Einen Computer oder ein Handy sucht man dort vergebens, stattdessen findet man vor allem eines: viele Bücher. Diese haben Wiltschek sein Leben lang begleitet – privat, aber vor allem beruflich.

Nach seinem Abitur in Bad Saulgau, einem „richtig katholischen Kaff“, wie Wiltschek sagt, wollte er ursprünglich Lehrer werden. Für das Studium ging er nach Weingarten. Schon im dritten Semester hatte er ein Kind und war verheiratet. Doch zum Zeitpunkt seiner zweiten Staatsprüfung gab es keine Stellen. „Für mich war klar, dass ich keine Schwangerschaftsvertretung im Allgäu machen will.“ Also musste etwas anderes her. Lange überlegt hat er nicht. „Mein zweiter Traumberuf war immer Buchhändler.“ Schon als Kind habe er seine Ferien mit Lesen verbracht. „Ich saß im Schatten vor dem Haus und habe griechische Mythologie gelesen. Dann kam der Opa raus und konnte es nicht fassen“, sagt er und lacht herzlich, wie er es oft im Gespräch macht.

Nach seinem Studium hat er noch mal von vorn begonnen. Gemeinsam mit seiner Frau und seinem Sohn ist er nach Ulm gezogen und hat in der Kulturbuchhandlung Jastram eine Lehre zum Buchhändler absolviert. Dann ging alles ganz schnell. Kurz nach Abschluss der Lehre wanderte die Vorbesitzerin der Buchhandlung nach Norwegen aus – und Wiltschek hat kurzerhand die Buchhandlung übernommen. Mehr als 30 Jahre hat sich auf den 80 Quadratmetern im Zentrum Ulms sein Berufsleben um Bücher gedreht.

GUT GERÜSTET FÜR DIE RENTE?

Geld habe bei all seinen beruflichen Entscheidungen keine Rolle gespielt. „Über Geld haben wir uns keine Sorgen gemacht“, sagt er, „wir hatten eh keins.“ In die Rentenkasse habe er nur wenige Jahre eingezahlt, sein Geld floss vor allem auf das Tagesgeldkonto. Sein Steuerberater riet, er solle eine Lebensversicherung abschließen und sein Geld in nachhaltigen Fonds bei der Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken anlegen. Kurzzeitig seien Aktien für ihn infrage gekommen. Er habe dann aber gemerkt, dass das nichts für ihn war: ständig den Kurs zu checken, kaufen, verkaufen. „Wir haben unser Geld einfach immer superkonservativ angelegt.“

Sogar ein Grundstück konnte die Familie 1999 in Blaustein kaufen und ein kleines Holzhaus darauf bauen. Das Grundstück, „Traumlage, am Ende der Straße und nur Wiesen drum herum“, sei damals verlost worden – und seine Ex-Frau hatte Glück. Die Familie habe damals exakt so viel Geld gehabt, wie das Grundstück gekostet habe. „Wir haben dann gesagt, dass wir zur Not einen Wohnwagen draufstellen“, sagt Wiltschek. So weit ist es dann doch nicht gekommen. Gemeinsam mit einer Architektin haben er und seine Frau einen Finanzplan aufgestellt – und konnten schließlich ein kleines Holzhaus bauen. „Ich finde, das war schon eine Leistung, dass wir neben der kleinen Buchhandlung noch ein Haus finanzieren konnten.“

Wiltschek wirkt bescheiden; zufrieden, mit dem, was er hat. Er habe nie etwas anderes haben wollen als die kleine Buchhandlung an der Ecke. Bis auf drei große Reisen – Bali, Bolivien und New York City – habe er sparsam gelebt. „Ich muss mich aber nirgends einschränken. Ich brauche keinen Champagner, sondern bin auch ohne ganz glücklich und zufrieden.“ Er hat zwar ein altes Auto, nutze aber vor allem sein Fahrrad und sein Deutschlandticket. Sein Brot backt er schon seit Jahren selbst. Nicht aus Geiz, sondern weil es dann frischer als vom Bäcker ist. Beim Biostand auf dem Wochenmarkt kauft er die B-Ware. Nicht weil das Gemüse günstiger ist, sondern weil er nichts verkommen lassen will. Und trotzdem müsse er gerade bei kleinen Kosten wie dem Spotify-Abo oder den Internetkosten aufpassen, dass diese nicht explodieren.

Das Geld, ein niedriger sechsstelliger Betrag, das Wiltschek bei der Übergabe der Buchhandlung bekommen hat, kann er gut gebrauchen. Denn lediglich 280 Euro gesetzliche Rente wird Wiltschek vom 1. Januar 2025 an wegen seiner geringen Einzahlungen bekommen. Das Grundstück und das mittlerweile abbezahlte Haus gehören seiner Ex-Frau, von der er vor zwei Jahren geschieden wurde. Ungefähr 200.000 Euro Erspartes habe er auch noch. Für einen kleinen Nebenverdienst und um Struktur in seinen Alltag zu bringen, will er sich einen 520-Euro-Job suchen. Damit könne er dann schon mal seine Miete bezahlen. Den Sommer über wird er bei einer Freundin in einer Buchhandlung arbeiten, die er vor 30 Jahren in der Berufsschule kennengelernt hat. Das soll aber eine Ausnahme bleiben. „Ich will einen Job ohne Verantwortung haben, der nichts mit Büchern zu tun hat“, sagt Wiltschek.

Denn lesen will Wiltschek in Zukunft nicht mehr aus Zwang, sondern aus Spaß. Die Laufschuhe an seinen Füßen und das Rennrad an der Wand zeigen, dass Wiltschek nicht nur in seinen Büchern versinkt. Einmal in der Woche kocht er im Übernachtungswohnheim des Roten Kreuzes in Ulm. Er blickt positiv auf die Jahre, die vor ihm liegen. „Irgendwie werde ich schon zurechtkommen. Ein bisschen Sozialstaat haben wir in Deutschland ja noch, man landet hier nicht sofort auf der Straße.“ Und, auch wenn es ein doofer Spruch sei, wahr sei er trotzdem: „Solange ich gesund bin, ist alles okay.“

Samy Wiltschek Foto Michael Schulz

Die F.A.Z. porträtiert in loser Reihenfolge Menschen, die an der Schwelle zur Rente stehen. Wie stehen sie finanziell da? Und wie geht es für sie weiter?

Lob für die Türkei

Reuters. BERLIN. Die Ratingagentur Moody’s hat die Bonitätseinstufung der Türkei um zwei Noten von „B3“ auf „B1“ hochgestuft. In dem Land gebe es inzwischen Verbesserungen in der Regierungsführung und eine straffere Geldpolitik, teilte die Agentur am Freitag zur Begründung mit. Es werde zudem erwartet, dass der wirtschaftspolitische Kurs noch länger beibehalten werde. Den Ausblick für die Türkei behielt Moody’s mit „positiv“ bei. Mit dem neuen „B1“-Rating ist das Land nun im unteren Mittelfeld der bewerteten Länder angesiedelt. B1 zählt noch zum hochspekulativen Bereich des Anleihemarktes. Bessere Noten der Ratingagenturen signalisieren Investoren im Allgemeinen geringere Risiken und bedeuten für ein Land üblicherweise, dass es sich zu niedrigeren Kosten Geld leihen kann.

Mit Künstlicher Intelligenz den Menschen neu berechnen

Fabian Theis leitet das Computational Health Center am Helmholtz-Institut in München. Er will mit KI entschlüsseln, was in einzelnen Zellen vor sich geht, einen Zell-Atlas für den ganzen Körper aufbauen – und Biologie und Medizin revolutionieren.

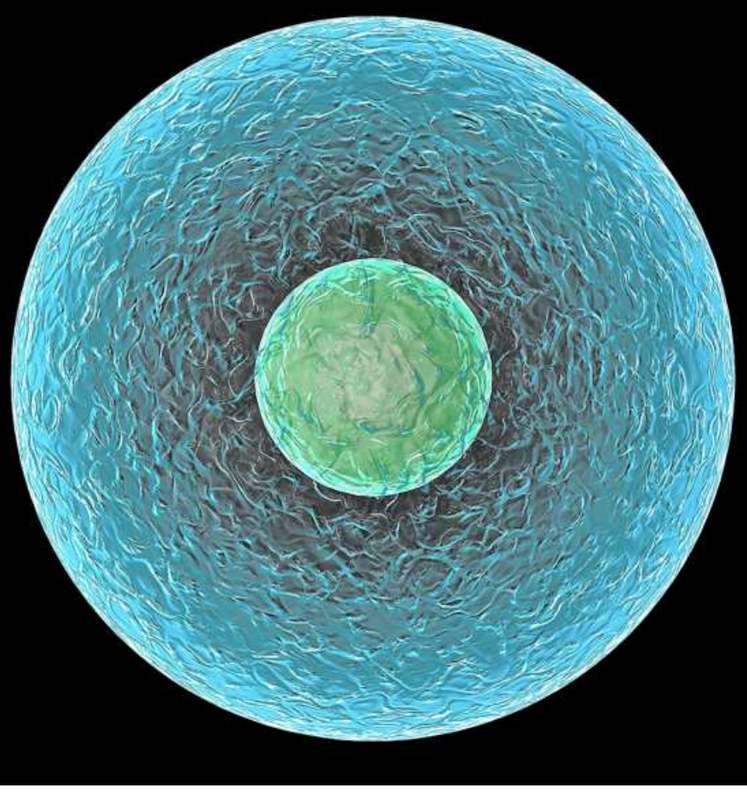


Foto Getty

Herr Professor Theis, Sie wollen den Menschen auf allerkleinster Ebene vermessen. Doch zunächst zu Ihnen: Sie haben Mathematik und Physik studiert, in Physik und Informatik promoviert und sind nun Professor für Computational Biology – worum geht es da eigentlich?
Wir versuchen mit Computermethoden, insbesondere natürlich mittels Künstlicher Intelligenz, zu verstehen, was in unseren Zellen genau geschieht, aber auch in Geweben und Organen, welche molekularen Prozesse dort ablaufen, wie der menschliche Körper funktioniert.

Mit welchem Ziel?
Wir wollen auf zellulärer Ebene verstehen, was Gesundheit ist und was Krankheit ist. Wir wollen einerseits beschreiben, was beide Zustände charakterisiert und was sich verändert, wenn der eine in den anderen übergeht. Und andererseits wollen wir lernen, wie wir darauf Einfluss nehmen können, neue Behandlungsmethoden entwickeln oder es gar nicht erst dazu kommen lassen, dass wir krank werden.

Wir reden hier auf dem Helmholtz-Campus in München miteinander. Wie groß ist Ihr Department inzwischen, um wie viele Fachleute geht es, wenn Sie von „wir“ sprechen?
Um ungefähr 400 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, um 40 bis 45 Professorinnen und Professoren sowie Gruppenleiter. Wir sind in den zurückliegenden zehn Jahren enorm gewachsen und haben im Bereich Datenanalyse und Modellierung eine ganz schöne Schlagkraft aufgebaut.

Auch in diesem Bereich ist die Hoffnung groß, durch Künstliche Intelligenz neue Durchbrüche zu erzielen, Erkenntnisgrenzen zu durchbrechen, die bislang unpassierbar schienen. Von was für einer KI reden wir da und wieso gerade jetzt?
Muster in Daten erkennen, Spezialfälle identifizieren – das ist das, was Biologen eigentlich schon immer machen. Und genau darum geht es im Maschinellen Lernen, das bekanntlich keine neue Disziplin ist, sondern ein Jahrzehnte alter Teilbereich der KI. Im Gegensatz zur Physik: Wenn ich einen Ball werfe, kann ich ziemlich genau ausrechnen, wo der landet, das lässt sich mathematisch einfach als Gesetzmäßigkeit formulieren. Für ein so komplexes System wie eine Zelle oder den menschlichen Körper insgesamt ist das leider nicht möglich, weil eben viele verschiedene Dinge miteinander interagieren. Wir mussten schon immer viel empirischer damit umgehen – und können nun auch die gegenwärtig angesagten KI-Methoden dafür einsetzen. Das ist das Attraktive an ihnen. Mathematik ist die Sprache der Physiker, die lernende KI könnte in diesem Sinne sozusagen die Sprache der Biologen werden.

Was können Sie mit KI denn heute messen, was vor zehn Jahren noch nicht möglich war?
Wir leben jetzt, wenn man so will, in

Fabian Theis Foto F.A.Z.

einem Zeitalter der Postgenomik. Erinnern Sie sich noch an das „Human Genome Project“?

Ja.
Das war ein echter „Game Changer“, als das menschliche Genom erstmals sequenziert wurde um die Jahrtausendwende. Das hatte beinahe 15 Jahre gedauert und mehrere Milliarden Dollar gekostet. Dieses zwei Meter lange Molekül zu beschreiben, das war ein Riesenaufwand. Mittlerweile geht das für ein paar 100 Dollar viel schneller, mit viel höherer Qualität. Jetzt haben wir also viele von diesen Sequenzen. Wir verfügen damit über reichhaltige Datenmengen, die „genomweit“ molekulare Prozesse abbilden und dieses auch unter zeitlichen Veränderungen wie Entwicklung oder Krankheit tun – daraus können wir mit den genannten KI-Technologien eine Menge machen.

Neue Muster und neue Funktionalitäten in einer Zelle erkennen, die bisher unbekannt waren zum Beispiel.
Genau. Beschreiben ist wie gesagt aber nur ein Bereich. Vor allem möchten wir künftig viel besser vorhersagen können, wie sich eine Zelle entwickelt. Wer so einen Prozess auf zellulärer Ebene beobachtet, kann sogleich fragen, was schiefgeht und wieso. Wieso verliert jemand Betazellen im Pankreas und bekommt dadurch gerade jetzt eine Typ-2-Diabetes? Eine der großen Pandemien in unserer Gesellschaft ist bekanntlich Diabetes – wenn wir dagegen mehr tun könnten, wäre das doch wunderbar.

In unserer DNA ist codiert, wie sich eine befruchtete Eizelle zu einem kompletten Menschen weiterentwickelt, darin ist der gesamte „Bauplan“ enthalten – auch für das Gehirn und die Intelligenz, die dann entsteht. Das ist ein wichtiger Unterschied zu den gängigen KI-Systemen, die ja erst konstruiert und dann angelernt werden müssen: Die Konstruktion ist bei uns Menschen schon mit einprogrammiert sozusagen.
Und das lernen wir nun immer besser zu verstehen. Erinnern Sie sich einmal daran, wie das mit der Biologie noch vor Jahrzehnten war, da haben wir Bilder angeguckt, Zellen unter dem Mikroskop angesehen, dann gewisse Farbstoffe injiziert, um vielleicht einige wenige Proteine zu markieren. Mit diesem Instrumentarium haben wir beispielsweise die Blutbildung verstanden oder zumindest beschrieben. In einer Zelle gibt es aber Tausende verschiedener Moleküle, die irgendetwas machen.

Und weil nicht nur die KI-Algorithmen inzwischen besser sind, sondern auch die Rechenleistung höher und mehr Daten verfügbar, können wir versuchen, auch solche komplexen Zusammenhänge aufzudecken?
Ja, da kommen mehrere parallele Entwicklungen zusammen. Heute ist das eben nicht mehr einfach in einem großen Excelsheet abbildbar. Für diese Transkriptome – so heißen die mRNA-Profile von Zellen, also die Moleküle, die aus den verschiedenen Genen auf der DNA abgelesen werden und damit beschreiben, was eine Zelle gerade macht –, die wir millionenfach verfügbar haben, braucht es eine andere Statistik. Und dann gibt es ja viele verschiedene Zellen: Blutzellen, Hautzellen, Hirnzellen und viele andere mehr, die wir jeweils für sich vermessen, aber auch in ihren Unterschieden.

Mit diesen Verfahren können Sie früher diagnostizieren, ob jemand Krebs hat – oder sogar vorhersagen, ob er in 20 oder 30 Jahren einmal Krebs bekommen wird?
Irgendwann vielleicht. Es ist aber etwas komplizierter: Wenn wir beschreiben, was da in einer Zelle oder mit vielen passiert, dann ist das meist etwas Kontinuierliches. Da ist jemand nicht von einem auf den anderen Tag krank. Es gibt verschiedene Stadien und Übergänge. Aber wenn wir wirklich vermessen, wie sich Zellen währenddessen verändern, dann können wir das irgendwann. Wir beschäftigen uns hier auch tatsächlich mit Krebs. Aber noch mehr mit metabolischen Erkrankungen, zum Beispiel mit Stoffwechselerkrankungen wie Diabetes, worüber wir vorhin sprachen.

Noch einmal nachgefragt: Da kann der Kinderarzt dann künftig in einer frühen Standarduntersuchung schon sagen, ob ein Kind betroffen sein wird oder nicht?
Da würde man nicht eine Einzelzelluntersuchung machen, sondern eine DNA-Sequenzierung, und dann ist das genetische Risiko messbar, das zentral für Typ-1-Diabetes ist.

Sie arbeiten auch an einem Zell-Atlas für den menschlichen Körper, was steckt dahinter?
Das ist so etwas wie der geistige Nachfolger des Human Genom Projects. Wir wollen im Prinzip irgendwann einmal den kompletten Menschen mit allen seinen Organen auf zellulärer Ebene kartiert haben. Insgesamt arbeiten daran mehr als 1000 Labore aus der ganzen Welt, das ist wirklich ein Riesending. Wir wollen alle Zellen, alle Zelltypen in allen Organen beschreiben. Das wäre quasi eine Art Periodensystem für den Körper – so wie das echte Periodensystem eben alle Elemente enthält. Für die Lunge haben wir das mit dem „Human Lung Cell Atlas“ auf den Weg gebracht und hoffen, damit gesunde von kranken Lungen schneller unterscheiden zu können.

Sehr futuristisch gesagt: Damit könnte man irgendwann in Echtzeit genau vermessen, wie ein Mensch sich entwickelt, Fitnesstracker auf Steroiden. Sollen wir uns darauf freuen oder eher Angst haben?
Ich hoffe, wir können uns darauf freuen. Unser ganzes Leben passiert in den Zellen. Sie sind so etwas wie die Einheit des Lebens, und wenn wir sie beschreiben können, ist klar, welches Potential das hat.

Bis basierend darauf Medikamente entwickelt werden in der Breite, dauert es aber noch oder?
Es gibt eine ganze Reihe von Start-ups, die da dran sind, aber auch fast jedes Pharmaunternehmen, das „State of the Art“ bleiben will, betreibt Labore in dieser Richtung. Das ist die Zukunft.

Von was für einer KI reden wir eigentlich in Ihrem Bereich? Seit jeher gibt es verschiedene KI-Ansätze, solche, die auf dem Lernen basieren, und solche, die auf vorgegebenem Wissen fußen. Populär wurde die Technologie im Prinzip durch Sprachsysteme wie ChatGPT.
Zunächst haben wir das mit Klassifikationsalgorithmen gemacht, das war die bewährte KI-Methode zum Vorhersagen. Jetzt wird generative KI immer populärer. Krankheitsklassifikation ging mit den herkömmlichen Lernalgorithmen. Nun benutzen wir die generative KI, mit der wir versuchen, die Wirkweise eines Medikaments in einem ganz anderen Zelltyp zu „generieren“, also vorherzusagen, oder in einem anderen Menschen, denn wir Menschen sind ja alle verschieden, obwohl wir die üblichen Organe und Gliedmaßen haben und so weiter. Die Zukunft der Medizin ist nicht nur datenbasiert, sondern personalisiert – und dafür ist die gegenwärtig so angesagte Künstliche Intelligenz nötig.

Die erforderliche Rechenleistung dafür habt ihr selbst oder müsst ihr die einkaufen?
Wir haben viel in Rechenleistung investiert und haben gerade den größten GPU-Rechner in München. Aber wir müssen klar sagen: Die großen Sprachmodelle sind noch einmal eine ganz andere Kategorie, wenn es um Daten und den für das Training und das Vorhersagen nötigen Strom geht.

Sind die Deutschen eigentlich zu ängstlich, wenn es darum geht, Gesundheitsdaten zu teilen?
Ich glaube, dass das häufig nur ein Vorwand ist. Sind wir wirklich zu vorsichtig – oder sind wir einfach noch nicht richtig gut digitalisiert auch aufgrund von einer Reihe von politischen Prozessen, die wir schneller machen müssten? In skandinavischen Ländern kann ich einfach eine App verwenden, in der ersichtlich ist, wann ich zuletzt beim Arzt war und was der gemessen hat. Und dann kann ich diese Daten teilen. So wie ich jederzeit den Kontostand auf meinem Bankkonto und aktuelle Transaktionen verfolgen kann.

Bislang haben wir viel darüber gesprochen, ob und wie Krankheiten früher festgestellt oder besser behandelt werden können. Eine andere Anwendung, für die viele gesunde Menschen vielleicht viel Geld zahlen würden, wäre doch, wenn sie diese Erkenntnisse nutzen könnten, um ihre Fitness zu steigern, ihr Muskelkraft, ihre Lebenserwartung, ihre Intelligenz. Was halten Sie davon?
Die Nachfrage ist definitiv da. Hier in Deutschland hört sich so etwas immer utopisch an, an der amerikanischen Westküste überhaupt nicht. Elon Musk baut mit seiner Unternehmung Neuralink an Gehirn-Computer-Schnittstellen. Und wir reden gerade eben über Gentherapie oder die Möglichkeit, zelluläre Prozesse zu manipulieren auch für Fälle, in denen es nicht um Krankheiten geht. An der Westküste ist viel Geld vorhanden, dort sitzen Milliardäre, die älter werden oder den Alterungsprozess aufhalten wollen. Das ist eine legitime und meiner Meinung nach spannende Fragestellung – mit einer Reihe von ethischen Problemen natürlich. Ich bin dennoch optimistisch.

Ist der Standort Deutschland gut genug?
Nicht nur genug, also gerade München ist ein wirklich toller Standort: Gute Forschung, gute Finanzierungen, international, weltoffen. Wir haben sehr gute Kliniken, sehr gute Universitäten, sehr gute Studenten.

Und wenn es um die Kommerzialisierung der Forschung geht? Sind die Unternehmen mutig genug in Deutschland?
Da müssen wir besser werden. Ich habe von der Digitalisierung schon gesprochen. Der Zugriff auf Daten, die dann auch lokal sind, der muss und wird besser werden.

Das Gespräch führte **Alexander Armbruster.**

Mit KI effektiv Fremdsprachen für den Urlaub lernen

Von Nina Müller

Wer eine Fremdsprache lernt, ist so lange selbstsicher, bis die erste Rückfrage kommt. Auf den einstudierten Satz „Un café con leche, por favor“ will der Kellner in Madrid plötzlich wissen, ob noch Zucker in den Kaffee soll und ob mit Karte oder bar bezahlt wird. Das Pauken mit Lehrbüchern und Apps wie Duolingo oder Babbel bereitet nur bedingt auf echte Gespräche vor. Während der Kopf voller Grammatik und Vokabeln schwirrt, hapert es oft bei der Anwendung. Künstliche Intelligenz kann dabei helfen, das Lernen zu optimieren und sich besser auf echte Gespräche vorzubereiten.

Großen Sprachmodellen wie dem hinter ChatGPT stehenden KI-System GPT-4o wurde während des Trainings Textmaterial in verschiedenen Sprachen einverleibt. ChatGPT behauptet, 25 Sprachen zu sprechen. Neben Englisch und Deutsch sind das zum Beispiel Französisch, Spanisch, Arabisch oder Mandarin. In der Praxis beherrscht der Bot wesentlich mehr Sprachen – jedoch sinkt die Genauigkeit der Ergebnisse, je weniger Trainingsmaterial in der jeweiligen Sprache verfügbar war. Wie lange ein Mensch braucht, um eine Sprache zu lernen, hängt vom Vorwissen und der persönlichen Motivation ab. Um das erste Sprachniveau A1 in Deutsch zu erreichen, empfiehlt das Goethe-Institut etwa 75 Unterrichtseinheiten à 45 Minuten, was mehr als 56 Stunden entspricht. Die App Babbel geht pro Sprache von einer Lernzeit zwischen 60 und 150 Stunden für das erste Niveau aus – in dem man übrigens noch weit entfernt davon ist, echte Konversationen zu führen.

Bots wie ChatGPT, Claude.ai oder Google Gemini können wunderbar Grammatikregeln erklären und erlauben so viele Nachfragen wie nötig, ganz ohne Augenverdrehen. Auch Dialoge in anderen Sprachen lassen sich im Chatfenster führen. Darüber hinaus können die Chatbots Übungsaufgaben wie aus einem Lehrbuch generieren und direktes Feedback geben. „Gib mir einen einfachen Text auf Spanisch und stelle mir fünf inhaltliche Fragen, die ich beantworten muss.“ Schon rattert es bei ChatGPT, und heraus kommt ein typischer Text wie frisch aus dem Spanischbuch.

Wichtig ist, vorher zu definieren, wo das eigene Sprachniveau liegt. Es bietet sich an, einen eigenen Lernplan zusammenstellen zu lassen. Dazu sind Angaben über das Vorwissen und die eigenen Lernziele nötig. Ein entsprechender Prompt könnte so aussehen: „Du bist mein Sprachlehrer und hilfst mir dabei, Spanisch zu lernen. Ich habe zu Schulzeiten ein bisschen Spanisch gelernt und kenne die Grundlagen. Ich befinde mich etwa auf dem Niveau A1 und möchte in den kommenden drei Monaten das Sprachniveau A2 erreichen. Bitte erstelle mir einen detaillierten Lernplan für jede Woche. Der Lernplan sollte Grammatik, Themen für Vokabeln und Übungseinheiten für das Lesen, Sprechen und Schreiben beinhalten.“

Als Antwort liefert ChatGPT einen strukturierten Lernplan, der genau enthält, welche Grammatik, welche Vokabeln und welche Übungen in jeder Woche absolviert werden können. Der Plan lässt sich auf Befehl auch in eine Exceltabelle formatieren und herunterladen. Jede Woche können dann die gewünschten Erklärungen und Übungsaufgaben von ChatGPT eingefordert werden, zum Beispiel: „Gib mir 25 Vokabeln auf Spanisch zum Thema Abendessen mit deutscher Übersetzung.“ Verglichen mit Google Gemini und Claude.ai erstellt ChatGPT in der frei verfügbaren Version GPT-4o mit den wenigsten Anweisungen den ausführlichsten Lehrplan für die Sprache Spanisch.

Um nicht von ungeahnten Rückfragen überrascht zu werden, hilft es, Konversationen zu üben. Die mobile App von ChatGPT erlaubt, per Spracheingabe mit ChatGPT zu sprechen – allerdings noch mit starker Verzögerung. Im Mai stellte Open AI das aktuelle Sprachmodell GPT-4o und ein zukünftiges Feature vor, mit dem es möglich sein soll, Gespräche in Echtzeit zu führen. Einen Zeitpunkt, wann die Funktion in Europa verfügbar sein wird, gab das Unternehmen nicht an.

Mittlerweile gibt es verschiedene KI-Tools, die auf Sprechübungen beim Sprachenlernen spezialisiert sind. Dienste wie Talkpal und Gliglish haben in der kostenlosen Version ein Tageslimit von zehn Minuten. Unter Lernwilligen hat sich auch das Schweizer Start-up Univerbal etabliert, das über eine App KI-Sprachtutoren anbietet.

Univerbals KI-Tutor fragt während der Anmeldung nach den eigenen Interessen, um die Gespräche interessant zu halten. Nach einem ersten Einstufungsgespräch kann losgelegt werden. Es lassen sich bestimmte Situationen definieren, die geübt werden sollen, zum Beispiel: einen Kaffee in Madrid zu bestellen. Typische Fragen, nach Milch, Zucker und wie bezahlt werden soll, werden im Laufe des Gesprächs abgefragt. Mit einem Echtzeitgespräch ist das nicht zu vergleichen, bereitet aber auf beliebig viele Gesprächssituationen vor. Außerdem erhält man unmittelbares Feedback. Nach einer einwöchigen Testphase kostet die App je nach Laufzeit des Abonnements zwischen zehn und 20 Euro im Monat.

Das Wissen von Univerbal ist auf 22 Sprachen beschränkt. KI-Chatbots wie ChatGPT, Google Gemini oder Claude.ai können deutlich mehr Sprachen verstehen. Künstliche Intelligenz scheitert noch bei weniger verbreiteten Sprachen. Albanisch zum Beispiel beherrscht ChatGPT in der Schriftsprache einigermaßen, per Spracheingabe funktioniert dies schlicht und ergreifend nicht. Selbst der Übersetzungsdienst DeepL bietet Albanisch nicht als Sprache an. Lernwillige müssen also auf altbewährte Mittel zurückgreifen.

Egal um welche Sprache es geht: Die Grammatik und Aussprache zusammen mit einem Muttersprachler durchzugehen ist empfehlenswert. Und gerade zu Beginn ist ein echter Sprachkurs wertvoll, um die nötige Basis zu schaffen. Denn eine Garantie auf Richtigkeit gibt die KI nicht. Nichtsdestotrotz erleichtert sie das Sprachenlernen ungemein – und liefert die nötige Abwechslung, die dem staubigen Lehrbuch fehlt.

Am Mittwoch in
D:ECONOMY
Nachfrage nach Experten für generative KI schnellt hoch
KI-Nutzung in deutschen Unternehmen verdoppelt sich
Bundeshaushalt: Digitale Gewinner und Verlierer
faz.net/pro/d-economy

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER

Aushalten können, die Bösen zu sein

Zu dem Beitrag „Da weiß ja der Goldhamster mehr“ (F.A.Z. vom 18. Juli): Prüfungssituationen, wie sie Herr Black beschreibt, habe ich als Lehrerin am Gymnasium in den letzten Jahren einige erlebt: Ein Schüler oder eine Schülerin kommt schlecht oder gar nicht vorbereitet in die Prüfung, beherrscht nicht einmal den Mittelstufenstoff, scheitert an den einfachsten Fragen, und das Urteil des Prüfers lautet „ausreichend“, manchmal sogar „befriedigend“. Wir haben eine Notenskala von eins bis sechs beziehungsweise in der Oberstufe von null Punkten („ungenügend“) bis 15 Punkten („sehr gut“). Die Entwicklung geht aber immer weiter dahin, dass Lehrkräfte, die es wagen, Noten unterhalb von 5 Punkten („ausreichend“) zu geben, unter Druck gesetzt werden. Es wird ihnen unterstellt, kein Verständnis für die Lernenden zu haben.

So wird hier darauf hingewiesen, wie gern die Schülerin ein Sportstudium beginnen möchte. Wer sie also schlechter als „ausreichend“ bewertet – ungeachtet der gezeigten Leistung –, gönnt dem Mädchen offensichtlich nicht, seinen Traum zu verwirklichen. Herr Black bewertet also die geschilderte mangelhafte Leistung als „ausreichend“ und erwartet von der Protokollantin, dass diese sich kein eigenes Urteil bildet, sondern aufgrund eines ungeschriebenen Gesetzes seinem unangemessenen Notenvorschlag folgt. Allerdings scheint auch die Protokollantin die Leistung als mangelhaft zu bewerten. Weder der Vorsitzende noch die Protokollantin der Prüfung missbrauchen hier ihre Macht. Sie nehmen ihren Job ernst und erwarten in einer Prüfung zur Allgemeinen Hochschulreife ein gewisses Niveau. Beide haben auch ein Recht darauf, dass die Verschwiegenheitsverpflichtung von allen Mitgliedern des Prüfungsausschusses gewahrt wird.

Wenn die Gesellschaft möchte, dass jeder und jede ein Zeugnis der Allgemeinen Hochschulreife bekommt, wenn sie es sich nur ganz doll wünschen, dann sollte man das Schulsystem entsprechend anpassen: Geben wir doch allen Menschen nach der achten Klasse die Erlaubnis, jede Ausbildung zu machen, die sie sich wünschen. Denn die beschriebene Prüfungsleistung wäre so auch schon nach Klasse acht möglich.

Ich finde es zunehmend frustrierend, dass wir eine ganze Generation von Schülern dazu erziehen, ihr Potential nicht auszuschöpfen, weil „gute Lehrer“, wie Herr Black, sie schon durchs Abitur tragen und dafür sorgen, dass Kollegen, die es wagen, Leistung realistisch zu bewerten oder ein gewisses Niveau in Abiturprüfungen zu erwarten, öffentlich an den Pranger gestellt und psychisch unter Druck gesetzt werden. Schüler des nächsten Abiturjahrgangs, die in solchen Prüfungen als Gäste sitzen, wissen, wie tief die Latte für ein „ausreichend“ inzwischen hängt. Ein gutes Pferd springt nicht höher, als es muss. Das Niveau in den Abiturprüfungen sinkt ins Bodenlose. Aber niemand möchte, wie hier der Vorsitzende und die Protokollantin, öffentlich an den Pranger gestellt werden. Niemand möchte sich als schülerfeindlich beschimpfen lassen. Das lastet schwer auf einem.

Meiner Meinung nach hat nur Herr Black seine Macht missbraucht, indem er eine mangelhafte Leistung als „befriedigend“ benotet hat und entgegen der Verschwiegenheitsverpflichtung öffentlich über Kollegen herzieht. In die Abiturnote gehen sehr viele Leistungen ein. Wer gern studieren möchte und Schwierigkeiten in Englisch hat, kann über zwei Jahre durch Fleiß und Einsatz genügend Punkte sammeln, um trotz einer mangelhaften Englischprüfung die eigenen Ziele zu erreichen. Herr Black muss nicht mehr verantworten, wenn seine Schülerin an der Hochschule scheitert. Er ist durch Netflix-Serien im Unterricht und super Noten bestimmt ganz oben auf der Liste der Lieblingslehrer. Was will man mehr?

Wir können uns alle das Lehrerleben so einfach machen und die Schülerinnen und Schüler durch das Abitur winken, ihnen „Grammatikpauken“ und Matheüben ersparen. Wenn dann bei einer Prüfung über die politische Lage der USA die Schülerin keine Ahnung hat, wo Washington D.C. liegt: Wen kümmert’s? Braucht man nicht im Sportstudium. Welchen Wert hat aber dann die Allgemeine Hochschulreife noch? Ist es so falsch, von Schülerinnen und Schülern Wissen und Leistung einzufordern? Profitieren sie nicht im späteren Leben, wenn sie in der Schule nicht mit allem durchgekommen sind und gelernt haben, sich anzustrengen?

Ich denke, dass wir den Schülerinnen und Schülern mit der von Herrn Black vertretenen Einstellung auf lange Sicht mehr schaden als helfen. Wir müssen sie ans Lernen und Arbeiten heranführen und sie dadurch durch die Prüfungen bringen. Und wir müssen es auch aushalten können, die „Bösen“ zu sein, wenn wir einem Schüler oder einer Schülerin mal sagen müssen, dass eine Leistung nicht ausreichend war.

KATJA SÖRENSEN, OBERSTUDIENRÄTIN, KREMPE

Er schadet seinem Berufsstand

Zu dem Beitrag „Da weiß ja der Goldhamster mehr“ von Uli Black in der F.A.Z. vom 18. Juli: Wie Black hier mit seinen offenkundigen Pflichtverletzungen kokettiert und so seinem Berufsstand schadet, lässt mich ratlos zurück.

Die Gleichbehandlung aller Abiturienten missachtend, teilt er vorab einer Schülerin mit, er werde sich für eine Aufgabe einsetzen, die individuell für sie geeignet sei. Er geht zudem ganz selbstverständlich davon aus, dass die Protokollantin ihrer Aufgabe, die Prüfung eigenständig zu bewerten, nicht nachkommt. Vielmehr erwartet er von ihr, dass sie ungeachtet der in der Prüfung erbrachten Leistung seinen Notenvorschlag unterstützt, denn er selbst habe es als Protokollant auch immer so gehandhabt. Er gibt offen zu, dass er eine falsche Note geben will, nämlich eine Punktzahl, die gar nicht der gezeigten Leistung entspricht. Abschließend erreicht er durch einen Trick, dass diese unangemessene Note auch gegeben wird. Nicht der Vorsitzende hat hier seine Macht „überzogen“, wie der Autor beklagt, sondern er selbst.

CHRISTIAN MÜNCHEBERG, NEU-ULM

Mündliche Prüfungen helfen Schülern

Zu „Da weiß ja der Goldhamster mehr“ (F.A.Z. vom 18. Juli): Eigentlich bin ich inzwischen so alt, dass ich mir Leserbriefe verboten habe. Als ehemaliger Englischlehrer möchte ich ein kurzes Wort zur Rettung meiner Zunft sagen. Der Autor Uli Black hat einen Roman von kafkaeskem Charakter geschrieben; in dieses Genre gehört auch seine Darstellung einer mündlichen Prüfung in seinem Artikel. Herr Black möchte sich vielleicht bei einigen Eltern einschmeicheln, die die Geschichte „Abi wegen eines Punktes nicht bestanden“ gern hören (bitte schön, wie viele Abis werden wegen eines einzigen Punktes nicht bestanden?). Meine jahrzehntelangen Erfahrungen und die der meisten Kollegen sind sicher anders: Die mündlichen Prüfungen habe ich immer als wohlwollend-objektiv erlebt. Oft – wie auch im Artikel – helfen sie Schülern, die im Schriftlichen nicht so gut sind.

DR. HELMUT SCHNITTER, HANNOVER

Schulabschlüsse nicht vergleichbar

Zu „Da weiß ja der Goldhamster mehr“ von Uli Black (F.A.Z., „Bildungswelten“ vom 18. Juli): Vielen Dank für diesen großartigen und sehr aufschlussreichen Beitrag zur Abiturprüfung. Mit Kollegen wie ihm hätte ich gern zusammengearbeitet. Der Prüfungsvorsitzende und die Protokollantin sollten dagegen einmal ihre Berufswahl überdenken. Das beschriebene Problem wäre allerdings im benachbarten Bundesland Rheinland-Pfalz nicht aufgetreten, da dort die den Prüflingen vorgelegten Texte und Materialien von den prüfenden Kollegen ausgewählt werden. So viel zum Thema „Vergleichbarkeit der Schulabschlüsse“.

DR. ERNST SCHMITT (PENSIONIERTER SCHULLEITER), KELKHEIM

Bei I beginnend

Zu dem Leserbrief „Was die korrekte Anrede wäre“ von Brigitte Diefenbacher (F.A.Z. vom 9. Juli): Als ehemaliger Protokollchefin sollte es der Leserin bekannt sein, dass alle männlichen Mitglieder der früher einmal regierenden Fürstenhäuser Reuß den Vornamen Heinrich tragen und sich deshalb zur Unterscheidung jeweils zur Jahrhundertwende bei I beginnend römisch durchnummerieren. Insofern ist die Nummer hinter dem Namen schlicht zur Unterscheidung erforderlich und kein Zeichen eines Adelsprivilegs. Ob im Übrigen die vorgeschlagene Anrede „Herr Prinz Reuß“ mit dem eigenen Sprachgefühl vereinbar ist, muss jeder für sich entscheiden. Ich hätte Zweifel.

DR. HANS-JÖRG VOLKMANN, BERLIN

Die Sorgen der Luftfahrtindustrie

Die Nachfrage nach Flugzeugen steigt – doch Lieferengpässe und geopolitische Spannungen treiben die Branche um.

Von Philip Plickert, London, und Niklas Zaboji, Paris

Vor Beginn der Luftfahrtmesse Farnborough hat der amerikanische Flugzeughersteller Boeing seine neue Langfristprognose zur Nachfrage an Flugzeugen veröffentlicht. Demnach werden in den kommenden zwei Jahrzehnten global fast 44.000 neue Flugzeuge benötigt – 3 Prozent mehr als in der Prognose des Vorjahres erwartet. Damit werde sich die Zahl der eingesetzten Passagier- und Frachtmaschinen bis 2043 nahezu verdoppeln, rechnet der angeschlagene US-Flugzeugkonzern und Airbus-Konkurrent. Reisen hätten für Menschen einen noch höheren Stellenwert als vor der Corona-Pandemie, sagte Boeing-Manager Darren Hulst. Zudem gibt es einen Nachfragestau, da die Flugzeughersteller alte Maschinen wegen Lieferengpässen langsamer als üblich ersetzen können. Die Flotten der Fluglinien seien im Durchschnitt etwa ein bis eineinhalb Jahre älter als vor Corona.

Auf der Farnborough International Airshow südwestlich von London wird die Branche in dieser Woche sich treffen und die wichtigsten Trends besprechen, neue Modelle und Entwicklungen zeigen und Herausforderungen diskutieren. Es werden 75.000 Gäste erwartet. Mit 1200 Ausstellern dürfte die Messe dieses Jahr deutlich kleiner ausfallen als vor zwei Jahren, als die Farnborough Airshow nach der Corona-Zwangspause erstmals wieder ihre Tore öffnete und 1500 Aussteller in die Grafschaft Hampshire drängten. Wie immer seit Beginn der Luftfahrtmesse 1948 werden diverse zivile und militärische Flugzeuge abheben und die Besucher mit Liveshows erfreuen, etwa die „Red Arrows“, das Kunstflugteam der britischen Luftwaffe Royal Air Force, oder der Tarnkappenbomber F35 von Lockheed Martin.

Traditionell haben die „Großen Drei“ der zivilen Flugzeugbranche – der Airbus-Konzern aus Europa, US-Konkurrent Boeing und der kleinere Hersteller Embraer aus Brasilien – auf der Messe eine mächtige Präsenz und zeigen zahlreiche Maschinen. Boeing wird allerdings weder sein neues Modell Boeing 777X noch die Max 7 oder Max 10 in Farnborough ausstellen. Angesichts der Horrormeldungen von Boeing, besonders mit dem Vorfall mit der Alaska Air 737 Max Anfang 2024, der während des Fluges ein Teil aus dem Rumpf abbrach, dürfte die Präsenz des Flugzeugbauers aus Seattle etwas gedämpft sein. Das Unternehmen konzentriere sich auf die Umsetzung seines Sicherheits- und Qualitätsplans, sagte Brendan Nelson, Präsident von Boeing Global.

Ein bekanntes Ritual auf den Luftfahrtmessen sind die öffentlich verkündeten neuen Flugzeugbestellungen durch Airlines und Leasingfirmen. Laut Prognose von Stuart Hatcher, Chefökonom der Analystenfirma IBA, dürfte es in Farnborough diesmal Bestellungen, Absichtserklärungen und Optionen für etwa 1100 Flugzeuge geben. Der größte Auftrag komme wohl von Turkish Airlines, die ihre Flotte noch stärker ausbauen wolle. Erwartet wird, dass die Fluglinie 150 Boeing-Max-Maschinen und 75 vom Typ 787 ordern wird. Andere große Käufer sitzen im Nahen Osten. Qatar Airlines und Emirates dürften wieder neue größere Order bei Airbus platzieren. Airbus hat auf dem globalen Markt für Zivilflugzeuge insgesamt die Nase deutlich vorn, der Vorsprung wächst und wächst: Konnte Boeing seit Jahresbeginn 115 Neuaufträge abzüglich Stornierungen an Land ziehen, kamen die Europäer mit 310 auf fast dreimal so viele. Schon im vergangenen Jahr hat Airbus das Rennen mit 2094 zu 1314 Nettobestellungen klar für sich entschieden. Airbus profitiert dabei vor allem von der großen Beliebtheit seines Mittelstreckenbestsellers A321neo.

Rund 8600 Bestellungen stehen inzwischen im Auftragsbuch von Airbus. Das sind deutlich mehr als die 6300 bei Boeing. Doch diese Zahlen sind genauso wie die jüngsten Neubestellungen kurzfristig bedeutungslos. Das viel wichtigere Thema für die Hersteller ist derzeit, wie sie die Produktion hochfahren können, um die Aufträge abzuarbeiten. Daran hapert es sowohl bei Boeing als auch bei Airbus, und zwar gewaltig. Die Hersteller leiden immer noch unter Corona-Nachwehen. Viele Lieferketten im Flugzeugbau sind auch zwei Jahre nach Ende der Pandemie zerrüttet. Mal fehlen einfache Kabinenprodukte, mal Elektronikkomponenten, mal ganze Triebwerke. Vor allem in den USA rächt sich, dass die Industrie im Jahr 2020 in Massen qualifiziertes Personal entlassen hat, das nur teilweise zurückgekommen ist und im Produktionshochlauf fehlt. Da Boeing und Airbus mitunter die gleichen Zulieferer haben, sind sie beide betroffen.

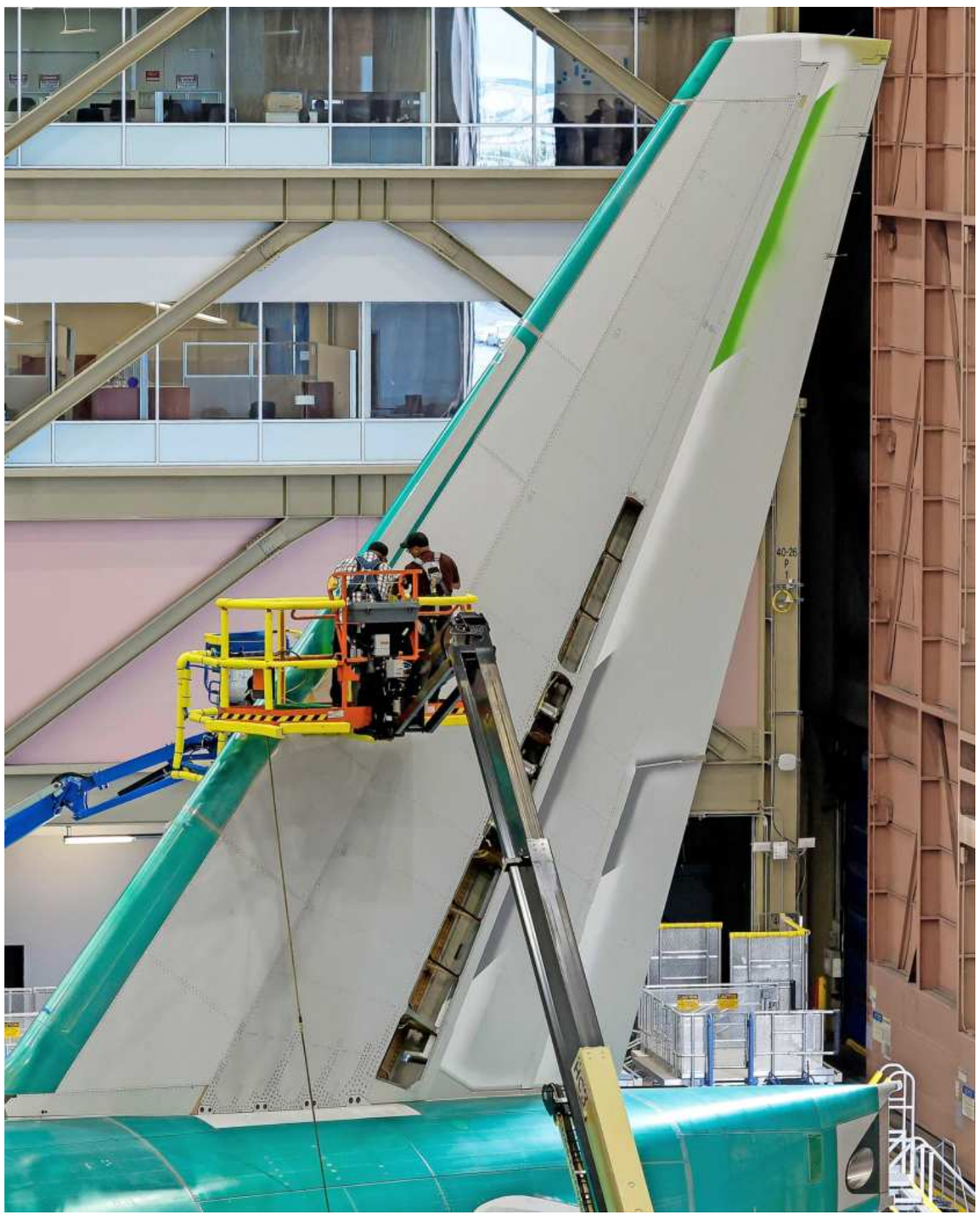
Die jüngsten Boeing-Probleme haben die Situation zusätzlich verkompliziert. Sie bringen „einige Zulieferer in finanzielle Schwierigkeiten, was mir große Sorgen bereitet“, sagte Airbus-Vorstandschef Guillaume Faury unlängst der F.A.Z. Das treffe die ganze Industrie und sei „ein Risiko für unseren Produktionshochlauf“. Langfristig mache ein schwacher Wettbewerb Airbus vielleicht stärker, kurzfristig gelte das aber „überhaupt nicht“, so Faury. Zumal sich nun auch für den chinesischen Hersteller Comac „viel bessere Möglichkeiten bieten“, in den Markt für Mittelstreckenjets vorzustoßen.

Ende Juni musste Airbus sodann eingestehen, dass wegen der Lieferkettenprobleme das Jahresziel nicht mehr zu halten sei. Statt rund 800 peilt der Konzern nun nur noch die Übergabe von 770 Maschinen an Fluggesellschaften an. Und es können noch mehr Verzögerungen in der Lieferkette drohen. Airbus wurde von der Börse heftig abgestraft, der Aktienkurs notiert aktuell fast 25 Prozent niedriger als Ende März.

In Farnborough werden traditionell auch viele militärische Luft- und Raumfahrtprodukte präsentiert. Im dritten Jahr des Ukrainekriegs drehen sich viele Gespräche um die geopolitischen Gefahren. Auch die Zukunft des westlichen Verteidigungsbündnisses NATO ist ein Thema, die mögliche Wiederwahl von Donald Trump ins Weiße Haus heizt die Gespräche an, sagte Eric Fanning, Geschäftsführer des Branchenforums Aerospace Industries Association.

Russische Aussteller unterliegen seit Beginn des Ukrainekriegs Sanktionen und sind nicht mehr in Farnborough zugelassen. China wird wie vor zwei Jahren mit einem Stand vertreten sein. Unklar ist, ob sie dort auch militärische Produkte zeigen. China macht derzeit mit seiner Zivilmaschine Comac 919 von sich reden, die bei der Singapore Airshow ihr Debüt hatte. Bislang ist es Comac aber noch nicht gelungen, sein C919-Modell im Westen zertifiziert zu bekommen.

In der Militärbranche werden die Entwicklung neuer Waffensysteme, Drohnen und Europas Bemühungen um eine neue Generation von Kampfflugzeugen diskutiert. Der britische Rüstungskonzern BAE Systems entwickelt mit italienischen und japanischen Partnern einen neuen Kampfjet Tempest, den Nachfolger des Eurofighters (Typhoon) in Konkurrenz zum „Future Combat Air System“ (FCAS), an dem Deutschland, Frankreich und Spanien arbeiten. Auf der Farnborough-Airshow-Messe 2022 versprachen britische Regierungsvertreter, im Jahr 2027 werde ein erster Tempest-Prototyp fliegen. Die Indienstnahme des neuen Luftkampfsystems durch die RAF ist ab 2035 geplant. Kurz vor Farnborough gab es aber Medienberichte, dass die neue Labour-Regierung in dem anstehenden Verteidigungsbericht Zweifel an dem zig Milliarden Pfund teuren Projekt anmelden könnte.



Im Sinkflug: *Boeing ist Skandalunternehmen und Branchenschwergewicht – und eine feste Größe in Farnborough.* Foto AFP

Kurze Meldungen

Woidke verteidigt Tesla

Brandenburgs Ministerpräsident Dietmar Woidke (SPD) stellt sich angesichts der Wasser-Proteste hinter Elektroautobauer Tesla in Grünheide. „Wir sind gut beraten, mit Wasser sparsam umzugehen. Tesla ist aber der Falsche, um das zu kritisieren“, sagte Woidke der Deutschen Presse-Agentur. „Das Unternehmen will kein zusätzliches Wasser in der Produktion einsetzen und will sein Industrieabwasser künftig vollständig recyceln.“ Tesla eröffnete seine bisher europaweit einzige Autofabrik in Grünheide östlich von Berlin vor mehr als zwei Jahren. In Grünheide arbeiten rund 12.000 Beschäftigte. Tesla will die Produktion erhöhen und das Gelände erweitern. Seit dem Bau gab es Bedenken von Umweltschützern und Anwohnern, auch weil das Werk zum Teil in einem Wasserschutzgebiet liegt. „Wenn wir unseren Wohlstand sichern wollen, brauchen wir auch weiter eine starke Wirtschaft“, sagte Woidke. Der Regierungschef sieht Elon Musks Unternehmen als Vorzeigemodell. „Tesla ist für die Hauptstadtregion ein riesengroßer Gewinn und zeigt, dass wir unter den jetzigen Rahmenbedingungen in Deutschland sehr schnell Investitionen auf den Weg bringen können.“ Musk habe diese Investition „maßgeblich vorangetrieben, dafür sind wir dankbar“. Seit Ende Februar protestieren Umweltaktivisten im Wald nahe der Tesla-Fabrik gegen die geplante Erweiterung des Werksgeländes zum Bau eines Güterbahnhofs. Im Mai versuchten Aktivisten, das Tesla-Gelände zu stürmen. „Ich habe den Eindruck, dass hier europaweit mobilisiert worden ist, um die Protestszene zusammenzubringen“, sagte Woidke. dpa

Absage an Kühne

Hamburgs Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) hat ein finanzielles Engagement der Stadt beim Weiterbau des Elbtowers ausgeschlossen. Er wandte sich damit gegen Forderungen des Milliardärs Klaus-Michael Kühne, Eigentümer unter anderem des Logistikunternehmens Kühne + Nagel. „Herr Benko, die Signa-Gruppe und ihre Investoren haben in Österreich und Deutschland großen Schaden für das Gemeinwesen angerichtet. Daraus ergibt sich keine moralische Position, um irgendetwas von den betroffenen Städten oder unbeteiligten Dritten zu fordern“, sagte Tschentscher der Deutschen Presse-Agentur. Kühne hatte gefordert, Hamburg solle klar erklären, dass die Stadt bereit sei, zusammen mit der Privatwirtschaft das Elbtower-Projekt zu einem guten Ende zu führen. Die Hansestadt solle sich verpflichten, die Hälfte der Mietflächen dort für städtische Behörden zu verwenden, und diese nach Fertigstellung des Gebäudes anmieten – zu Mietkonditionen, die die Wirtschaftlichkeit des Objektes sicherstellten. Der Bürgermeister sagte, die Stadt Hamburg stehe zu ihren Verträgen und Zusagen. Die Stadt habe das Grundstück für 122 Millionen Euro verkauft und den Bau des Elbtowers genehmigt. Dabei sei immer klar gewesen, dass das Projektrisiko beim privaten Investor liege. „Der Senat beabsichtigt definitiv nicht, die Federführung oder Regie für den Weiterbau zu übernehmen oder sich mit eigenem Kapital an der Fertigstellung zu beteiligen.“ dpa

Mehr Reisebeschwerden

Bei Konflikten mit Reiseunternehmen können sich Verbraucher an die Schlichtungsstelle Reise und Verkehr wenden. Dort wurden in den ersten sechs Monaten 2024 rund 19.500 Beschwerden eingereicht, wie aus dem Halbjahresbericht der Schlichtungsstelle hervorgeht. Das waren etwa 4 Prozent mehr Fälle als im Vorjahreszeitraum. Der Anstieg ging vor allem auf mehr Beschwerden im Bahnverkehr zurück. Wegen Zugausfällen und Verspätungen gingen im ersten Halbjahr rund 3400 Schlichtungsfälle ein. Das waren etwa 1000 Fälle mehr als in den ersten sechs Monaten 2023. Fast jeder fünfte Antrag betraf den Bahnverkehr. Der Großteil der Beschwerden kam aus dem Flugsegment. Fast 81 Prozent der Fälle bezogen sich auf annullierte Flugreisen oder Verspätungen. Die absolute Zahl blieb mit rund 16.000 Anträgen im Vergleich zum Vorjahr stabil. dpa

Viel Handarbeit: *Mit Branchenriesen wie Semens oder Alstom könne man nicht mithalten heißt es in Pilsen – trotzdem bleiben genug Nischen, um einen Milliarden-Umsatz zu erzielen.* Foto Imago

Škoda, der Weiße Ritter aus Pilsen

Corona und der Ukrainekrieg haben Tschechiens Bahnhersteller Škoda Group hart getroffen. Hausgemachte Fehler kamen hinzu. Doch jetzt wollen sie in Pilsen durchstarten – und den spanischen Konkurrenten Talgo übernehmen.

Von Andreas Mihm, Pilsen

Bei der Škoda Group in Pilsen schweigt man eisern zu dem, was in Madrid die Spatzen vom Dach pfeifen: dass der tschechische Bahnkonzern seinen spanischen Konkurrenten Talgo übernehmen könnte. Der Schnellzugbauer Talgo hat das selbst mitgeteilt. Škoda, unter den großen Bahnkonzernen der Welt mit Rang neun ein Mittelgewicht, käme der Regierung in Madrid als Käufer der halb so großen spanischen Bahnperle gut zupass. Sie sieht den Einstieg ungarischer Geldgeber kritisch. Wer aber ist der Weiße Ritter aus Pilsen, der auch in Deutschland eine wachsende Rolle spielt?

Tatsächlich sind auf deutschen Straßen immer mehr Škoda-Fahrzeuge zu sehen. In Bonn, in Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg, in Frankfurt/Oder, Cottbus oder in Brandenburg an der Havel. Dort setzen die Verkehrsverbünde auf niederflurige Straßenbahnen des Bahn- und Busherstellers aus Pilsen (Plzeň), der mit dem ungleich bekannteren Autobauer aus Mladá Boleslav nur dem Namen nach zu tun hat. Und auch das nur noch bis 2029, weil die Volkswagen-Tochtergesellschaft der Škoda Group vor zwei Jahren die Markenrechte abgekauft hat.

Škoda ist eine Ikone der tschechischen Wirtschafts- und Industriegeschichte. Als 1925 der Autobauer Laurin & Klement als Nukleus des eigenen Automobilgeschäfts erworben wurde, war der namensgebende Gründer Emil Škoda schon 25 Jahre tot. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte der Ingenieur in Pilsen einen Stahl- und Industriekonzern aufgebaut, der seinesgleichen suchte. Anfang des vergangenen Jahrhunderts war er die größte Waffenschmiede im Reich der Habsburger. Nach deren Untergang im Ersten Weltkrieg wussten die Nazis die Anklagen in den 30er-Jahren für ihre Kriegszwecke zu nutzen, bevor der Konzern nach dem Krieg aufgeteilt, verstaatlicht und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1990 wieder privatisiert wurde.

Auf dem Dach des sechsgeschossigen Verwaltungsgebäudes erläutert Jan Christoph Harder, der für West- und Nordeuropa zuständige Manager, das mehrere Hektar große historische Ensemble. Es eröffnet sich der Blick auf monumentale ockerfarbene Backsteinhallen mit halbrunden Dächern, moderne Leichtbauhallen vor turmhohen Schloten, das unlängst eröffnete Museum. Zeugnisse eines Industriekomplexes, der die Geschichte der böhmischen Stadt seit 150 Jahren bestimmt hat, wie die am Horizont aufscheinende Silhouette der Brauerei Pilsner Urquell.

Heute produziert Škoda vor allem Schienenfahrzeuge. Straßenbahnen für Kassel, Prag und Dallas, Doppelstockwaggons für die Deutsche Bahn, Triebzüge für tschechische Bahnbetreiber, U-Bahnen für Bulgariens Hauptstadt Sofia und Polens Hauptstadt Warschau, Eisenbahnwaggons und Schlafwagen für Österreichs und Italiens Bahnen, aber auch Trolleybusse für Genua. Die Schienenstränge auf dem Werksgelände sind, vom schmalsten Straßenbahngleis bis zur überbreiten russischen Spurweite, die heute noch im Baltikum und in der Ukraine befahren wird, für jede Prüfung ausgelegt. Und zwar ruckelfrei, wie sich bei einer Testfahrt erweist.

Stolz führt Michael Kocmich durch die Hallen. Er verantwortet die Produktion der Rhein-Neckar-Trams. Mehr als drei Dutzend der bis zu 60 Meter langen Fahrzeuge hat der Verkehrsverbund bestellt. Doch bevor die, lackiert in mattem Weiß, zu letzten Tests die Halle verlassen, ist viel Handarbeit angesagt. Hinter roten Schutzvorhängen kreischen Trennscheiben, Schweißer lassen helle Lichtbögen tanzen, Frauen montieren bunte Kabelbäume. Die Fertigungstiefe ist hoch. „Vieles hier ist am Ende Kleinserienfertigung“, sagt Harder, auch wegen der speziellen Kundenwünsche. Er würde gerne davon wegkommen, zu Plattformen, größeren Serien, niedrigeren Kosten, mehr Effizienz kommen. Er weiß, wovon er spricht.

Vor der Halle stehen derweil nackte Bahnchassis. Lkw haben sie, frisch geschweißt und in weißer Folie verschnürt, aus einem Škoda-Werk in Finnland nach Pilsen gefahren. Binnen zehn Wochen werden Gehäuse hier mit allem versehen, was eine Straßenbahn so braucht: Drehgestelle, Antrieb, Stromabnehmer, Verkleidung, ausfahrbare Trittstufen, Scheiben, am Ende Sitze und Halterungen und vor allem Kilometer um Kilometer Kabel. Die werden hier am Ende des Produktionsprozesses verstaut und getestet.

Elektrik sei die Škoda-Kompetenz, sagt Harder. Vor 97 Jahren, 1927, haben sie in Pilsen die erste vollelektrische Lok auf die Schiene gesetzt. Heute könne man im Lok-Geschäft mit Serienanbietern wie Siemens oder Alstom nicht konkurrieren. Aber für die Lieferung von Antriebssystemen und die Modernisierung von Lokomotiven sei die Expertise entscheidend. Vorigen Sommer hatte man einen Auftrag zur Modernisierung von 280 E-Loks in Ägypten unterschrieben.

An die 4000 Leute arbeiten bei Škoda Transportation und Škoda Electric in Pilsen. Tausende weitere in Ostrau (Ostrava) und bei der finnischen Tochtergesellschaft Škoda Transtech Oy. Mit dem türkischen Busbauer Temsa, an dem Škoda Group 50 Prozent hält, kommt man auf etwa 10.000 Beschäftigte. Das Türkeigeschäft hat das Unternehmen zuletzt vor roten Zahlen bewahrt. Škoda Transportation allein hatte zwar 2023 mit 400 Fahrzeugen so viele ausgeliefert wie nie und den Absatz um 47 Prozent auf 1,1 Milliarden Euro gesteigert, doch stand am Ende ein Verlust von 78 Millionen Euro. Das Vorsteuerergebnis (EBITDA) war um 57 Prozent auf 22 Millionen Euro eingebrochen. Die Zahlen ließen die Mehrheitseigentümer – seit 2018 das Prager Investmenthaus PPF – das Top-Management auswechseln: Der 2022 inthronisierte CEO ging im Herbst 2023, der Finanzvorstand dieses Frühjahr.

„Uns geht es nicht so gut, wie ich es gerne hätte“, kommentierte der neue CEO Petr Novotný die Lage unlängst. „Was die Rentabilität angeht, sind wir längst nicht da, wo ich gerne sein möchte.“ Das Kerngeschäft des Konzerns ist in Tschechien und der Slowakei, auf Deutschland entfällt ein Sechstel, Tendenz steigend. In Pilsen machen sie Corona-Spätfolgen und den Ukrainekrieg für die Misere verantwortlich: Ukrainische Arbeiter seien zum Kämpfen nach Hause gegangen. Es fehle an Schweißern und Fachkräften. Vor ein paar Monaten haben sie 300 indonesische Arbeiter eingeflogen.

Wegen der Krise habe man, wie andere Anbieter auch, bei vollen Orderbüchern Fristen nicht einhalten können, was Vertragsstrafen ausgelöst habe. Die gestiegenen Zinsen drückten zudem, sagt Harder: „Der Lieferant sagt: Alles Vorkasse. Der Kunde sagt: Alles Vorfinanzierung. Wir brauchen dringend wieder eine gerechtere Lastenverteilung in der Industrie.“ Den neuen Škoda-Stil nennt er so: „Wir kaufen uns nicht in den Markt, wir wollen nachhaltig wachsen.“ Sein Motto: „Lieber mit einer hohen Marge scheitern, als mit einer niedrigen Marge gewinnen. Das rächt sich – für alle Beteiligten.“ Das Management wäre zufrieden, bliebe der Gruppenumsatz bei 1,4 Milliarden Euro, wenn auch mit besserer Marge. Der Verkauf von Service- und Wartungsleistungen soll dabei helfen. Aufträge hat man für 3,2 Milliarden Euro, das lastet die Werke fast drei Jahre aus.

Die Umsatzmarke von zwei Milliarden Euro scheint erst einmal in weite Ferne gerückt zu sein. Doch womöglich ist sie näher als gedacht. Gelingt die Talgo-Übernahme, kämen 650 Millionen Euro Umsatz hinzu. Doch wichtiger als der Umsatzsprung wäre der strategische Impuls einer Übernahme. Die Produkte ergänzen sich, Überschneidungen gibt es wenige. In der Branche heißt es, Škoda wolle mit einem spanischen Finanzinvestor antreten. Vor dem offiziellen Angebot dürfte eine genaue Prüfung der Bücher stehen. So lange ist man in Pilsen offenbar gewillt, zu der Causa zu schweigen.

Händler-Aufstand kostet Porsche-Chef in China den Posten

Erfahrener Nachfolger aus Deutschland soll die Wende schaffen / Auch für den Volkswagen-Vorstandsvorsitzenden Oliver Blume wächst der Druck

cmu./guth./ben. HAMBURG/SCHANGHAI/RAVENSBURG. Der Sportwagenhersteller Porsche reagiert auf die schlechten Verkaufszahlen in der Volksrepublik und tauscht seinen Chinachef aus. Die Verantwortung für den wichtigen Markt übernimmt der Deutschlandchef von Porsche, Alexander Pollich. Das teilten die Stuttgarter am Wochenende mit. Der 57 Jahre alte Manager löst damit Michael Kirsch ab, der sich nur gut zwei Jahre auf dem Posten halten konnte. „Wir wollten nach all den Problemen neue Impulse setzen“, heißt es in Unternehmenskreisen. Pollich wechselt voraussichtlich zum 1. September und wird seinen Sitz in Schanghai haben.

Porsche-Chef Oliver Blume erfüllt damit eine Forderung der Händler in der Volksrepublik. Diese hatten einen Austausch des lokalen Managements gefordert. In chinesischen Medienberichten war von Rebellion, Protest, Palastrevolte und sogar einem Boykott der Händler die Rede gewesen. Frustriert über den schlechten Absatz, hatten sich einige demnach sogar verbündet und den Import der Autos gestoppt. Ein Vertreter eines chinesischen Autohändlerverbandes hatte auf Weibo, vergleichbar mit der Plattform X, geschrieben, die deutsche Zentrale vertraue dem Chef in China nicht mehr, den Beitrag kurz darauf aber offenbar gelöscht. Vor einigen Wochen veröffentlichten beide Seiten dann eine gemeinsame Mitteilung, die die Notwendigkeit der Zusammenarbeit betonte. Cui Dongshu, Generalsekretär des chinesischen Autoverbandes CPCA, sagte der F.A.Z., der Chefwechsel sei ein guter Schritt, um „die Beschwerden der Händler zu beruhigen und die interne Stimmung zu stabilisieren“.

Porsche kämpft in der Volksrepublik nach Jahren des Erfolges mit rasant sinkenden Absatzzahlen. Vergangenes Jahr verkaufte das baden-württembergische Traditionsunternehmen in China nur noch knapp 80.000 Fahrzeuge, etwa 15 Prozent weniger als ein Jahr zuvor. Der Einbruch setzt sich ungebremst fort. Im ersten Halbjahr dieses Jahres brachte der Sportwagenhersteller nur noch knapp 30.000 Autos an die chinesischen Kunden, ein Minus von einem Drittel. Aufstrebende chinesische Hersteller wie Xiaomi und andere jagen den Stuttgartern Kunden und Marktanteile ab. Dessen Niedergang in China steht exemplarisch für die Probleme, die auch andere deutsche Hersteller in der Volksrepublik haben.

Foto dpa

Neu in China: *Alexander Pollich*

Die Hoffnung bei Porsche ist, dass ein „alter Fahrensmann wie Pollich“ die Probleme in den Griff bekommt. Pollich ist seit mehr als 20 Jahren im Unternehmen. Er hat in dieser Zeit unter anderem das globale Händlernetzwerk organisiert und aufgebaut und war für den kanadischen und britischen Markt verantwortlich. Seit 2018 ist er für den deutschen Markt zuständig.

Neben einer „Absicherung“ des operativen Geschäfts werde sein Fokus auf einer „noch intensiveren Zusammenarbeit mit den lokalen Händlern“ liegen, heißt es in einer Mitteilung. Darin bezeichnete Vertriebsvorstand Detlev von Platen den neuen Chinachef Pollich als „ausgewiesenen und erfahrenen Vertriebsprofi“, der sich nun um den „derzeit besonders herausfordernden chinesischen Markt“ kümmern solle und die „Attraktivität der Marke“ stärken werde. Er dankte Kirsch für „seinen großen Einsatz“. Was aus Kirsch wird, ist noch offen. Er werde auf eine „andere verantwortungsvolle Position“ wechseln, heißt es nur.

Die Probleme in China erhöhen den Druck auf Porsche-Chef Blume. Seit der Manager im Sommer 2022 in Personalunion auch den Volkswagen-Konzern führt, wurde aus der Erfolgsgeschichte von Porsche in China ein Problemfall. Blume selbst war gerade in der Volksrepublik. Neben Treffen mit Ministern, in denen es unter anderem um die EU-Ausgleichszölle auf chinesische Elektroautos ging, räumte er bei Porsche auf.

Auch in Deutschland sieht sich der 56 Jahre alte Manager mit wachsenden Schwierigkeiten konfrontiert. Softwareprobleme und verspätete Anläufe neuer Modelle belasten nicht nur Porsche, sondern den ganzen VW-Konzern, der gleichzeitig die schwache Nachfrage nach Elektroautos in Europa zu spüren bekommt. Mit Blumes Doppelrolle leisteten sich VW und Porsche einen „Teilzeitvorsitzenden“ und eine „Governance-Anomalie“, die keinem der beiden Unternehmen gerecht werde, lautete zuletzt die Kritik von Anlegern auf den Hauptversammlungen.

Tatsächlich hat auch bei Blume offenbar ein Umdenken eingesetzt. „Der merkt, dass er einen Höllenjob hat mit den zwei Funktionen“, heißt es in Aufsichtsratskreisen. „Die Situation verändert sich im Moment dramatisch.“ Im Konzern gilt es nicht mehr als ausgeschlossen, dass er einen der beiden Posten abgibt. Klar sei aber auch, dass die Aktionärsfamilien Porsche und Piëch keinesfalls etwas überstürzen wollen, weshalb frühstens kommendes Jahr mit einem so weitreichenden Schritt zu rechnen sei. Spätestens dann, so ist zu hören, sei generell ein größerer Vorstandsumbau bei Porsche geplant. *(Siehe Seite 22.)*

DAS UNTERNEHMERGESPRÄCH

„Brandherde hat es immer gegeben“

Das Unternehmen Gebr. Heinemann betreibt Läden an Flughäfen auf der ganzen Welt. Ein Schlüssel zum Erfolg: Luxus, Luxus, Luxus.

Von Christian Müßgens und Lucas Wahl (Fotos), Hamburg

Doppelspitze: *Raoul Spanger (links) und Max Heinemann kennen sich seit Langem – das fördert das Vertrauen. Am Stammsitz gibt es einen Shop eigens für die Mitarbeiter.*

Max Heinemann und Raoul Spanger sind daran gewöhnt, dass reiche Kunden auf der Durchreise eine Menge Geld in den Geschäften an Flughäfen ausgeben. Doch was ein Kunde in Istanbul vor einigen Monaten kaufte, fiel dann doch aus der Reihe. 488.000 Euro gab der Fluggast aus Asien in einem Shop im Terminal für eine Flasche „Yamazaki 55“ aus, einen Single Malt Whisky aus Japan, der in der Präfektur Osaka mehr als fünf Jahrzehnte heranreifte und sich heute als Sammlerstück zu Höchstpreisen verkauft. Für die Manager Heinemann und Spanger hat das einige Symbolkraft. Wieder einmal sahen sie sich bestätigt, dass es goldrichtig war, zusammen mit Partnern einen „Megavertrag“ für den Betrieb von Verkaufsflächen am neuen Flughafen in Istanbul abzuschließen.

Die beiden Ko-Geschäftsführer leiten die Gebr. Heinemann SE & Co. KG, einen der größten Betreiber von Einkaufsläden an den Flughäfen der Welt. Wer die Sicherheitsschleuse in Amsterdam, Frankfurt, Oslo oder Sydney passiert, landet fast zwangsläufig in einem Geschäft der Hamburger.

Sie führen nicht nur klassische Duty-Free-Shops, also Geschäfte für Schokolade, Parfum, Zigaretten oder Spirituosen, die zwischen zwei Zollstellen liegen und Schnäppchen versprechen – wobei der steuerfreie Einkauf zumindest bei Flügen innerhalb der EU schon lange nicht mehr möglich ist. Gebr. Heinemann arbeitet auch mit Luxusmarken wie Hermès, Cartier, Bulgari oder Boss zusammen, für die das Unternehmen Boutiquen betreibt. Von Corona haben sich die Geschäfte schnell erholt. Jetzt soll vor allem das gehobene Segment für Wachstum sorgen. Man wandle sich zunehmend zum „Premiumanbieter von exklusiven Artikeln zum fairen Preis“, sagt Raoul Spanger.

Das Paradebeispiel ist Istanbul. Der neue Flughafen in der türkischen Hauptstadt hatte im Jahr 2018 im Stadtbezirk Arnavutköy nordwestlich des Zentrums eröffnet. Neben dem Flugbetrieb um die Linie Turkish Airlines, die dort ihre Heimatbasis hat, gilt er als Einkaufsparadies für die Schönen und Reichen. Die ganze Einkaufszone im Sicherheitsbereich des Terminals betreibt Gebr. Heinemann mit türkischen Partnern, eine Fläche so groß wie acht Fußballfelder. Mehr als 60 Markengeschäfte und knapp drei Dutzend klassische Duty-Free-Läden verteilen sich über die Stockwerke, die eher wie ein luxuriöses Einkaufszentrum wirken. Was Ambiente und Betriebsabläufe angehe, könnten andere Flughäfen eine Menge davon lernen, sagt Max Heinemann. Istanbul sei „State of the Art“, also auf dem neuesten Stand im Reisemarkt.

Angefangen hatte für Gebr. Heinemann alles im Jahr 1879. Damals meldeten die Brüder Carl und Heinrich Heinemann ein Unternehmen an, das Schiffe in Hamburg mit zollfreier Ware für die Mannschaft versorgte, vom Tabak bis zum Weinbrand. Daraus entstand ein Handelshaus, das rund 3,6 Milliarden Euro umsetzt und mehr als 9000 Mitarbeiter in mehr als 100 Ländern der Welt beschäftigt. Max Heinemann, 41 Jahre alt, hatte in Singapur eine neue Gesellschaft für den Asien-Pazifik-Raum aufgebaut, bevor er in die Zentrale nach Hamburg kam und als Vertreter der fünften Generation den Chefposten übernahm. Später kam Raoul Spanger, 63 Jahre alt, als familienfremder Ko-Chef an seine Seite. Max Heinemanns Vater und dessen Vetter, Gunnar und Claus Heinemann, vertreten beide Familienstämme im Verwaltungsrat.

Dass sich die Weltpolitik im Luftverkehr und damit auch im Einzelhandel am Flughafen spiegelt, liegt auf der Hand. Der Terrorangriff der Hamas auf Israel hat dazu geführt, dass zwischenzeitlich viele Fluglinien ihre Verbindungen nach Tel Aviv stoppten, wo Gebr. Heinemann stark präsent ist. Bis zum russischen Angriffskrieg auf die Ukraine waren die Hamburger in Moskau und Kiew vertreten. Den Einzelhandel in Russland haben sie eingestellt. In der Ukraine gibt es noch „Border Shops“, also Einkaufsläden an der Grenze zur EU, ein Standbein neben den Flughäfen, das auch in anderen Regionen eine Rolle spielt.

Klar fehlten derzeit russische Fluggäste in Europa, die früher eine Menge Geld an Drehkreuzen wie Frankfurt, München oder Wien gelassen hätten, sagt Max Heinemann. Solche Einbußen könne das Unternehmen aber abfedern. „Wir hatten immer irgendwelche Brandherde, die dann wiederum die Entwicklung woanders positiv angefeuert haben, weil sich manche Dinge einfach verschieben.“ So seien russische Fluggäste weiter in Istanbul stark vertreten. Auch die Zahl der Chinesen im Fluggeschäft sei nach der Corona-Sperre wieder gestiegen. Immer stärker werde zudem die wohlhabende Kundschaft aus Nahost, etwa den arabischen Emiraten – alles in allem ein gutes Umfeld, um immer mehr Regalmeter für höherwertige Produkte zu reservieren, vom Rosé-Champagner für 479 Euro bis zu teuren Kosmetikmarken.

Um den Konzern noch breiter aufzustellen, treiben Heinemann und Spanger jetzt die Geschäfte jenseits der Flughäfen voran. Schon heute versorgen sie 170 Kreuzfahrtschiffe mit Waren für die Läden an Bord. Ein besonders wichtiger Partner ist Royal Caribbean Cruise Line, eine der größten Kreuzfahrtreedereien der Welt. Erst im vergangenen Jahr wurde ein Vertrag geschlossen, um auf deren Flaggschiff Icon of the Seas ein gutes Dutzend Ladengeschäfte zu betreiben.

Auch das Netz an Border Shops soll weiter wachsen. Zudem hat Gebr. Heinemann mit dem Einstieg bei der italienischen Unternehmensgruppe Nobilis das Standbein im Handel und Vertrieb von Parfüm und Kosmetika ausgebaut. Im Flughafengeschäft soll unter anderem der Nahe Osten für Wachstum sorgen, etwa am Flughafen Dschidda, einem wichtigen Drehkreuz Saudi-Arabiens. Das Gleiche gilt für den afrikanischen Kontinent, wo Gebr. Heinemann schon lange aktiv ist. „Afrika ist ein richtiger Pioniermarkt. Das hat schon immer gut zu Heinemann gepasst“, sagt Spanger. Er will dort weiter expandieren.

Für ihre künftige Führungsstruktur halten sich die Hamburger alle Optionen offen. Über Jahrzehnte hatten stets zwei Nachkommen der Gründer eine Doppelspitze gebildet. Beim Übergang von der vierten zur fünften Generation schlug der Betrieb dann den Weg mit einem familienfremden Ko-Chef ein, was nur teilweise eine Abkehr von der Tradition ist. Der Einzelhandelskaufmann Spanger arbeitet seit 35 Jahren im Unternehmen. Er kennt Max Heinemann, seit der ein kleiner Junge war. Daraus entstand ein enges Vertrauensverhältnis.

Es sei nicht ausgeschlossen, dass eines Tages wieder zwei Gesellschafter führten, sagt Max Heinemann. Einen Automatismus gebe es aber nicht. Vielmehr regle ein Kodex genau, welchen Einfluss die Familie ausüben könne und wer unter welchen Bedingungen in die Führung einsteigen dürfe. Der Kerngedanke dahinter treibt viele Familienunternehmen um, die nach Wegen suchen, um Konflikte im Kreis der Eigner vom Betrieb fernzuhalten. Glücklicherweise sei das bisher reine Theorie, so Max Heinemann. Neun Vertreter der vierten und fünften Generation kontrollieren die Anteile. Sie pflegten ein gutes Miteinander, das bis zu gemeinsamen Reisen reiche. Etwa nach Istanbul: Dorthin will er bald mit seinem Bruder und anderen Verwandten fliegen, damit sich jeder ein Bild von der Bedeutung des Standorts machen kann.

Das Unternehmen

Die **Gebr. Heinemann SE & Co. KG** ist ein Handelshaus, das vor allem für seine Duty-Free-Shops bekannt ist. An mehr als 130 Flughäfen betreiben die Hamburger Läden, darunter auch Boutiquen großer Luxusmarken. Sie sind zudem auf Kreuzfahrtschiffen, an Grenzübergängen und im Großhandel aktiv. Der Ursprung liegt im Jahr 1879, als die Kaufleute Carl und Heinrich Heinemann in Hamburg Schiffe mit zollfreier Ware versorgten. Heute beschäftigt das Unternehmen mehr als 9000 Mitarbeiter. Alle Anteile gehören den Nachkommen der beiden Gründer.

Die Unternehmer

Max Heinemann führt den Betrieb in 5. Generation. An seiner Seite steht Ko-Chef **Raoul Spanger**, ein Vertrauter der Familie, der seit Jahrzehnten für Gebr. Heinemann arbeitet. Spanger, 63 Jahre, ist Einzelhandelskaufmann und hat fünf Kinder. Er wirkt eher forsch, während der 41 Jahre alte Betriebswirt Heinemann, Vater von drei Kindern, kontrolliert auftritt. Spangers Fokus liegt auf Vertrieb, Partnerschaften und operativem Geschäft, Heinemanns auf Personal, Kommunikation, Unternehmenskultur und Zukunftsthemen wie der Ideenschmiede „Gharage“.

FIRMENINDEX

	Seite								
Airbus	19	BAE Systems	19	Emirates	19	Qatar Airlines	19	Tesla	19
Alstom	20	Boeing	19	Gebr. Heinemann	21	Siemens	20	Turkish Airlines	19
Apple	22	Comac	19	Kühne + Nagel	19	Signa	19	Varta	22
		Deutsche Bahn	20	Lockheed Martin	19	Škoda Group	20	Volkswagen	20
		Embraer	19	Porsche	20,22	Talgo	20	Xiaomi	20

Die F.A.Z.-Wetterinformationen

im Internet: www.faz.net/wetter

Anzeige

Erfolg entsteht aus Wissen.

Unsere attraktiven Konditionen für Geschäftskunden.

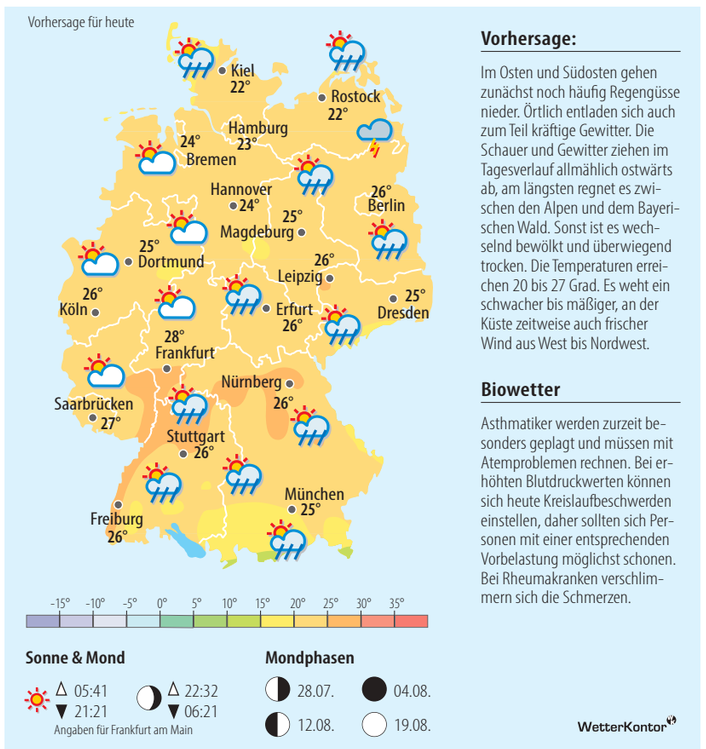
Jetzt informieren unter **faz.net/business** oder anrufen: **(069) 75 91-11 22**

GK23009

Städtewetter Deutschland

	22.07.	23.07.	24.07.
Aachen	23°	22°	21°
Arkona	22°	24°	22°
Berlin	26°	27°	23°
Bremen	24°	25°	21°
Brocken	16°	16°	13°
Cottbus	27°	27°	23°
Cuxhaven	21°	24°	18°
Dresden	25°	27°	22°
Düsseldorf	25°	24°	23°
Erfurt	26°	27°	23°
Essen	24°	23°	22°
Feldberg	15°	15°	13°
Feldberg/Ts.	22°	20°	19°
Frankfurt	28°	28°	26°
Freiburg	26°	27°	25°
Garmisch	23°	23°	21°
Greifswald	23°	25°	21°
Großer Arber	17°	17°	14°
Hamburg	23°	25°	22°
Hannover	24°	24°	22°
Helgoland	20°	20°	19°
Hof	23°	25°	20°
Kahler Asten	20°	18°	17°
Karlsruhe	27°	26°	25°
Kassel	25°	25°	22°
Köln	26°	25°	24°
Konstanz	25°	26°	24°
Leipzig	26°	27°	22°
Lübeck	23°	24°	21°
Magdeburg	25°	27°	23°
Mannheim	28°	27°	25°
München	25°	25°	23°
Norderney	21°	21°	19°
Nürnberg	26°	27°	23°
Oberstdorf	22°	23°	21°
Osnabrück	25°	25°	23°
Passau	27°	27°	24°
Rostock	22°	24°	20°
Saarbrücken	27°	26°	25°
Stuttgart	26°	27°	24°
Sylt	20°	21°	19°
Trier	26°	25°	25°
Zugspitze	7°	7°	4°

Prognosen der Tageshöchsttemperaturen



Vorhersage:

Im Osten und Südosten gehen zunächst noch häufig Regengüsse nieder. Örtlich entladen sich auch zum Teil kräftige Gewitter. Die Schauer und Gewitter ziehen im Tagesverlauf allmählich ostwärts ab, am längsten regnet es zwischen den Alpen und dem Bayerischen Wald. Sonst ist es wechselnd bewölkt und überwiegend trocken. Die Temperaturen erreichen 20 bis 27 Grad. Es weht ein schwacher bis mäßiger, an der Küste zeitweise auch frischer Wind aus West bis Nordwest.

Biowetter

Asthmatiker werden zurzeit besonders geplagt und müssen mit Atemproblemen rechnen. Bei erhöhten Blutdruckwerten können sich heute Kreislaufbeschwerden einstellen, daher sollten sich Personen mit einer entsprechenden Vorbelastung möglichst schonen. Bei Rheumakranken verschlimmern sich die Schmerzen.

Sonne & Mond

△ 05:41 ▼ 21:21

△ 22:32 ▼ 06:21

Angaben für Frankfurt am Main

Mondphasen

28.07. 04.08. 12.08. 19.08.

WetterKontor

Wetter in Deutschland heute

Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern

Im Osten anfangs noch viele Wolken und einige Regengüsse, örtlich auch Gewitter, von Westen aber zunehmend wechselnd bewölkt und trocken. Temperaturen von 20 bis 25 Grad. Mäßiger, an der See zeitweise frischer, in Böen starker Wind aus Nordwest bis West.

Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen:

Zunächst überwiegend stark bewölkt und gebietsweise Regengüsse, örtlich auch zum Teil kräftige Gewitter. Im Tagesverlauf von Westen her lamgsam freundlicher und trockener. Höchsttemperaturen zwischen 22 und 26 Grad. Mäßiger Wind aus Nordwest.

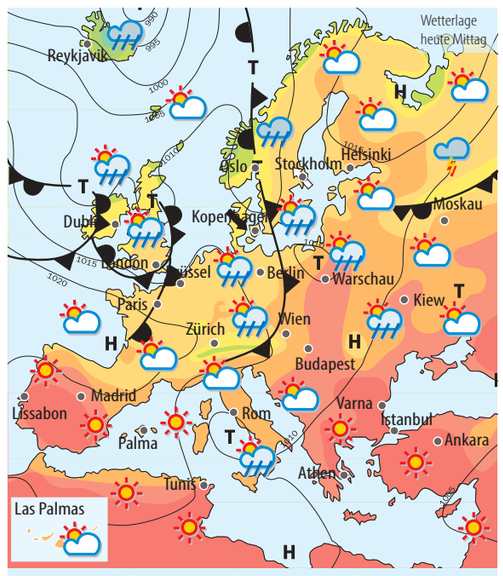
Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland

Mix aus Sonnenschein und mal mehr, mal weniger Wolken, von einzelnen Schauern abgesehen aber meist trocken. Höchsttemperaturen zwischen 20 und 26 Grad. Schwacher, mitunter mäßiger Wind aus West bis Nordwest.

Baden-Württemberg, Bayern

Nach Osten und Südosten hin noch häufig Regengüsse und Gewitter, im Tagesverlauf von Nordwesten Auflockerungen, im äußersten Südosten aber auch abends noch Schauer. Temperaturen von 22 bis 27 Grad. Schwacher bis mäßiger Wind aus West bis Nordwest.

Weitere Wetterinformationen und -daten finden Sie im Internet: **www.faz.net**



Städtewetter in Europa

	22.07.	23.07.	24.07.
Amsterdam	23°	22°	21°
Athen	38°	37°	36°
Barcelona	29°	30°	30°
Belgrad	33°	34°	28°
Bozen	33°	33°	32°
Brüssel	24°	22°	22°
Budapest	35°	33°	31°
Bukarest	37°	35°	38°
Dublin	20°	20°	21°
Dubrovnik	31°	33°	32°
Helsinki	26°	26°	26°
Istanbul	35°	32°	31°
Kiew	28°	28°	28°
Kopenhg.	22°	23°	22°
Las Palmas	28°	28°	30°
Lissabon	37°	39°	37°
Ljubljana	30°	27°	26°
London	23°	22°	25°
Madrid	37°	39°	41°
Mailand	33°	33°	32°
Malaga	30°	31°	32°
Mallorca	31°	31°	32°
Moskau	23°	24°	27°
Neapel	34°	34°	32°
Nizza	29°	29°	29°
Oslo	19°	22°	22°
Palermo	30°	29°	29°
Paris	26°	25°	26°
Prag	26°	27°	23°
Riga	24°	24°	25°
Rom	33°	35°	35°
Sofia	34°	32°	33°
Stockholm	24°	24°	25°
St. Petersbg.	26°	28°	29°
Venedig	32°	32°	31°
Warschau	32°	24°	26°
Wien	31°	30°	26°
Zürich	25°	25°	24°

Städtewetter Afrika

	22.07.	23.07.	24.07.
Accra	24°	23°	23°
Algier	32°	32°	34°
Casablanca	26°	28°	30°
Johannesburg	19°	21°	20°
Kairo	41°	40°	40°
Kapstadt	16°	15°	15°

Städtewetter Nordamerika

Chicago	28°	29°	25°
Los Angeles	24°	24°	25°
Miami	34°	33°	34°
Montreal	24°	25°	25°
New York	29°	29°	22°
Vancouver	23°	23°	23°

Städtewetter Lateinamerika

Buenos Aires	18°	22°	21°
Caracas	34°	32°	32°
Lima	19°	18°	18°
Mexiko-Stadt	19°	20°	19°
Rio de Janeiro	30°	28°	28°
Santiago	17°	14°	18°

Städtewetter Naher Osten

Ankara	35°	35°	34°
Antalya	36°	35°	34°
Bagdad	46°	47°	46°
Dubai	47°	47°	44°
Riad	45°	43°	44°

Städtewetter Asien

Bangkok	33°	29°	30°
Hongkong	32°	32°	33°
Shanghai	33°	32°	29°
Neu Delhi	36°	36°	35°
Peking	36°	38°	35°
Seoul	29°	26°	30°
Tokio	30°	30°	29°

Australien und Neuseeland

Auckland	14°	14°	15°
Melbourne	15°	15°	14°
Sydney	18°	18°	20°

Das besondere Wetterereignis

Die höchste Regenmenge in 12 Monaten wurde mit 26.470 Liter pro Quadratmeter von August 1860 bis Juli 1861 in Cherrapunji/Indien gemessen.

Porsche lotet Varta-Einstieg aus

Eine mögliche Beteiligung zeigt, wie heftig die Krise des Batteriekonzerns ist – aber auch, dass der Sportwagenhersteller dessen Superzelle dringend braucht.

Von Benjamin Wagener, Ravensburg

Unter Strom: *Knopfzellenproduktion im Varta-Werk in Ellwangen – in diesem Segment wurde die Zusammenarbeit mit Apple zum Problem.* Foto Tobias Schmitt

Das Ringen um die Rettung des baden-württembergischen Batterieherstellers Varta spitzt sich zu. Nach Informationen der F.A.Z. aus Bankenkreisen könnte der Sportwagenhersteller Porsche nicht nur in die Produktion der Varta-Zelle V4Drive einsteigen, sondern sich auch an der Varta AG beteiligen, um den Konzern zu stabilisieren und die Ausgliederung der V4-Drive-Gesellschaft nicht zu gefährden. Dieser Plan wird von dem österreichischen Unternehmer Michael Tojner favorisiert, der über die schweizerische Holding Montana Tech Components die Mehrheit an Varta hält. Ein anderer Vorschlag kommt von Gläubigern.

Welche der beiden Lösungen zum Tragen komme, sei noch offen, sagte Varta-Chef Thomas Ostermann der Nachrichtenagentur Reuters: „Am Ende ist mir wichtig, dass wir eine gute Lösung für Varta haben." Die bisherigen Aktionäre würden in beiden Fällen leer ausgehen. Ohne eine Reduzierung der Schulden könne Varta nicht angemessen investieren, sagte Ostermann: „Ziel ist ein Schuldenschnitt." Doch dabei müssten die Banken und die Hedgefonds mitspielen, die sich in einen Konsortialkredit über 235 Millionen Euro eingekauft haben. 250 Millionen Euro hat sich Varta mit Schuldscheindarlehen geliehen. Das angeschlagene Unternehmen aus Ellwangen will in Kürze beim Amtsgericht Stuttgart ein vorinsolvenzliches Sanierungsverfahren anmelden. Dies teilte Varta am Sonntagabend mit.

Bekannt ist bislang nur, dass Porsche und Varta über einen Einstieg des Automobilunternehmens in die V4Drive-Tochtergesellschaft verhandeln. Diese Gespräche hatten die Unternehmen vor gut zwei Wochen bestätigt. Laut Bankunterlagen, welche die F.A.Z. einsehen konnte, strebt Porsche die Mehrheit der Anteile an 4VDrive an und könnte eine Minderheitsbeteiligung an der Varta AG in Form einer Kapitalerhöhung übernehmen. Mit dieser Minderheitsbeteiligung sichert Porsche den Ausgliederungsprozess der 4VDrive-Produktion aus dem in Schieflage geratenen Varta-Konzern ab.

Varta hat die Hochleistungszelle mit der Förderung im Rahmen der Projekte von gemeinsamem europäischem Interesse (Important Project of Common European Interest – IPCEI) für Anwendungen im Automobilbereich entwickelt, Porsche unterstützt den Aufbau der Produktion seit Längerem. Die Pilotanlage steht in Ellwangen. Die gesamte Produktion der Linie kauft Porsche und bestückt damit den Turbohybrid-Antrieb im Porsche 911 GTS. Für Porsche ist einzig und allein die Hochleistungszelle wichtig. Die Booster-Batterie für hohe elektrische Leistungen ist nötig für den Turbohybrid, der den für das Unternehmen so wichtigen 911er noch dynamischer macht. Dass der Sportwagenbauer nun offenbar auch bei dem Mutterkonzern einsteigen will, zeigt die dramatische Lage der Varta AG.

Wie aus Unterlagen, die am Wochenende bei mehreren Banken besprochen wurden, hervorgeht, sieht die von Tojner favorisierte Option neben dem Einstieg von Porsche, einen teilweisen Forderungsverzicht der Banken sowie eine weitere finanzielle Hilfe durch Tojner selbst vor. Tojner hält über seine schweizerische Holding Montana Tech Components die Mehrheit an Varta und hat im vergangenen Jahr eine Kapitalerhöhung im Volumen von 50 Millionen Euro gezeichnet. Eine hohe zweistellige Millionen-Euro-Kapitalspritze sei die Voraussetzung dafür, dass Varta von den mit dem Sanierungsgutachten beauftragten Gutachtern eine positive Fortführungsprognose bekomme, sagte Ostermann. Diese wiederum sei die Basis, um eine Insolvenz zu vermeiden. Tojner würde gut die Hälfte dazu beisteuern und damit die Mehrheit behalten, der Rest könnte von Porsche kommen. Damit wäre Varta bis 2027 durchfinanziert.

„Wir können bestätigen, dass Porsche in Verhandlungen mit Varta steht", sagte ein Sprecher des Sportwagenbauers der F.A.Z.: „Das Ziel unseres Engagements wäre, diese Schlüsseltechnologie am Standort Deutschland zu erhalten. Unter bestimmten Umständen könnten wir uns daher vorstellen, uns auch an einer finanziellen Neuaufstellung der Varta AG insgesamt zu beteiligen." Die Gespräche dazu liefen aber noch.

Klar ist, dass die Zeit für eine grundlegende Sanierung des Batterieherstellers immer knapper wird. Der Konzern, der den Umsatz zwischen 2019 und 2021 mit Umsatzrenditen (Ebitda) bis zu 31 Prozent von 363 auf 903 Millionen Euro gesteigert hat, steckt in einer existenziellen Krise. Wegen zurückgehender Bestellungen von Kunden sind die Erlöse 2022 stark gefallen, hinzukamen steigende Rohstoff- und Energiekosten. Im Zuge eines Sanierungsprogramms kündigte Varta im Frühjahr 2023 den Abbau von 800 Vollzeitstellen auf der Welt an. Allein in Deutschland sollten 390 Arbeitsplätze wegfallen. Im Februar legte ein Hacker-Angriff Produktion und Verwaltung für längere Zeit lahm, die Geschäftszahlen für das Jahr 2023 hat Varta noch immer nicht vorgelegt. Daher fiel das Unternehmen aus dem S-Dax. Im März musste Varta eingestehen, dass das begonnene Sanierungsprogramm bei Weitem nicht ausreicht, um den Konzern zu stabilisieren.

Kernproblem von Varta sind nach wie vor die viel zu hohen Kapazitäten im sogenannten Coin-Power-Bereich. Das sind wiederaufladbare Knopfzellen, die der Batteriehersteller lange Zeit exklusiv an den Technologiekonzern Apple geliefert hatte. Dieser hatte sie für seine kabellosen Kopfhörer verwendet. Varta hatte dafür die Produktionskapazitäten am Standort Nördlingen stark ausgeweitet, die nun nicht gebraucht werden, weil die Nachfrage gesunken ist und Apple seine Lieferkette auf mehrere Zulieferer umgestellt hat, um diese abzusichern. „Die aktuelle Gesamtjahresauslastung für Coin-Power-Zellen liegt weiterhin deutlich unter 50 Prozent", erläuterte ein Sprecher vor wenigen Tagen das Ausmaß der Misere.

Die hohen Schulden verkomplizieren die Situation: Langfristige und kurzfristige Verbindlichkeiten summieren sich nach den Angaben zum dritten Quartal 2023, den letzten offiziell veröffentlichten Zahlen, auf rund 970 Millionen Euro. Hinzu kommt der Einbruch im Markt für Energiespeicher, die Varta in erster Linie auf hohe Lagerbestände im Großhandel zurückführt. Relativ stabil läuft das Geschäft mit Haushaltsbatterien und Mikrobatterien, die vor allem in Hörgeräten und Zählern für Heizungen eingesetzt werden.

SCHNELLER SCHLAU

Der langsame Stromnetzausbau verursacht hohe Kosten

Die „Stromwende" ist auf einem guten Weg, doch die Leitungen kommen mit dem Ökostromausbau nicht mit – das hat Folgen / *Von Hanna Decker*

Bis Deutschland klimaneutral ist, müssen noch viele Heizungen ausgetauscht, Häuser saniert und Autos mit Verbrennungsmotor abgeschafft oder durch Elektroautos ersetzt werden. Denn die Politik hat sich jahrelang wenig bis gar nicht für deren Dekarbonisierung interessiert. Deutlich besser sieht es in der „Stromwende" aus. Schon Anfang der 2000er Jahre begann die damalige rot-grüne Bundesregierung, dem Ökostromausbau mit garantierten Einspeisevergütungen auf die Füße zu helfen.

Das Ergebnis zeigt sich heute: ❶ **Fast 89 Gigawatt Solaranlagen sind inzwischen am Netz, hinzu kommen Windräder mit einer Kapazität von 70 Gigawatt.** Kernkraftwerke produzieren seit dem endgültigen Ausstieg im April vergangenen Jahres gar keinen Strom mehr. Auch viele Kohlekraftwerke haben den Markt schon verlassen – ihr Betrieb rentiert sich in Zeiten hoher Preise im europäischen Emissionshandel einfach nicht mehr. Das macht sich auch in Sachen Klimaschutz bemerkbar: Im vergangenen Jahr sind die CO_2-Emissionen der deutschen Energiewirtschaft auf das niedrigste Niveau seit der Einführung des Handelssystems im Jahr 2005 gefallen, teilte das Umweltbundesamt in der vergangenen Woche mit.

❷ **Insbesondere Solaranlagen boomen.** Und so halten viele Forscher inzwischen für realistisch, was lange unmöglich schien: dass Deutschland seine Ausbauziele – 215 Gigawatt installierte Leistung bis zum Jahr 2030 und 400 Gigawatt bis 2040 – erreicht oder sogar übertrifft. Photovoltaikanlagen (PV) sind in den vergangenen Jahren deutlich effizienter und günstiger geworden. Selbst der Ausbau der Windkraft auf See kommt langsam in Gang – auch wenn die Branche davon ausgeht, dass bis zum Jahr 2030 nur knapp 27 statt der geplanten 30 Gigawatt am Netz sind. Teurere Rohstoffe sowie Engpässe bei Produktions- und Transportkapazitäten hatten der Branche lange zu schaffen gemacht. ❸ **Im vergangenen Jahr hatten die Erneuerbaren aber im Schnitt schon einen Anteil von 60 Prozent an der Nettostromerzeugung.**

❹ **Klar ist: Die Stromnetze müssen in den kommenden Jahren dringend ausgebaut werden, um mit dem zunehmenden Ökostrom klarzukommen.** Früher waren die großen Kohle- und Kernkraftwerke vielfach dort angesiedelt, wo ihr Strom verbraucht wurde – nämlich in den großen industriellen Zentren im Westen und im Süden Deutschlands. Die integrierten Energieversorger hatten einen Anreiz, die Länge der benötigten Stromleitungen vom Kraftwerk hin zu den Verbrauchern möglichst kurz zu halten, um Kosten zu sparen.

Heute hat sich die Erzeugungsstruktur radikal gewandelt: Windräder stehen vor allem im Norden der Republik, Solaranlagen sind über das ganze Land verteilt. Außerdem wurden Energieversorger gezwungen, ihre Netze an unabhängige Betreiber zu verkaufen – und können ihre Erzeugung nun da bauen, wo sie die besten Standortbedingungen vorfinden. Das verringert den Anreiz, die Länge der benötigten Stromleitungen kurz zu halten.

Und so bescheinigt unter anderem die Expertenkommission, die für die Bundesregierung die Energiewende „monitort", in ihrem Bericht von Ende Juni „dringenden Handlungsbedarf" beim Ausbau der Stromnetze. Von den gut 12.000 Kilometern, die laut Bundesbedarfsplan im Übertragungsnetz ausgebaut werden müssen, sind der Bundesnetzagentur zufolge gerade einmal knapp 1400 Kilometer realisiert.

❺ **Schon heute sind die Stromnetze chronisch überlastet.** Das gilt besonders für die großen Nord-Süd-Leitungen, die Windstrom aus Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern nach Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Bayern transportieren. In den Wintermonaten trifft das noch stärker zu. Hinzu kommen Hunderte Milliarden Euro, die die Betreiber vor Ort in die Verteilnetze investieren müssen.

❻ **Bis das Netz fit dafür ist, all den Ökostrom aufzunehmen und im Land zu verteilen, muss die Stromerzeugung allerdings in manchen Stunden geographisch umverteilt werden – und das kostet viel Geld.** Droht im Stromnetz ein Engpass, müssen die Netzbetreiber eingreifen: Sie veranlassen, dass vor dem Engpass – etwa im Norden – die Erzeugung abgeregelt und hinter dem Engpass Erzeugung hochgefahren wird. Das nennt man „Redispatch" und kam in den vergangenen Jahren immer häufiger vor. Im vergangenen Jahr wurden 34.000 Gigawattstunden Strom quasi vernichtet, häufig von Windrädern.

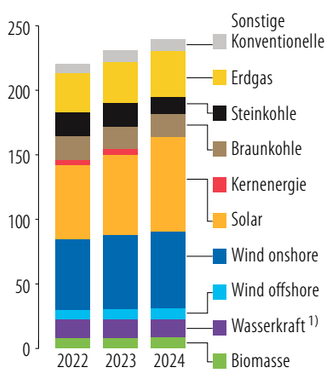
Vergütet werden sie nach dem Erneuerbare-Energien-Gesetz meist trotzdem – und das, obwohl sie nicht produzieren. Zugleich bekommen die Energieversorger, die ihre Kraftwerke hinter dem Engpass auf Anweisung der Netzbetreiber hochfahren, Geld für ihre Einsatzbereitschaft im Notfall. Im Jahr 2023 waren das mehr als 3 Milliarden Euro. Meist werden hierfür Steinkohle- oder Gaskraftwerke eingesetzt, was nicht nur Geld kostet, sondern auch dem Klima schadet.

In der Energiewirtschaft wird dieses Problem seit Jahren kontrovers diskutiert. „Der Redispatch ist eine kostspielige und komplexe Reparatur im Strommarkt, die im Ergebnis dazu führt, dass das Angebot lokal unterschiedlich vergütet wird", schrieben zwölf renommierte deutsche Energieökonomen kürzlich in einem Gastbeitrag in der F.A.Z. „Die Redispatch-Reparatur beraubt Deutschland der Effizienz und Effektivität einer marktwirtschaftlichen Preissteuerung."

Um das Phänomen zu bekämpfen und den erforderlichen Netzausbau zu dämpfen, fordern sie die Abschaffung der deutschlandweit einheitlichen Strompreise, die an der Strombörse entstehen. Denn aktuell wird dort so getan, als gebe es ein perfekt ausgebautes Stromnetz ohne Engpässe. „Anstatt einen Markteingriff mit seinen resultierenden physikalisch unmöglichen Entscheidungen mühselig und unvollständig zu reparieren, sollte der Weg frei gemacht werden für Strompreise, die Angebot und Nachfrage regional ausgleichen und dadurch den lokalen Stromwert widerspiegeln." Diesem Vorschlag widersprach die deutsche Wirtschaft – von Gewerkschaften über BDI, VDA, VKU und BDEW – in der F.A.Z. allerdings vehement.

❶ Immer mehr erneuerbare Energie im Netz

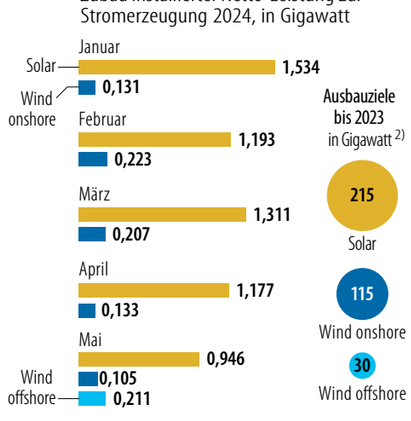
Installierte Netto-Leistung zur Stromerzeugung, in Gigawatt



1) Lauf-, Speicherwasser und Pumpspeicherwerke

❷ Vor allem der Solarausbau boomt

Zubau installierter Netto-Leistung zur Stromerzeugung 2024, in Gigawatt



2) Im Rahmen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG)

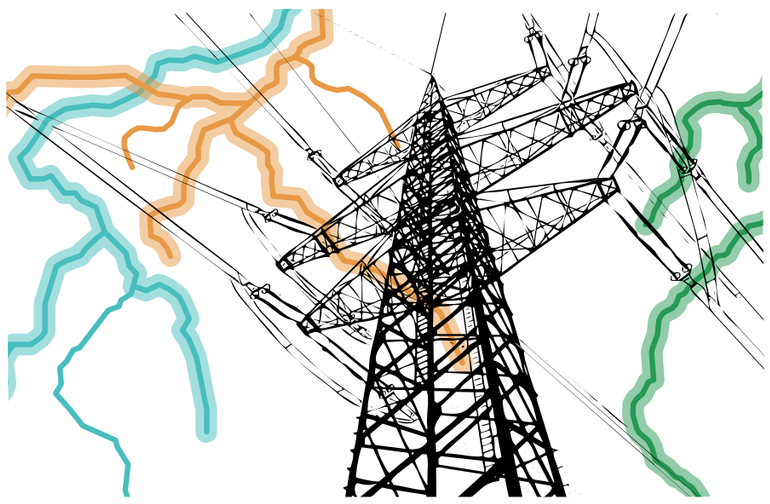
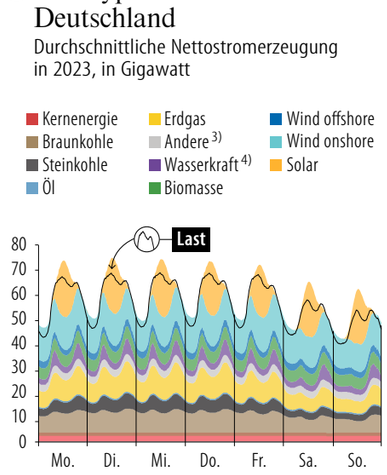


Illustration: Hofbauer/ F.A.Z.Grafik Swierczyna, Schlömer

❸ Eine typische Woche in Deutschland

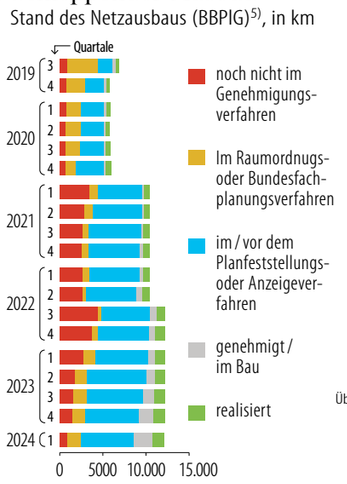
Durchschnittliche Nettostromerzeugung in 2023, in Gigawatt



3) inkl. Geothermie und Müllverbrennung
4) Lauf-, Speicher- und Pumpspeicherwerke

❹ Schleppender Ausbau

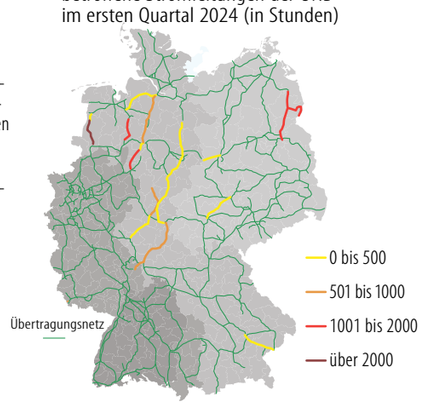
Stand des Netzausbaus (BBPIG)[5], in km



5) BBPIG: Gesetz über den Bundesbedarfsplan

❺ Stromnetze jetzt schon chronisch überlastet

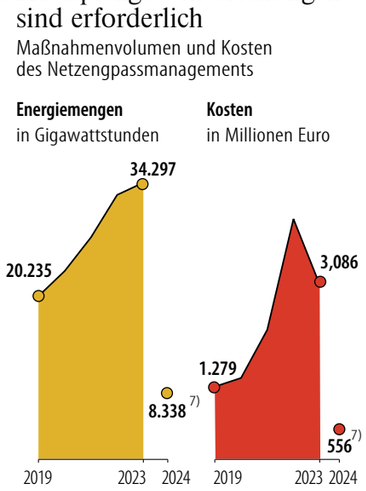
Dauer der Netzeingriffe für besonders betroffene Stromleitungen der ÜNB[6] im ersten Quartal 2024 (in Stunden)



6) Übertragungsnetzbetreiber

❻ Kostspielige Umverteilungen sind erforderlich

Maßnahmenvolumen und Kosten des Netzengpassmanagements



7) Januar, Februar und März

statista Datenrecherche: Mathias Janson

Quellen: Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme; Open Energy Tracker von Roth et al.; Bundesnetzagentur

Alleskönner aus Spaß

Ob Rundfahrten oder Eintagesrennen, ob Bergetappen oder Zeitfahren: Tadej Pogacar dominiert den Radsport nahezu nach Belieben. Die Größten ihres Faches verneigen sich vor den Erfolgen des Tour de France-Siegers. Ist seine Leistung womöglich außerirdisch?

Von Michael Eder, Nimes

Champion aller Klassen: *Tadej Pogacar trägt bei der Tour das Gelbe Trikot bis zum Schluss. Die Konkurrenten Jonas Vingegaard (l.), Primoz Roglic (r.) und Remco Evenepoel (unten) sind chancenlos.*

Fotos AFP, AP (2), EPA

Am Ende war es eine einzige Triumphfahrt. Als Tadej Pogacar am Sonntag in Nizza auf die Promenade des Anglais einbog und die letzten Kilometer unter die Räder nahm, einmal die Promenade hinauf und zurück, konnte er mit Blick aufs Mittelmeer zum letzten Mal ein Bad in der Menge nehmen. Die Schlussetappe der 111. Tour de France, ein Zeitfahren über 33,7 Kilometer mit Start in Monaco, beendete der Wunderknabe des Radsports mit einem überlegenen Sieg. 1:03 Minuten war er schneller als sein Rivale, der Däne Jonas Vingegaard auf Platz zwei, Dritter wurde der belgische Zeitfahrweltmeister Remco Evenpoel weitere elf Sekunden zurück. In der Endabrechnung nach 3498 Kilometern kreuz und quer durch Frankreich lag Pogacar 6:17 Minuten vor Vingegaard, und 9:18 Minuten vor Evenepoel. Pogacar gewann sechs Etappen und fuhr an 19 von 21 Renntagen im Gelben Trikot. Die Fahrt zu seinem dritten Tour-Sieg war eine Demonstration der Stärke von Anfang bis zum Ende. Pogacar hatte im Frühjahr schon überlegen den Giro d'Italia gewonnen. Ein Double der besonderen Art. Der letzte Profi, dem dies gelang, war Marco Pantani 1998.

„Pogacar ist einer wie wir." Wow! Ein größeres Lob kann es nicht geben aus dem Mund von Bernard Hinault, einem der besten Rennfahrer der Radsportgeschichte. Einer wie wir: Soll heißen, einer wie Eddy Merckx, einer wie ich, Bernard Hinault. Dass sich die Legenden in ihm wiederfinden, liegt nicht nur daran, dass Pogacar die großen Rundfahrten derzeit nach Belieben beherrscht. Es ist seine Vielseitigkeit und sein Fahrstil, die nicht nur die Radsportfans, sondern auch die Größten dieses Sports begeistern. Pogacar ist ein Alleskönner, ein Fahrer ohne Schwächen auf jedem Terrain. Er gewinnt Rundfahrten, schwerste Bergetappen, Zeitfahren und klassische Eintagesrennen, Seine Vielseitigkeit unterscheidet ihn diametral von allen Topfahrern, die aktuell im Blickpunkt stehen. Und auch von vielen Tour-Siegern der radsportlichen Neuzeit. Fast alle, auch Vingegaard, waren und sind im Vergleich mit ihm reine Spezialisten. Ihr Horizont beschränkt sich auf Rundfahrten. Pogacar ist anders. Wäre er Formel-1-Champion, würde er auch die Rallye-WM gewinnen und die 24 Stunden von Le Mans dazu.

Pogacar ist kein Mitfahrer. Er ist ein Racer. Einer mit Leidenschaft, einer, der nicht zurücksteckt, der riskant fährt, der sich und sein Material bis an die Grenzen treibt. Dabei ist er kein Armstrong. Keiner, der mit dumpfer Gewalt alles überrollt. Er arbeitet Rennfahren nicht. Das tut er im Training. Im Rennen fährt er wie ein kleiner Junge, der zum Geburtstag ein Rad bekommen hat, und der nun fährt und fährt, nicht auf einem Sportgerät, sondern auf einem Spaßmobil. Die Freude am Radfahren, die Pogacar in jeder Situation ausstrahlt, steht im Gegensatz zu Vingegaard, für den Radfahren kein Spaß ist, sondern Ernst, Arbeit, Pflichterfüllung. Zwei Dinge sind es, die Pogacar aus der Freude am Radfahren in seinen Beruf mitgenommen hat. Eine Leichtigkeit, eine in diesem so harten Sport in dieser Form noch nie gesehene Lässigkeit. Und eine permanente Angriffslust, eine Bereitschaft, ins Risiko zu gehen, Gegner zu testen, sie zu überraschen. Er lässt zum Leidwesen seiner Sportlichen Leiter im Team UAE oft Taktik Taktik sein, lässt es einfach mal drauf ankommen. Wird schon gut gehen.

In diesem Frühjahr gewann Pogacar den schweren italienischen Klassiker Strade Bianche nach einem 80 Kilometer langen Solo. Ein Sieg nach seinem Geschmack. Ein Sieg, der automatisch an Merckx und Hinault erinnerte. Beide waren für solche Husarenritte gefürchtet. Merckx, erzählt man, habe manchmal vor dem Start eines Rennens bei der Besprechung gefragt, wer reißt heute mit aus? Wer fährt mit vom Start weg? Meldete sich keiner, fuhr er alleine. Merckx siegte fünfmal bei der Tour de France, fünfmal auch beim Giro. Er gewann 525 Straßenrennen und 98 auf der Bahn. Er gewann Rundfahrten, Weltmeisterschaften, Klassiker und Sechstagerennen, er gewann Sprints, Bergetappen und Einzelzeitfahren. Das war Eddy Merckx. Und jetzt ist da dieser junge, erst 25 Jahre alte Slowene Pogacar, von dem die großen Alten sagen, er sei einer wie sie, und reiht Sieg an Sieg, Spektakel an Spektakel. Ist er der neue Merckx? Kann er das werden?

Als der Brite Mark Cavendish während dieser Tour seinen 35. Etappensieg feierte und damit Merckx überholte, gratulierte ihm Pogacar im Ziel. „Don't break it!" sagte Cavendish. Lass mir diesen Rekord! „No worry", antwortete Pogacar. Keine Sorge, dazu wird es nicht kommen. Dass er dieses Versprechen halten wird, darauf sollte man lieber nicht wetten. Er steht jetzt schon bei 17 Etappensiegen. Und ist erst 25 Jahre alt. Gewinnt er in den nächsten sechs Jahren im Durchschnitt drei Etappen pro Tour, hätte er mit Cavendish gleichgezogen. Dass Pogacar jeden Sieg holt, den er bekommen kann, hat er in den vergangenen drei Wochen eindrucksvoll bewiesen. Geschenke macht er nicht.

Das ist der eine Pogacar. Ein sympathischer, verspielter, optimistischer, leidenschaftlicher Junge im Körper eines großartigen Rennfahrers. Doch es gibt noch einen anderen Pogacar, und das macht die Sache kompliziert. Um seine Leistungen zu beschreiben, wird um Worte gerungen. Er fahre wie von einem anderen Stern, heißt es. Ein Außerirdischer. Doch welcher Stern soll das sein? Welcher ferne Planet? Mit außerirdischen Leistungen hat man im Radsport schlechte Erfahrungen gemacht. Sie hatten ihren Ursprung im gar nicht so fernen Planeten Doping. Natürlich steht auch Pogacar unter dem Anfangsverdacht, dass seine Leistungen nicht allein auf Talent und Training beruhen. Es gab einen Tag während dieser Frankreich-Rundfahrt, da hatte er es auf die Spitze getrieben. Am zweiten Tour-Sonntag stand in den Pyrenäen die Bergfahrt hinauf zum Plateau de Beille im Programm. Pogacar gewann und pulverisierte den bis dahin gültigen Kletterrekord, den Pantani in Zeiten des Hochdopings aufgestellt hatte. Der Italiener hatte für die 16 Kilometer 43:25 Minuten gebraucht. Pogacar war mit 39:50 Minuten nun fast dreieinhalb Minuten schneller. Dabei trat er im Durchschnitt mehr als sieben Watt pro Kilogramm Körpergewicht, das ist die Währung, in der Bergfahrer rechnen. Bei Pogacars Gewicht, das mit 66 Kilogramm angegeben wird, entspricht das einer durchschnittlichen Leistung von 462 Watt über rund 40 Minuten. Auch am Pla d'Adet, einem zweiten schweren Anstieg in den Pyrenäen, stellte Pogacar einen Rekord auf, den alten hielt seit 2001 Lance Armstrong, der Großmeister des Dopings. Seine Zeit damals: 27:04 Minuten. Pogacar fuhr den Anstieg nun in 25:08 Minuten. Auch dies eine wahrhaft außerirdische Leistung.

Party mit trübem Glanz

Von Michael Eder

Die Party ist vorbei. Drei Wochen Tour de France. Drei Wochen kreuz und quer durch Frankreich. Eine schier endlose Karawane von Rennfahrern, Teambussen, Motorrädern, Schwerlastwagen und Autos, die 3492 Kilometer von Ort zu Ort, von Berg zu Berg hetzen. Hunderttausende an der Strecke, im Hochgebirge bilden sie an den Pässen ein tosendes Spalier, durch das sich die Fahrer hindurchwinden. Für die Fans ist die Tour ein kostenloses Vergnügen. Ihre Bühne ist die Straße, und die gehört jedem. Nicht überall geht es so romantisch zu. In den Städten türmen sich riesige VIP-Landschaften, und die Champagnergläser klingen. In Nizza war das so, aber auch dort, am ungewohnten Zielort dieser Tour, war das Gastspiel der Rennfahrer ein riesiges Volksfest. Nizza war für Paris eingesprungen, weil die Hauptstadt, wo traditionell die letzte Tour-Etappe mit einem Sprint Royal endet, in diesem Jahr Größeres zu organisieren hat: die Olympischen Spiele. Der Umzug nach Nizza hat sich gelohnt. Die sportbegeisterte Stadt hat frischen Wind ins Tour-Finale geblasen. Und den Hauptstädtern zeigen wollen: Seht her: Wir können das auch! Und wie!

Die Party ist vorbei, und es ist nicht alles Gold, was glänzt. Die Tour hat

> Die Stars werden immer schneller. Das wirft alte Fragen auf: Doping? Unerlaubte Mittel?

ein Problem. Die Stars werden immer schneller. Allen voran Tadej Pogacar, dessen Überlegenheit für Aufsehen und Staunen sorgte. Der Slowene fährt so schnell die Berge hinauf wie keiner vor ihm. Viel schneller als die schnellsten Fahrer in den Hochzeiten des Dopings im Radsport. Schneller als Pantani, schneller als Armstrong. Das wirft alte Fragen auf. Doping? Unerlaubte Mittel? Die Antworten klingen nicht überzeugend. Das Material, sprich Rahmen, Laufräder, Schaltung, Bremsen, aber auch aerodynamische Komponenten und die Rennkleidung seien viel besser geworden in den vergangenen Jahren. Jan Ullrich, der gefallene Held des deutschen Radsports, illustriert diesen Erklärungsversuch mit einem Beispiel. Würde er heute zu Hause im Kaiserstuhl mit seinem alten Zeitfahrrad unterwegs sein, käme er auf eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 28 Kilometern pro Stunde. Auf einem aktuellen Zeitfahrrad komme er auf einen Schnitt von 35 Kilometern pro Stunde.

Ein weiterer Erklärungsversuch: Die Wissenschaft habe massiv an Einfluss gewonnen. Viel Geld werde für die Kühlung der Fahrer ausgegeben, für die Regulierung der Körpertemperatur. Das Füllen von Seidenstrümpfen mit Eis, das bei dieser heißen Tour gang und gäbe war, kann man allerdings nur schwer mit teurem Hightech in Verbindung bringen. Viel Aufwand werde auch für die Optimierung der Ernährung betrieben, heißt es. Begonnen hat es beim Team Visma, andere haben nachgezogen. Die Fahrer haben eine App auf dem Handy, dort wird aufs Gramm genau festgelegt, was sie zu sich nehmen. Zu welchem Zeitpunkt, im Training, im Rennen, in den Bergen, am Tag und manchmal auch in der Nacht. 90 bis 120 Gramm Kohlenhydrate pro Rennstunde sind der Standard. Das ist doppelt so viel, wie dies zu Ullrichs Zeiten üblich war. Man hat seither Mittel und Wege gefunden, die Magenverträglichkeit zu erhöhen.

Kann all dies Leistungssprünge erklären, für die nicht nur Pogacar steht, sondern auch Fahrer wie Vingegaard und Evenepoel, die am Plateau de Beille Pantanis Rekord ebenso unterboten haben? Als Radsportfan mag man es gern glauben. Aber je schneller die Fahrer werden, desto schwerer fällt es.

„WÜRDE UNS ÜBERFORDERN"

Die frühere Kulturstaatsministerin Grütters über die Sinnhaftigkeit einer Olympiabewerbung.

Seite 24

NACH DEN SPIELEN DIE NACHT

Wie das Vél d'Hiv, der Tempel des Tempos von Paris, zum Gefängnis für französische Juden wurde.

Seite 25

JUGEND SCHREIBT

An den Stränden Portugals verkaufen Händler die beliebten süßen „Bolas de Berlim".

Seite 26

FAHNE IM SINN, GOLD VOR AUGEN

Alexander Zverev ignoriert seine Schmerzen und macht sich in Hamburg fit für Paris.

Seite 27

„Olympia würde uns überfordern“

Monika Grütters, ehemalige Staatsministerin für Kultur und Medien im Bundeskanzleramt, über die Sinnhaftigkeit einer Bewerbung, über positive und negative Erfahrungen bei der Fußball-Europameisterschaft und warum Kultur und Sport nicht in einem gemeinsamen Ministerium gebündelt werden sollten.

Frau Grütters, Sie haben während der Fußball-Europameisterschaft beim Kabarett „Stachelschweine“ ein Spiel der deutschen Nationalmannschaft kommentiert…
Das zähe Unentschieden gegen die Schweiz.

Konnten Sie es schönreden?
Kaum. Die Schweizer hatten Kroos aus dem Spiel genommen. Neuer hat glücklicherweise einige Schüsse gehalten, und Füllkrug hat in letzter Minute unsere Ehre gerettet. Freude kommt auf, wenn die Mannschaft richtig schön spielt.

Haben Sie die Seiten gewechselt in der Konkurrenz zwischen Kultur und Sport?
Gibt es eine Konkurrenz? Wir haben doch auch vieles, das uns verbindet.

Der Sport jedenfalls guckt neidisch auf den Etat Ihrer Nachfolgerin als Kulturbeauftragte der Bundesregierung. Er liegt bei mehr als zwei Milliarden Euro. Der Sport bekommt von der Innenministerin im nächsten Jahr 320 Millionen.
Mehr Subvention hat der Sport offenbar nicht nötig. Man muss nur bedenken, was für ein irres Geschäft Sport mittlerweile ist. Beim Sponsoring und bei den Fernsehverträgen tickt das Sport-Business ja ganz anders als die staatlich geförderten Kulturinstitutionen. Das führt allerdings dazu, dass manche Klubs fast schon perverse Gehälter und Ablösesummen zahlen. Das Kommerzielle ist beim Sport viel stärker ausgeprägt als in der Kultur, jedenfalls solange es nicht um die Breite geht, sondern um die Stars. Davon gibt es im Kulturbetrieb nur wenige vergleichbare.

Sie alle brauchen kein Geld vom Staat.
Man denkt immer, Kultur sei Elite und Sport ein Massenphänomen. Die 6700 Museen in Deutschland haben jährlich 114 Millionen Besucher. Das sind fast zehnmal so viele, wie alle Fußball-Bundesligaspiele in die Stadien bringen.

Gut zwölf Millionen.
Sport und Kultur sollten nicht konkurrieren um Sympathie, Priorität und am Ende Geld aus staatlichen Kassen. Sondern sie sollten bedenken, wie sie gemeinsam die Gesellschaft gestalten können.

Der Deutsche Olympische Sportbund und Kulturrat fordern, die nächste Regierung solle ein eigenständiges Ministerium für Sport und Kultur schaffen…
Das wundert mich nicht. Olaf Zimmermann…

Geschäftsführer des Kulturrats.
…schlägt immer wieder diese Brücke. Aber worin bestünde der Mehrwert? Ich trete seit Jahren vehement dafür ein, dass an prominenter Stelle des Grundgesetzes der Satz eingefügt wird: „Der Staat schützt und fördert die Kultur.“ Aber nicht als einer von vielen Bereichen. Der Satz soll etwas aussagen über unser Selbstverständnis als Kulturnation, als Wesenszug einer wehrhaften und selbstkritischen Demokratie. Es geht eben nicht nur darum, Fördermöglichkeiten zu eröffnen. Die Kultur ist doch keine Mitläuferin des Sports! Schon damals hat mich diese Idee des Kulturrats genervt. Dass man der Kultur ihren Eigenwert nimmt, das, was sie von allem anderen in der Gesellschaft unterscheidet: Sie wirkt als Diskursraum und als kritisches Korrektiv. Das darf man nicht dem Interesse, nur breite Mehrheiten zu erreichen, unterordnen. Sie soll es bitte nicht klandestin, sondern ganz selbstbewusst in den Grundwertekatalog schaffen.

Sind Sie für Sport im Grundgesetz?
Ja. Aber man muss das völlig anders begründen als das Staatsziel Kultur. Wenn es für das Staatsziel Kultur keine Mehrheit in der Politik gibt, dann müssen wir mehr Überzeugungsarbeit leisten. Wenn Kultur und Sport sich zusammentun, geht der Eigenwert beider Milieus verloren. Im Schlepptau eines anderen Milieus ins Grundgesetz zu gelangen entspricht weder der Würde der Kultur noch den Leistungen des Sports.

Was leistet die Kultur, was der Sport nicht leistet?
Nationale Identität erwächst zuallererst aus dem Kulturleben eines Landes. Wir gönnen uns ein reiches kulturelles Erbe. Wir ermutigen aber auch Künstler zu avantgardistischen Leistungen. Die Überzeugung hinter der Förderung der Gegenwartskunst ist, dass es die kritischen Künstler sind, Intellektuelle, die durch ihren Mut zum Experiment fortschrittliche Erkenntnisse zu Tage fördern und unbequeme Fragen stellen. Sie sind nicht das Ergebnis wirtschaftlichen Wohlstands, sondern sie gehen ihm voraus. Kultur ist aber vor allem eins: Sie ist Ausdruck von Humanität. Wir fördern sie, weil sie nicht einem Zweck dienen sollen, nicht gefallen, nicht den Interessen eines Geldgebers dienen. Der Diskurs bewahrt die Gesellschaft vor Lethargie und Schläfrigkeit und vor neuen totalitären Anwandlungen. Artikel fünf des Grundgesetzes sagt: Wissenschaft und Kultur sind frei. Dies ist die Lehre aus dem Zusammenbruch zweier Diktaturen in einem Jahrhundert. Autoritäre Systeme beginnen immer damit, dass sie Künstler und Intellektuelle mundtot machen. Dem stellen wir heute unsere Überzeugung von der Förderwürdigkeit auch unkonventioneller Kunst und Kultur entgegen.

Völkerverständigung: *„Gemeinschaftserlebnis“ im Olympiastadion während der EM*
Foto Picture Alliance

Und der Sport?
Er bringt eine andere Leistung für die Gesellschaft – vor allem das große Gemeinschaftserlebnis, die Völkerverständigung und das Einüben gültiger Regeln. Sport fördert die Gesundheit. Er schafft Verbindung über viele soziale Grenzen hinweg, wie auch Kultur. Sport entwickelt sich aus der Breite der Gesellschaft in sehr vielen Sportarten in eine sehr bewunderte Spitze. Der hohe gesellschaftlich-soziale Wert des Sportes wird von niemandem infrage gestellt.

Die Sportorganisationen argumentieren seit bald zwanzig Jahren für die Aufnahme des Sports in die Verfassung. Die Forderung nach einem eigenständigen Ministerium für Sport und Kultur ist neu. Warum sind Sie dagegen?
Ich halte das für ein taktisches Manöver, in dem das eine Milieu dem anderen eine Mehrheit verschaffen soll. Zusammen bekommen sie mehr Unterstützung als mit ihren jeweils eigenen Begründungen. Aber damit tun sie weder dem Sport noch der Kultur einen Gefallen. Ich glaube, es gibt Sparten, die besser zusammenpassen würden. Etwa Kultur mit Bildung und

ANZEIGE

Wie gut kennen Sie die Olympischen Spiele?
Beweisen Sie Ihr Wissen im F.A.Z. News-Quiz und vergleichen Sie sich mit anderen Lesern!

Jetzt mitmachen unter:
faz.net/olympia-quiz

Wissenschaft. Die Eigenständigkeit hat der Kultur gutgetan, sie hat mehr Sichtbarkeit und Eigenständigkeit, wenn sie bei einer Staatskanzlei im Bundesland angesiedelt ist und die Protektion des Ministerpräsidenten hat; in meinem Fall war es die der Bundeskanzlerin.

Genau das hätte der Sport auch gern.
Dann müssen die Sportfunktionäre besser bei „ihren“ Ministerien werben. Der Sport sollte eher seine gesamtgesellschaftliche Wirkung als den Nutzen für den Einzelnen herausstellen.

Die Diskussion vom Bewegungsgipfel über Gesundheitsreform bis zum Sportstättenbau zeigt, dass die vielen Facetten des Sports und seiner Wirkung viel mehr Ressorts betreffen als eines allein: Bildung, Soziales, Stadtentwicklung…
…Integrationspolitik, Gesundheit. Ja, das sind Querschnittsaufgaben. Dazu kommt die Förderung der Olympiamannschaft. Ich finde, dass der Sport nicht von einem Abteilungsleiter im Innenministerium mit erledigt werden sollte. Seine Vielfalt spricht dafür, dass seine Unterstützung mindestens auf Staatssekretär-Ebene sichtbar sein sollte.

Ist Sport nicht auch Teil der Kultur?
Man könnte zu dieser Sicht neigen, wenn man bedenkt, wie viele Künstler sich mit Sport beschäftigt haben. Von 1912 bis 1948 hat es bei den Olympischen Spielen Kunstwettbewerbe gegeben. Das finde ich spektakulär.

Würden Sie das gern wieder haben? Wettbewerbe in Kunst und Geistesleistungen in Paris 2024?
Man könnte fragen: Was macht ihr Kreativen, was bedeutet ein solches sportliches Großereignis für euch? Das hätte ein spielerisches Element. Aber sich am anderen zu messen, festzustellen, dass man das schönere Bild gemalt hat, dieser Wettbewerb, ist nicht das Prinzip der Kultur, es ist vielmehr das Stilprinzip des Sports. Aber dass die Kultur dem Sport huldigt, indem sie mit einer Ausstellung, mit Musikereignissen mitmacht, das wäre nicht nur schön, sondern es spricht auch unterschiedliche Zielgruppen an. Es fordert auf zum Perspektivenwechsel, erweitert den Horizont, sorgt für Empathie und erhöht die Akzeptanz.

Das klingt nach dem Kulturprogramm, wie wir es bei der Fußball-Europameisterschaft erlebt haben und das sich der Bund gut 13 Millionen Euro hat kosten lassen.
13,2 Millionen. Das Geld musste ich damals besorgen…

Ist es richtig, Kulturprogramme an Sportereignisse anzuflanschen, wie es üblich geworden ist?
Die Kategorien richtig oder falsch finde ich nicht angemessen. Die Frage muss doch eher lauten: Tut uns das gut? Das tut es, weil es ein Licht darauf wirft, welche wichtige Rolle der Sport im gesellschaftlichen – und im Weltgeschehen spielt. Wir alle sind doch mehr als nur passive Zuschauer. Von den Hymnen bis zu den Fußball-Bildern und -Skulpturen von Lüpertz und zurück zu den Texten von Ostermaier und Rinke: Sie schaffen den Übergang zwischen diesen beiden Welten.

Welches sind Ihre Sportarten?
Fußball finde ich fast zu aufregend, vor allem wenn wir dabei sind, unsere Nationalmannschaft. Dann muss ich mich während der Übertragung regelrecht ablenken. Turnen mag ich sehr. Meine Schwester war Profi-Balletttänzerin und ist inzwischen Tanz-Therapeutin. Deshalb interessiert mich der Tanz in all seinen großartigen Facetten sehr. Ich finde Eiskunstlauf toll. Und ich war schon einige Male bei den Eisbären; der Sohn meines Fahrers spielt dort, der Eishockey-Nationalspieler Jonas Müller.

Sind Sie als Münsteranerin zu Radsport verpflichtet?
Nicht verpflichtet, sondern mit großer Lust und Freude bin ich dabei. Nicht nur, weil ich beinahe täglich auf dem Rad sitze, ganz gemütlich. In Münster bekommt man zur Taufe ein Fahrrad, und wenn man mit drei Jahren nicht draufsitzt, ist man in dieser Stadt verloren. Radfahren ist eine Kernkompetenz, die man in meiner Heimatstadt aus geradezu überlebenstechnischen Gründen beigebracht bekommt. Mein Bruder hat auf dem Fahrrad die halbe Welt umrundet. Ich gondel mit meinem Drahtesel, der Panther heißt, gern durch den Tiergarten in Berlin, wenn er nicht gerade total vergittert ist wegen der Fußball-EM.

Foto dpa
Monika Grütters

Warum müssen Sport und Spitzensport gefördert werden?
Weil wir Vorbilder brauchen. Weil wir, wie in der Kultur, Talenten die Chance geben müssen, sich zu entwickeln und mit den Besten der Welt ihre Kräfte zu messen. Das ist nicht nur für den Einzelnen wichtig, sondern für die ganze Gesellschaft. Es geht darum, Freude an der Leistung zu vermitteln, Elite zu sein im allerbesten Sinn des Wortes. Auch das haben Kultur und Sport gemeinsam, und in der Spitze wird sichtbar: Dort herrschen Toleranz und Weltoffenheit. Egal wo die Protagonisten herkommen, liefern sie gemeinsam eine Performance, die den Horizont erweitert und Zehntausende, vielleicht Millionen erfreut. Und sie entwickeln dabei ihre ganz eigene Ästhetik.

Liegt es im nationalen Interesse, möglichst viele Goldmedaillen zu holen bei Olympischen Spielen?
Wir alle freuen uns doch über Erfolge. Es gibt da einen gesunden Patriotismus, und ich teile die Lust der Zuschauer daran, ihre Mannschaft anzufeuern. Aber den Sport für staatliche Zwecke zu instrumentalisieren, die Athleten zu vereinnahmen: Das würde dem Sport nicht nur seiner Möglichkeiten, sondern auch seines Wertes berauben. Das hat mir bei der Fußball-Europameisterschaft gefallen: die identitätsstiftende Wirkung der Spiele. Fan-Märsche der Schotten, die orange-geflutete Fanmeile mit den Niederländern, die fröhlichen Polen, Engländer und Spanier, die sich sogar beim Endspiel fair begegneten. Ich habe sie alle in Berlin gesehen. Die nationalen Gefühle kamen entspannt und fair rüber. Das war das Schöne an der EM. Weniger schön war natürlich die Blockade des alltäglichen Berufslebens in Berlin–Mitte. Man wurde ja echt daran gehindert, seiner Wege zu gehen – drei Monate lang. Und wer das aussprach, galt sofort als Spielverderber. Schade.

Sie sprechen nicht von Ablenkung, sondern von Absperrgittern.
Ich kam nicht von Ost nach West, nicht von Süd nach Nord, ich musste auf die Straße mit dem Rad, statt durch den Tiergarten zu radeln. Ich brauchte doppelt so lang für alle Wege. Ich finde es grenzwertig, dass Menschen, die arbeiten, sehen müssen, wo sie bleiben. Ich ärgere mich darüber, dass man Alltag und Berufsleben für die Zeit der Europameisterschaft völlig ausgeblendet hat und es leider auch keine erkennbaren Versuche der Verständigung dazu gab. Aber schlussendlich sind wir alle froh, dass die EM so gut und friedlich abgelaufen ist.

Bei der WM 2006 war alle Welt überrascht von den Deutschen…
Das Sommermärchen.

Nun sind wieder alle überrascht. Ist die Idee, sich als Gastgeber positiv darzustellen, schiefgegangen?
Nein, da ist nichts schiefgelaufen. Leider trübt nur die Bahn das gute Bild. Dass die Dysfunktionalität der Bahn, die wir alle hier seit Jahren ertragen, sich nun so bitter bemerkbar macht in den Augen der Welt, dafür schämt man sich. Ich hoffe, dass die Besucher Deutschlands nicht nur diese Eindrücke mitnehmen. Ich finde, wir Deutschen waren gute Spieler, gute Verlierer und noch bessere Gastgeber.

Wie stehen Sie zu einer Olympiabewerbung Deutschlands?
Die Parallele zu Berlin 1936 finde ich äußerst heikel. Mit dem Anspruch, hundert Jahre danach zeigen zu wollen, dass Deutschland ein weltoffenes, tolerantes, vielfältiges Land und also ganz anders als die Propagandamaschine der Nazis ist, würden wir uns überfordern. Die permanente Verbindung zur Nazizeit tut uns nicht gut. Alle sehen ja, dass wir uns seit Jahrzehnten bemühen, mit diesem Aspekt unserer Geschichte angemessen umzugehen. Es tut uns gut und die Welt profitiert davon, dass wir uns aus der Erfahrung des Zusammenbruchs auf ehrliche Art in die Gemeinschaft der Völker zurückgearbeitet haben – übrigens nicht zuletzt durch eine auskömmliche Kulturförderung Und Offenheit gegenüber zuweilen unbequemen Positionen.

Wäre 2040 besser?
Wenn ich sehe, wie dysfunktional Berlin noch ist, dass die Stadt im simplen Alltag schon viel zu oft nicht funktioniert: Wir sollten uns erst um ein solches Großereignis bewerben, wenn wir alltagstauglich sind. Dass so eine Veranstaltung mehr Geld in die Kassen spült, als sie kostet, dass wir dann schnell die Wohnungen bekommen, die jetzt schon fehlen, traue ich Deutschland zurzeit nicht zu. Olympia hier wäre eine Überforderung.

Im Herbst könnte ein Mann Ministerpräsident werden, der SA-Parolen gebraucht, eine Partei an die Macht kommen, deren Vorsitzender die Nazizeit als Fliegenschiss der Geschichte bezeichnet hat.
Der von einem „Denkmal der Schande“ in der Mitte Berlins spricht. Populistische Kreise würden solche Großveranstaltungen selbstverständlich kapern und sich in diesem Kontext inszenieren. Sie können das besser als demokratische Parteien und deren Volksvertreter. Die vermeintlich einfachen Wahrheiten, die die Populisten verbreiten, machen uns deshalb so ratlos, weil wir wissen, wie wenig davon zutrifft und wie differenziert man sie entzaubern müsste.

Ist dies ein Grund, auf eine Olympiabewerbung zu verzichten?
Nein. Aber ob ausgerechnet die Olympischen Spiele in Deutschland die richtige Antwort auf populistische Strömungen sind, wage ich zu bezweifeln. Gut organisieren können wir, aber unsere Infrastruktur gibt es derzeit einfach nicht her – Stichworte Fachkräftemangel, Digitalisierung, Verkehrswege, Unterkünfte. Da ist es mir lieber, wir empfehlen uns in den Augen der Welt durch überzeugende Leistungen erfolgreich geförderter Athleten, durch ein begeisterungsfähiges Publikum und, ja, auch durch beglückende kulturelle Highlights. Denn im Sport gilt genau wie in der Kultur: Spitzenleistungen einzelner und toller Solisten faszinieren und begeistern uns. Und in Orchestern oder im sportlichen Mannschaftsspiel werden wir Zeugen eines selbstverständlichen internationalen Miteinanders. Keine Theorie ist so überzeugend wie diese Praxis des Aufeinandereingehens, des Hörens auf laut und leise, auf Takt und Tonart. Dass eine ganze Gruppe erstklassiger Einzelkämpfer sich auf das Gemeinschaftserlebnis und -ergebnis einlässt – das zu sehen ist für uns alle ein großes Glück.

Das Gespräch führte **Michael Reinsch.**

Eröffnung wie geplant

Keine „spezifische Bedrohung“ der Spiele

chwb. PARIS. Die Organisatoren der offiziell am Freitag in Paris beginnenden Olympischen Spiele sind sicher, dass die auf der Seine geplante Eröffnungsfeier stattfinden wird. „Nach unserem Kenntnisstand gibt es keine spezifische Bedrohung der Sicherheit der Olympischen Spiele“, sagte der geschäftsführende Innenminister Gérald Darmanin dem „Journal du Dimanche“: „Ich bestätige, dass die Eröffnungsfeier in der vom Präsidenten der Republik angekündigten Form stattfinden wird.“ Dabei sollen die Sportler auf Booten die Seine hinab bis zum dem Eiffelturm gegenübergelegenen Trocadéro fahren. Weder die französischen Sicherheitsbehörden und Geheimdienste noch ausländische Geheimdienste hätten eine „exogene Bedrohung“ festgestellt. Es gebe bei einer kurzfristigen Veränderung der Lage allerdings weiterhin einen Notfallplan.

Den Mitgliedern der Exekutive des Internationalen Olympischen Komitees war bei ihrer Tagung am Samstag eine Präsentation zum Sicherheitskonzept der Spiele gezeigt worden. IOC-Sprecher Mark Adams betonte auf einer anschließenden Pressekonferenz, der Angriff auf einen Polizisten in Paris am Donnerstagabend, bei dem dieser verletzt wurde, sowie ein Angriff auf einen Taxifahrer in Le Mans am Dienstag hätten keinen Bezug zu den Olympischen Spielen gehabt. In letzterem Fall wurde der polizeibekannte Täter am Freitag in Yvelines westlich von Paris gefasst, ihm wird eine terroristisch motivierte Tat vorgeworfen. Die Wettkämpfe in Paris beginnen bereits vor der Eröffnungsfeier am Freitagabend mit Vorrundenspielen in den Fußball- und Rugbywettbewerben der Männer.

Darmanin sagte, seine Behörden hätten insgesamt 960.000 Profilabfragen vor den Spielen durchgeführt. Insgesamt sei 4340 Personen die Akkreditierung verweigert worden, darunter „weniger als 100“ Personen wegen des Verdachts, sie würden die Akkreditierung zu Spionagetätigkeiten nutzen. Entsprechende Versuche habe es aus „Russland, Weißrussland und weiteren Ländern“ gegeben.

In Kürze

Minge statt Oberdorf

Janina Minge vom VfL Wolfsburg ersetzt Lena Oberdorf im Kader der DFB-Frauen bei den Olympischen Spielen in Paris. Oberdorf hatte im letzten Testspiel gegen Österreich eine Kreuz- und Innenbandverletzung im rechten Knie erlitten und wird auch ihrem neuen Klub Bayern München monatelang fehlen. sid

Rekord für BMW

Motorradstar Toprak Razgatlioglu hat in der Superbike-WM seinen zehnten Saisonsieg erkämpft und ist damit in der Rennserie erfolgreichster BMW-Pilot der Geschichte. Im ersten Rennen auf dem Kurs im tschechischen Most setzte sich der 27 Jahre alte Türke am Samstag vor Danilo Petrucci und Andrea Iannone (beide Ducati) durch. sid

Dressurteam ohne Klimke

Wechsel im deutschen Dressurteam für Paris: Anstelle von Ingrid Klimke wird Sönke Rothenberger mit seinem Wallach Fendi den Platz als Ersatzreiter einnehmen. Klimke muss wegen einer Verletzung ihres Hengstes Franziskus auf die Reise nach Frankreich verzichten. sid

Volleyballer verlieren

Die deutschen Volleyballer haben ihre Olympia-Generalprobe verpatzt. In Saarbrücken verlor die Auswahl gegen den dreimaligen Olympiasieger Brasilien 1:3 (18:25, 22:25, 25:20, 21:25). dpa

Nadal verpasst Turniersieg

Der ehemalige Tennis-Weltranglisten-Erste Rafael Nadal hat seinen 93. Turniersieg auf der ATP-Tour verpasst. Der 38-jährige Spanier verlor das Endspiel im schwedischen Ort Bastad 3:6, 2:6 gegen den an Nummer sieben gesetzten Portugiesen Nuno Borges. dpa

Ergebnisse auf FAZ.NET

Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sport-Resultate aus aller Welt.
faz.net/ergebnisse

Einarmiges Reißen, einarmiges Stoßen: *Der Franzose Charles Rigoulot gewinnt 1924 im Vél d'Hiv Gold im Gewichtheben.*
Foto Getty

Festgehalten, deportiert, ermordet: *Juden 1941 im Konzentrationslager Drancy*
Foto Picture Alliance

Nach den Spielen die Nacht

Das Vél d'Hiv, Tempel des Tempos von Paris, war 1924 Austragungsort Olympischer Spiele. Jahre später wurde es zum ersten Gefängnis französischer Juden auf dem Weg nach Auschwitz.

Von Christoph Becker, Drancy

Box-Finale im Schwergewicht: *Otto Von Porat gegen Sören Petersen im Vél d'Hiv*
Foto AFP/Getty

Olympische Spiele direkt unterm Eiffelturm gab es schon vor 100 Jahren. Gewichtheber, Boxer, Ringer, Florettfechter in einer Kathedrale der Moderne, einem Tempel des Tempos. Als Olympia das zweite Mal nach Paris kam, im Sommer 1924, stand das Vélodrome d'Hiver schon fünfzehn Jahre an der Ecke, auf der die Rue Nélaton auf den Boulevard de Grenelle trifft, 600 Meter entfernt vom berühmtesten Wahrzeichen in Frankreichs Hauptstadt.

Mit Radsport ließ sich schon Anfang des 20. Jahrhunderts gutes Geld verdienen, keiner wusste das besser als Henri Desgrange, dessen Tour de France im Februar 1910, als sein Vél d'Hiv, sein Wintervelodrom, die Bahn frei gab, schon siebenmal ausgetragen worden war. Im Sommer zuvor hatte sie François Faber gewonnen, der, in der Normandie geboren, für das Land an den Start gegangen war, aus dem seine Eltern stammten: Luxemburg. Wie wenig Zeit sein Jahrhundert, der moderne Sport und der moderne Krieg, den Menschen ließ, zeigt schon Fabers Schicksal. Der erste Ausländer, der die Tour gewann, starb im Frühsommer 1915 nördlich von Arras als Fremdenlegionär, getroffen von einer Kugel eines der Soldaten des deutschen Kaisers. Im Vél d'Hiv, 17.000 Zuschauer, mehr als 1000 Glühbirnen, Glasdach, Holzbahn, läuft der Betrieb auch während des Ersten Weltkriegs. Und als der Krieg vorbei ist, die Zwanzigerjahre um die Ecke biegen, rasen die Fahrer im Pariser Sechs-Tage-Rennen durch rauschende Nächte.

Im Sommer 1924 rufen das Internationale Olympische Komitee und ihr Präsident Pierre de Coubertin die besten Sportler der Welt zum zweiten Mal nach Paris. Die Deutschen müssen zu Hause bleiben, in den riesigen Tempel des Tempos ziehen im Juni und Juli 1924 die Kraftsportler und Fechter, aber jene, die das Florett führen. Alexandre Lippmann, der Urenkel von Alexandre Dumas, dem Schöpfer der drei Musketiere, schwingt den Degen in der Fechthalle am Stade de Colombes, dem Olympiastadion von damals, in dem der Großteil der Wettbewerbe ausgetragen wird, draußen in der Vorstadt – noch so eine Parallele zu den Spielen 100 Jahre später. Auch hier räumt der Sport später dem Krieg das Feld, ab September 1939 werden deutsche und österreichische Exilanten im Stade de Colombes interniert, unter ihnen Walter Benjamin. In diesem Sommer wird im Stadion in Colombes das Hockeyturnier ausgetragen.

Ins Vél d'Hiv kommt im Sommer 1924 ein Schweizer Gewichtheber, der zwar nur im Halbschwergewicht bis 82,5 Kilogramm antritt, aber einen für Kraftsportler großartig klingenden Namen hat: Fritz Hünenberger. Und tatsächlich, stärker als Hünenberger ist nur der Franzose Charles Rigoulot. Von den Gewichthebern wird damals deutlich mehr verlangt als heute: einarmiges Reißen, einarmiges Stoßen, beidarmiges Drücken, beidarmiges Reißen, beidarmiges Stoßen. Bei den Ringern wiederum gewinnen die Finnen sechzehn Medaillen, der Rest der Welt, jedenfalls des Teils, der Ringer schickt, teilt sich die anderen 23. Finnlands Ringkämpfer sind neben dem Läufer Paavo Nurmi der zweite wesentliche Grund, warum der Medaillenspiegel das junge Finnland noch vor Frankreich auf Platz zwei führt. Nur die Amerikaner gewinnen mehr Goldmedaillen in Paris 1924.

Stärkster Boxer im Olympia-Sommer des Vél d'Hiv ist der norwegische Schwergewichtler Otto von Porat, der begütert und gebildet aufwuchs, dessen Familie ihren Wohlstand im Ersten Weltkrieg aber einbüßte, sodass die Sprösslinge gezwungen waren, mit ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen. Von Porat hatte durchschlagenden Erfolg. Auf die Goldmedaille in Paris folgt eine Profikarriere, die ihn bis auf die andere Seite des Atlantiks führt, in die andere großen Kathedrale des Sports und des Entertainments der Zwanziger, in den Madison Square Garden von New York City.

Der offizielle Bericht zu den Spielen von 1924 führt an, für die Wettbewerbe im Vél d'Hiv seien insgesamt 547.837 Eintrittskarten verkauft worden. Über fünf Millionen sind es demnach für Paris 1924, einschließlich der „Wintersportwoche" in Chamonix im Februar. Der Sport fasziniert die Massen.

Als die Spiele vorüber sind, wird im Vél d'Hiv weiter gerast. Angeblich liest Hemingway während einer Ausgabe der Six Jours de Paris sein Buch „A Farewell to Arms" (deutscher Titel: In einem anderen Land) in einer Loge an der Start-und-Ziellinie Korrektur. Als die Nationalsozialisten 1933 in Deutschland an die Macht kommen, landet das Buch auf der Liste der zu verbrennenden Bücher. Als die Nationalsozialisten ein paar Jahre später nach Paris kommen, lassen sie jüdische Familien im Vél d'Hiv einsperren.

18 Jahre nachdem die Olympischen Spiele hier zu Gast waren, verhaftet die französische Polizei im Auftrag der Deutschen am 16. und 17. Juli 1942 13.152 Menschen, unter ihnen 4115 Kinder. Es ist die Polizeiaktion, die als „Rafle du Vél d'Hiv" wie kaum eine andere für die Kollaboration des Vichy-Frankreichs mit den deutschen Besatzern steht. 8160 Menschen werden in der Folge im Vélodrome d'Hiver eingepfercht, tagelang, fast ohne Nahrung, fast ohne Wasser, unter atemraubend unhygienischen Zuständen. Bis zu einhundert Menschen bringen sich in diesen Tagen um, stürzen sich von den Tribünen in den Tod. Für die allermeisten anderen ist es das erste Gefängnis auf dem Weg in die deutschen Vernichtungslager, auf dem Weg in den Tod. In das nächste bringen sie Busse der städtischen Pariser Verkehrsbetriebe. Zum Beispiel nach Drancy in die Cité de la Muette, auf deutsch: die Stadt der Stummen.

Der Weg zum Sammellager Drancy führt in die Vorstadt, die Banlieue. Metrolinie 5, Endhaltestelle Bobigny-Pablo Picasso. Bobigny liegt im Departement 93, Seine-Saint-Denis, dem Herz der Olympischen Spiele von 2024. Das Stade de France, das Olympische Dorf, die Schwimmhalle liegen in St. Denis, acht Ki lometer westlich. Von der Endhaltestelle der Linie 5 führt der Weg aus Bobignys architektonischem Brutalismus, vorbei an Gerichtsgebäude, Industrie- und Handelskammer und Polizeistation über Rue du 8 Mai 1945 entlang der Rue de la Liberté in die Vergangenheit. Bis in die Cité de la Muette. Zum Memorial de la Shoah in Drancy.

In den 1930er-Jahren wurde hier mit dem Bau der Plansiedlung Cité de la Muette begonnen, sozialer Wohnungsbau in der Vorstadt nach modernen Maßstäben. Die Wohnungen der u-förmig angelegten Bauten sollen vor allem Komfort bieten: fließend Wasser, Einbauküchen, kulturelle und soziale Anlaufpunkte vor Ort. Zwei Türme mit je 15 Stockwerken gelten als erste Wolkenkratzer im Großraum Paris. Doch dem Projekt ging das Geld aus. Die Wohnungen sind noch nicht fertig, als die Deutschen Frankreich 1940 besetzen. Aus der Plansiedlung wird zunächst das Front-Stalag 111. Ab August 1941 werden hier in Paris und anderenorts verhaftete Juden festgehalten. Ein knappes Jahr später auch die im „Rafle du Vél d'Hiv" Verhafteten. Drancy wird zum Transitcamp. Von den nahe gelegenen Bahnhöfen in Le Bourget und Bobigny fahren die Züge nach Auschwitz, nach Majdanek, nach Sobibor, nach Kaunas. Der letzte Transport verlässt Drancy am 17. August 1944 und mit ihm der inzwischen zum Lagerkommandanten aufgestiegene SS-Mann Alois Brunner. Eine Woche später wird Paris befreit, Brunner gelingt nach Kriegsende die Flucht nach Damaskus, wo er, in absentia in Frankreich zum Tode und zu lebenslanger Haft verurteilt, vermutlich bis ins 21. Jahrhundert lebt.

Nach den Verhaftungen vom 16. und 17. Juli 1942 werden Kinder und ihre Mütter zunächst in weiter außerhalb von Paris gelegene Lager gebracht. Dort werden sie von ihren Müttern, die umgehend in den Tod in Auschwitz geschickt werden, getrennt, anschließend allein nach Drancy verfrachtet und unter den dort inhaftierten, ihnen fremden Erwachsenen gefangen gehalten. Sie schlafen auf Stroh, alle zwei Wochen dürfen sie duschen. Die Dauerausstellung des Memorial de la Shoah in Drancy, dem U der Wohnungen der Cité de la Muette gegenübergelegen, mit Blick auf den an die Deportationen gemahnenden Frachtwaggon in ihrer Mitte, erinnert an die Verbrechen.

Wer in diesem Jahr den Weg hierher findet, vielleicht aus Bobigny, entlang der Rue de la Liberté, ob in den nun folgenden Olympiawochen oder später im Jahr, bis zum 1. Dezember, der kann neben der Dauerausstellung auch die Ausstellung „Paris 1924 – Paris 2024, Olympische Spiele – Spiegel der Gesellschaften" sehen. Hier, im Kellergeschoss des Museumsgebäudes, zeigen sich die Fäden, an denen Sportler und Zuschauer stets hängen, die sie verknüpfen mit dem Politik ihrer jeweiligen Gegenwart. Hier werden die großen, die olympischen Geschichten angerissen vom Missbrauch der Spiele durch Diktatoren und ihre totalitären Gesellschaften. Hier sprechen Fotos und Namen von den Schicksalen der Sportler und Sportlehrer, die im Sammellager Drancy festgehalten wurden, bevor sie deportiert und umgebracht wurden: Sprechen von Paule Nakache, geboren am 12. Oktober 1915 in Constantine, Algerien, und ihrer Tochter Annie, zwei Jahre alt. Janine Delvaille, geboren am 8. Juli 1921 in Biarritz. Von Leopold Estermann, geboren am 9. April 1910, in Sereth, Österreich-Ungarn. Alle ermordet in Auschwitz. Von Marcelle Giudici, geboren am 5. September 1917 im 9. Arrondissement von Paris, ermordet in Auschwitz, von Madeleine Heilbronn, geboren am 2. Dezember 1908 in Straßburg, ermordet in Auschwitz. Sprechen von Alfred Nakache, Ehemann von Paule, Vater von Annie, geboren am 18. November 1915 in Constantine, Vierter mit der französischen 200-Meter-Freistilstaffel. Weltrekordschwimmer. Überlebender von Auschwitz und Teilnehmer der Olympischen Spiele von London 1948.

Und von hier, aus dieser Ausstellung, fällt der Blick unweigerlich zurück in diese Kathedrale der Moderne des 20. Jahrhundert, das Vél d'Hiv, Austragungsort der Olympischen Spiele 1924. Am 26. Oktober 1931 boxt hier „Young" Perez gegen den Amerikaner Frankie Genaro, Olympiasieger von 1920. Perez, geboren als Messaoud Hai Victor Perez am 18. Mai 1911 in La Hara, dem jüdischen Viertel von Tunis, schlägt den Amerikaner in der zweiten Runde k. o. Der 20 Jahre alte Jude ist Weltmeister. Die Pariser feiern ihn, Tunis bereitetPerez einen großen Empfang. Perez genießt das Leben, die Karriere wird zweitrangig. Der letzte Anlauf auf ein Comeback misslingt am 11. November 1938, zwei Tage nach dem von den Nationalsozialisten orchestrierten Pogrom gegen deutsche Juden in der Deutschlandhalle in Berlin. Als die Deutschen Frankreich besetzen, weigert sich Perez, den Anordnungen des Vichy-Regimes zur Registrierung jüdischer Bürger Folge zu leisten. Am 18. Juni 1943 wird Perez in einem Pariser Hotel wegen der Weigerung, den gelben Stern zu tragen, verhaftet. Er wird nach Drancy geschafft und kämpft dort, wie später in Auschwitz, in Schaukämpfen. Am 18. Januar 1945 wird „Young" Perez, 33 Jahre alt, wie Tausende andere Gefangene angesichts der heranrückenden Roten Armee aus Auschwitz auf einen Todesmarsch geschickt. Vier Tage später wird er von den Deutschen erschossen. Im Vélodrome d'Hiver werden bis zu seinem Abriss 1959 Veranstaltungen abgehalten, darunter Parteitage, Sechstagerennen und Boxkämpfe.

Gedenkstätte in Drancy: *Frachtwaggon im Cité de la Muette*
Foto Olivier SAINT-HILAIRE/HAYTHAM-RE/Laif

Deportiert: *Jüdische Bürger nach ihrer Ankunft im Sammellager Drancy 1941 in der Nähe von Paris*
Foto Picture Alliance

Ich bin ein Berliner

An den Stränden Portugals verkaufen Händler die beliebten süßen „Bolas de Berlim“

Olha a bolinha! Com creme, sem creme. Fresquinhas a chegar. Olha a bolinha...“ Bei jedem Strandbesuch in Portugal hört man in der Ferne, wie ein „Bolas de Berlim“-Verkäufer seine Anwesenheit markiert. Eine 50 Jahre alte portugiesische Tradition, die nie stirbt. Dabei stammt diese bekannte Süßigkeit eigentlich aus Deutschland, wie der Name vermuten lässt. Dort nennt man sie „Berliner“. Für Kinder, Erwachsene und ältere Menschen ist der Höhepunkt ihres Strandtages der Genuss der berühmten „Bolas de Berlim“, während sie sich im Sand bräunen und die unglaubliche Aussicht auf den blauen Atlantik und das entspannende Geräusch der Wellen genießen, die auf den Sand prallen. Unter der intensiven Sonne der Sommermonate, von Mitte Juni bis Mitte September, absolviert der sonnengebräunte, dunkelhaarige António Ribeiro seine 25 Kilometer pro Tag an den Stränden von Albufeira an der Algarve und trägt dabei rund 20 Kilogramm „Bolas de Berlim“ mit sich. Es ist seine 20. Saison, seit er im Jahr 2003 damit begonnen hat. „Es ist ein ziemlich schwieriges Leben“, sagt der 59-Jährige.

Es ist halb neun, und wie jeden Morgen im Sommer empfängt António seine „Bolas de Berlim“-Lieferung von einer lokalen Bäckerei, die zu ihm nach Hause geschickt wird. Danach geht er direkt zum „Praia dos Salgados“, wo er den Tag bis 20 Uhr verbringt. Der Strand liegt in der Nähe der Stadt Albufeira an der Algarve und ist bekannt für seinen goldenen Sand und sein ruhiges, klares Wasser. Alle warten sehnsüchtig auf die Ankunft der „Bolas de Berlim“-Verkäufer, die sich im Zickzack zwischen den unzähligen Strandtüchern und Sonnenschirmen einen Weg zu den Sonnenanbetern bahnen, die auf diese süße Leckerei warten. Weiß gekleidet wegen der Hitze, meist in leichter Kleidung und mit einem Hut, der sie vor den Sonnenstrahlen schützt, sind die Strandverkäufer in dreifacher Hinsicht erkennbar. An ihren Kühlboxen, in denen sie das Gebäck aufbewahren, damit sie frisch bleiben, an der Pfeife, die viele von ihnen mit sich führen, um ihre Präsenz zu verstärken, und vor allem an dem typischen Ruf „Olha a bolinha! Com creme, sem creme. Fresquinhas a chegar …“ was so viel bedeutet wie „Schaut euch die Kugel an! Mit oder ohne Cremefüllung, frisch eingetroffen …“. Sobald sie einen neuen Kunden entdecken und erreichen, hören sie auf zu schreien und zu pfeifen, stellen ihre Kühlbox auf dem heißen Sand neben dem Strandtuch ab und präsentieren die Vielfalt ihrer Geschmacksrichtungen. „Es gibt normal mit oder ohne Cremefüllung, Johannisbrot mit und ohne Cremefüllung, Johannisbrot mit Schokolade, Nutella, Apfel, Apfel und Zimt, Kinder Bueno, Erdbeere, gesalzenes Karamell“, sagt António. Nachdem sich die Kunden ihren täglichen „bola de berlim“ ausgesucht und die zwei Euro pro Ball bezahlt haben, kehrt António zu seinem langen, unbestimmten Gang zurück: „Ich weiß nur, dass ich nicht aufhören werde, solange es noch Leute gibt.“ António erlebt dieses Sommerabenteuer nicht allein, sondern gemeinsam mit seiner Frau Márcia. Die beiden teilen sich auf zwei Strände auf und verkaufen jeweils etwa 180 bis 200 „Bolas de Berlim“pro Tag, womit sie im August bis zu 200 Euro am Tag verdienen. Allerdings bleiben am Ende des Tages manchmal ein paar Stücke übrig. Das Paar würde nie eine „Bola de Berlim“ vom Vortag verkaufen, denn sie sind am Strand bekannt und haben eine besondere Beziehung zu vielen Kunden. „Ich verschenke sie“, antwortet António auf die Frage, was er denn dann mit den übrig gebliebenen mache. „Einige habe ich in einem Supermarkt hier in der Gegend gelassen, andere auf dem Parkplatz, und wenn ich niemanden mehr habe, der sie haben will, muss ich sie leider wegwerfen. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie sich die Verkäufer, die ihre eigenen „Bolas de Berlim“ backen, fühlen.“

In Praia da Rocha, 24 Kilometer vom Praia dos Salgados entfernt, verkauft das Ehepaar Moreira selbst gebackene „Bolas de Berlim“. „Es ist zwar schrecklich, Lebensmittel wegwerfen zu müssen, für die wir stundenlang gearbeitet haben, aber inzwischen wissen wir schon, wie viele wir brauchen“, sagt der 67-jährige stämmige, grauhaarige Jorge Moreira. „Als Verkäufer besitzen wir wie jeder Verkäufer eine Lizenz, ohne die könnten wir keine ‚Bolas de Berlim‘ verkaufen.“ Der Herstellungsprozess beginnt schon am Vortag bei ihnen zu Hause, wenn Jorge und Matilde Moreira den Teig aus Mehl, Zucker, Hefe, Milch und Butter herstellen, der dann bis zum nächsten Tag aufgehen muss. Gegen sechs Uhr morgens stehen die beiden auf, um den Prozess fortzusetzen. Nach dem Ruhen formt man kleine Kugeln, die in heißem Öl goldbraun ausgebacken werden. „Ein verlockender Duft nach frisch gebackenem Gebäck erfüllt die Luft“, meint Matilde. Wenn die Kugeln knusprig sind, werden sie mit einer leckeren Füllung versehen – sei es die berühmte „creme pasteleiro“ , eine Cremefüllung aus Ei und Vanille, sei es Nutella, Apfel oder Johannisbrot. Zum Schluss wird dieses köstliche Gebäck mit Zucker bestäubt. „Die Geschichte, die hinter der Ankunft des Berliner in Portugal steckt, ist in der Tat sehr interessant“, sagt Jorge Moreira. „Dafür müssen wir in die Zeit des Zweiten Weltkriegs zurückgehen.“ Da Portugal während des Krieges als eines der wenigen europäischen Länder neutral blieb, flohen viele Juden aus Deutschland nach Portugal, wo sie nach Möglichkeiten suchten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Historikerin Irene Pimentel berichtet in ihrem Buch „Judeus em Portugal durante a II Guerra Mundial“ von einer Familie Davidsohn, die das Rezept für die Berliner Ballen mitbrachte und in ihrer Lissabonner Küche herstellte. Zunächst soll sie sie an ihre deutschen Nachbarn verkauft haben, die sich nach dem Gebäck aus ihrer Heimat sehnten. Dann kauften auch Portugiesen die Backwaren. Später stellten die Bäckereien sie selber her, und die „Bolas“ breiteten sich aus.

Im Winter müssen sich alle „Bolas de Berlim“-Verkäufer einen anderen Job suchen, denn ab Mitte September sind wegen der sinkenden Temperaturen kaum noch Leute am Strand. António kehrt dann zu seiner Arbeit in seiner Renovierungs- und Malerfirma zurück, aber das Ehepaar Moreira verkauft am Ende der Badesaison und im Winter Kastanien.

Beatriz Escaleira, Deutsche Schule zu Porto

Das Fotografieren hält ihn nicht über Wasser

Ein preisgekrönter Unterwasserfotograf aus Bad Kreuznach und ein traurig-schönes Wrack

In 30 Meter Tiefe unter Wasser mit wenig Licht und Zeitdruck durch ein altes Schiffswrack tauchen: Das klingt für viele wie ein Albtraum. Für den 39 Jahre alten Hobbyunterwasserfotografen Nicolai Posininsky ist es ein wahr gewordener Traum. Seit er mit 14 Jahren mit seinen Eltern auf Gran Canaria seine erste Begegnung mit dem Tauchen hatte, kommt er nicht mehr davon los. Mit 18 hat er in Kroatien seinen Tauchschein gemacht und gemerkt, dass er das Tauchen braucht, um einen Ausgleich zu seinem Beruf als Area Sales Manager zu haben, da dieser oft stressig sei. „Für mich bedeutet das Tauchen einfach, alles über Wasser zu lassen, allen Stress, alles, was du hast, und auch alle Sorgen. Man kann sogar sagen, man vergisst fast seinen Namen unter Wasser.“ Das ist auch der Grund, wieso der Mann mit braunen Augen und gräulichen Haaren kein Interesse daran hat, die Unterwasserfotografie hauptberuflich zu betreiben. „Man muss immer wissen, wenn man sein Hobby zum Beruf macht, was macht man dann, um abzuschalten?“ Außerdem verweist er auf seinen fünfjährigen Sohn und seine Verantwortung und darauf, dass er sehr heimatverbunden sei, was es schwierig machen würde, etwa 40 von 50 Wochen im Jahr auf Reisen zu sein. Denn er lebt in Abtweiler in Rheinland-Pfalz und hat dort nicht die Möglichkeit zum Tauchen. Geboren wurde er in Bad Kreuznach. So lange von zu Hause entfernt zu sein, „das würde ich als Mensch nicht aushalten“. Aktuell unternimmt Posininsky im Jahr meist zwei bis drei Tauchreisen, eine größere und ein bis zwei kleinere wie zum Beispiel nach Ägypten, was eines seiner häufigsten Ziele sei, da man dort sehr gut verschiedene Motive kombinieren könne. „Man hat sehr schöne Korallen, die Chance auf Großfisch-, also Haibegegnungen, und man hat schöne Wracks. Da hat man relativ viel auf einmal.“ 2022 war er dort, um die Salem Express zu fotografieren. Sie war ein ägyptisches Fährschiff, das 1991 im Roten Meer nahe Safaga während eines Unwetters sank und heute auf 30 Meter tiefem Grund liegt. Dadurch, dass dort mehrere Hundert Menschen ums Leben gekommen sind, sei es ein sehr mulmiges Gefühl, dort zu tauchen. Damals konnten nicht alle Leichen geborgen werden, weshalb die Salem Express offiziell zum Grab erklärt wurde. Mittlerweile ist die Ladeklappe zum Hineintauchen aber wieder geöffnet worden, die Kabinen hingegen dürfen weiterhin nicht betreten werden. Der leger gekleidete Hobbytaucher hat diesen Tauchgang vorher genau geplant, da er die Mystik und Tragik des Ortes durch das geschehene Unglück einfangen wollte.

Dazu gehört die Vorbereitung seiner Unterwasserkamera, also die Auswahl der Objektive sowie das Anbringen eines geeigneten Blitzes, die Überlegung, wie das Foto genau aussehen soll, aber auch das Instruieren der Schiffscrew, damit er genau zur richtigen Zeit an diesem Wrack tauchen gehen kann. „Ich gehe einfach mal tauchen und mache ein Foto, das wird nicht funktionieren.“ Mit diesem Foto gewann er den zweiten Platz beim „Underwater Photographer of the Year“-Wettbewerb 2023 in der Kategorie Wrack. „Das ist die Formel eins der Unterwasserfotografie.“ Dort belegte er 2022 schon den achten Platz in der Kategorie Weitwinkel mit einem Bild, das eine Gruppe Seelöwen zeigt, die einen Köderball angreift. Das Panoramabild, mit dem er in der Kategorie Wrack erfolgreich war, zeigt die Salem Express, deren rechte Spitze durch einen Blitz von seiner Kamera beleuchtet ist, im Hintergrund ist die Sonne zu sehen. Durch den gewählten Winkel, bei dem eindrucksvolle Schatten das Wrack und den Meeresgrund bedecken, wird die dramatische Wirkung verstärkt.

Posininsky betont, dass das Tauchen um solche und besonders in solchen Wracks nicht für Anfänger geeignet sei, da es sehr gefährlich sein könne. Man sollte wissen, was man tut, da man sonst schnell mal die Zeit vergisst und die Luft irgendwann ausgeht. Außerdem tauche man mit relativ vielen Lampen, was es schwieriger mache. Zudem könne es dadurch, dass solche Wracks meist auf der Seite liegen und Treppen oder Ähnliches dann nicht so verlaufen, wie man es erwarten würde, schnell zu Schwindel und Orientierungslosigkeit und daraus resultierend zu Panik kommen. „Ich hab das Gott sei Dank nicht, mir fällt das unwahrscheinlich leicht. Aber auch ich bin schon in brenzlige Situationen gekommen, einfach weil ich die Zeit vergessen habe, weil ich so vertieft in meine Fotografie war, dass dann am Schluss die Luft knapp war.“

Neben Wracks fotografiert Posininsky besonders gern Haie. Mit seinen Fotos möchte er zeigen, dass man keine Angst vor Haien haben muss. Für ihn sei es schlimm zu sehen, dass jedes Jahr Hunderte Haie abgeschlachtet werden, sobald ein Unfall mit einem Hai geschieht. Man solle nicht alles glauben, was in den Medien rund um das Thema Hai geschieht. Sie seien mit die wichtigsten Tiere unter Wasser für das Gleichgewicht. „Haiunfälle sind zu 90 Prozent auf das Fehlverhalten der Menschen zurückzuführen.“ Außerdem sind Haie, insbesondere Hammer- und Fuchshaie, sehr scheu. „Wenn du eine falsche Bewegung beim Hammerhai machst, ist der sofort weg.“ Unfälle passieren, oft in Verbindung mit Tauchern, weil die Haie angefüttert sind. Posininsky würde niemals dort tauchen, wo Haie durch Fischblut oder Fischkadaver angelockt werden. Sein schönstes Erlebnis war eine Begegnung mit Fuchshaien in Ägypten, am Big Brother, einer 400 Meter langen Insel. „Nur wenn du im richtigen Moment dahintauchst und dich besonders ruhig und clever verhältst, hast du die Chance, richtig nah an die Fuchshaie ranzukommen.“

Posininsky musste zu einer Putzerstation tauchen. Das sind Orte, die Meereslebewesen aufsuchen, um sich von kleineren Wesen putzen zu lassen. Sie befinden sich in etwa 40 Meter Tiefe. Posininsky musste mit einer Sauerstoffflasche hinabtauchen, die Zeit dort unten war auf ungefähr 40 Minuten begrenzt. „Es ist nicht so ganz ohne, so tief und auch so lange so tief zu gehen.“ Obwohl man unter Wasser eigentlich stets ruhig und gleichmäßig atmen soll, musste er da seine Atmung reduzieren, damit er nicht zu laut war und die Haie dadurch verscheuchte. „Das war ein ganz besonderer Moment für mich. Das war so unglaublich.“ Bei solchen Tauchgängen ist immer ein Guide dabei, der im Notfall helfen kann. Posininsky macht seine Fotos auf Social Media öffentlich, und er nimmt an Wettbewerben teil. Er würde jedem empfehlen, das Meer besser kennenzulernen, um zu sehen, „wie schön es eigentlich unter Wasser ist und was man da erleben kann, besonders die Energie mit dem Meer und auch mit den Tieren“.

Leonie Orben, Lina-Hilger- Gymnasium, Bad Kreuznach

Dort segelt man gern durch die Prüfung

Gereon Verweyen hat Ende der 70er-Jahre auf der Insel Elba ein Segelzentrum aufgebaut

Segeln, das ist Gemeinschaftsgefühl, Naturverbundenheit, Abenteuer – und das alles auf engstem Raum. Gereon Verweyen ist ein Mann, der einst auszog, um sein Glück zu suchen, und es gefunden hat. Schon sein Äußeres – sonnengebleichtes Haar, gebräunte Haut und ein lockerer Gang – verrät, wo: Auf der Insel Elba hat er Ende der 70er-Jahre ein Segelzentrum auf- und ausgebaut, um es vor gut zwei Jahren seinen Kindern zu übergeben. Bei der wöchentlichen Begrüßung der Gäste und dem Spaghetti-Kochen auf dem Abschiedsfest spielt er nach wie vor eine Hauptrolle.

Vom Segeln war Verweyen seit jeher fasziniert. Bereits als Kind baute er sich ein Boot, um auf dem Rhein herumzusegeln. Später fuhr er an den Wochenenden mit Freunden von Köln nach Holland zum Segeln. Doch lange blieb es nur ein Hobby. Er studierte Jura und später Photoingenieurwesen. Mit 28 Jahren wurde ihm klar: „Das ist es letztendlich nicht“, und er wagte den Ausstieg. Um „irgendwie im Tourismus am Meer“ arbeiten zu können, erkundete er die Westküste Italiens. Seine einzige Anforderung: Die Arbeit muss selbständig sein. Sein Augenmerk fiel auf Elba, eine liebliche toskanische Insel. „Irgendwo auch ein Seglerparadies.“ Er landete am ersten Abend in Bagnaia, einem Ort mit nur 50 Einwohnern an der Nordküste. „Ich war in einem Strandrestaurant. Die Kellner lieferten das Essen und sangen dabei die Pink-Floyd-Lieder mit.“ Und es gab auch noch eine kleine Segelschule. „Da habe ich mir gesagt, das ist genau der Ort, der zu mir passt.“ Er verbrachte ein paar Monate als Segellehrer in Bagnaia, bis er dem Vorbesitzer anbot, die Schule zu kaufen. „Die größte Herausforderung war, die richtige Werbung zu machen. Und das war damals ohne Internet gar nicht so einfach.“ Die Lösung: Anzeigen in Zeitungen und Zeitschriften sowie tatkräftige Unterstützung durch die Familie. „Ich habe drei Schwestern. Die haben alle mal mein Büro in Köln geleitet.“ Nur mit Fax und Telefon war es aber „noch sehr schwierig, das schnell und gut abzuwickeln“. Als er dann seiner späteren Frau Helga begegnete, „ging der Aufbau der Segelschule sehr schnell“.

Wo früher sieben Boote waren, liegen heute mehr als 100. Zusammen mit seiner Frau baute Verweyen die Segelschule aus. „Sie hatte immer sehr gute Ideen. Und ich musste die dann umsetzen.“ Aus einem kleinen Haus am Strand entstand mit viel Fleiß eine professionelle Segelschule mit kleiner Werft und Büro. Inzwischen ist Werbung überflüssig, Gäste und Lehrer kommen wie von selbst. „Ja, auch daran ist eigentlich die Helga schuld.“ Jeder kennt das Problem: Programm für Erwachsene und Kinder. Doch noch zu unreif für die Erwachsenenkurse und schon zu alt für das Kinderprogramm, mögen Teenager nirgendwo so richtig dazupassen. Helgas Lösung: Alle Kurse werden auf drei Ebenen angeboten: Kinder, Teenies und Erwachsene. „Wir wollten, dass die Menschen sich wirklich kennenlernen und dass sie auch ein bisschen was von der Insel zu sehen bekommen.“ So erwuchs die Idee der abendlichen Unternehmungen: Ob Wanderung, Segeltörn, Ausflug ins nächste Städtchen oder einfach ein Beachvolleyballspiel, und ein Freund oder eine Freundin kommen gratis obendrauf. Die Gäste kommen wieder.

Eine Schwierigkeit blieb: in einer eingeschworenen Dorfgemeinschaft angenommen zu werden. „Wenn du als Tourist in so ein kleines Dorf kommst, bist du natürlich okay. Du bist ein zahlender Gast und trinkst was. Aber wenn du dich dann auf einmal hier ansiedelst, dann wirst du doch irgendwo zum Ausländer, zum Gastarbeiter.“ Die anfänglichen Anfeindungen gingen bis zur Sabotage und Sachbeschädigung, „alles hat dann aber doch ganz gut geklappt“. Spätestens mit der Geburt seiner drei Kinder besserte sich das Verhältnis deutlich. „Auf einmal waren wir eine Familie, die gehörte nach Bagnaia.“

Im Vergleich zu anderen Dörfern, in denen reihenweise Schundläden für Touristen die Promenade verschandeln, ist Bagnaia ursprünglich. Verweyen habe es abgelehnt, das eine oder andere Restaurant oder Hotel zu kaufen, „weil wir ein Teil in dem Dorf sein wollen und nicht dann auf einmal das ganze Ding übernehmen und das Dorfleben kaputtmachen“. Anstatt den einheimischen Betrieben die Arbeit wegzunehmen, begann das Paar, die Geschäfte und Restaurants zu unterstützen. Das begann mit der Vermittlung von Ferienwohnungen. Der nachhaltige Tourismus ermöglichte es, die Häuser zu renovieren, den Dorfplatz zu gestalten, inzwischen gibt es einen wöchentlichen Markt, und die Gemeinschaft zu fördern. So haben die Verweyens dazu beigetragen, dass das Dorf Aktionen wie regelmäßige Reinigungen und Pflege der Grünflächen und Straßen, zumeist in Eigenregie, organisiert. Dies ist erforderlich, da die Bagnaiaesen mit ihren 50 Wählerstimmen nicht den größten Einfluss auf die Gemeindeverwaltung haben und sich oft selbst helfen müssen. „Im Grunde ist das Ganze ein kompletter Familienbetrieb geworden“, sagt der 74-Jährige.

Frederik Solzin, Droste-Hülshoff-Gymnasium, Berlin

Illustration von Zubinski

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortliche Redakteurin: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung:
IZOP-Institut zur Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner:
Dr. Titus Maria Horstschäfer

An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, St. Ursula Gymnasium · Aschaffenburg, Kronberg-Gymnasium · Bad Bergzabern, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum · Bad Kreuznach, Lina-Hilger-Gymnasium · Bad Pyrmont, Humboldt-Gymnasium · Berlin, Anna-Freud-Schule, Eckener-Gymnasium, Wilma-Rudolph-Oberschule · Bernau, Barnim-Gymnasium · Bonn, Elisabeth-Selbert-Gesamtschule · Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium · Celle, Hermann-Billung-Gymnasium · Cottbus, Pücklergymnasium · Delmenhorst, Max-Planck-Gymnasium · Düren, Burgau-Gymnasium · Frankfurt am Main, Adorno-Gymnasium, Helene-Lange-Schule · Freiburg, Abendgymnasium · Freigericht, Kopernikusschule · Fulda, Pre-College Hochschule Fulda · Fürth, Hele-ne-Lange-Gymnasium · Germersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium · Gießen, Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, Liebigschule · Gifhorn, Humboldt-Gymnasium · Görlitz, Augustum-Annen-Gymnasium · Großkrotzenburg, Franziska-nergymnasium Kreuzburg · Hamburg, Bugenhagenschule im Hessepark · Hanau, Hohe Landesschule · Hannover, Gymnasium Schillerschule · Heidelberg, Englisches Institut · Herxheim, Pamina-Schulzentrum · Heubach, Rosenstein-Gymnasium · Hofgeismar, Albert-Schweitzer-Schule · Hofheim, Main-Taunus-Schule · Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium · Holzminden, Campe-Gymnasium · Homburg, Christian von Mannlich-Gymnasium · Jerusalem (Israel), Schmidt-Schule · Kaiserslautern, Heinrich-Heine-Gymnasium · Karlsruhe, Tulla-Realschule · Kassel, Herderschule · Kenzingen, Gymnasium · Kiel, RBZ Wirtschaft, Ricarda-Huch-Schule · Köln, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium · Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule · Leipzig, DPFA-Schulen gGmbH · Lilienthal, Gymnasium · Lörrach, Hebel-Gymnasium · Lunzenau, Evangelische Oberschule · Magdeburg, Albert-Einstein-Gymnasium · München, Asam-Gymnasium · Münnerstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium · Münster, Gymnasium St. Mauritz · Neckarbischofsheim, Adolf-Schmitthenner-Gymnasium · Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium · Oberursel, Feldbergschule · Ogulin (Kroatien), Gimnazija Bernardina Frankopana · Plochingen, Gymnasium · Porto (Portugal), Deutsche Schule zu Porto · Potsdam, Voltaireschule · Regensburg, Berufliche Oberschule · Rodewisch, Johann-Heinrich-Pestalozzi-Gymnasium · Saarbrücken, Gymnasium am Schloss · Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule · Schwanewede, Waldschule · Schwetzingen, Carl-Theodor-Schule · Shanghai (China), Deutsche Schule Shanghai Yangpu · Sofia (Bulgarien), Galabov-Gymnasium · Stuttgart, Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium · Timişoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum · Trier, BBS EHS Trier · Trogen (Schweiz), Kantonsschule · Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule · Videm pri Ptuju (Slowenien), Discimus Lab · Vidovec (Kroatien), Osnovna škola Vidovec · Weinheim, Johann-Philipp-Reis-Schule · Weinstadt, Remstal-Gymnasium · Wetzikon (Schweiz), Kantonsschule Zürcher Oberland · Wiesbaden, Friedrich-List-Schule · Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium · Yokohama (Japan), Deutsche Schule Tokyo Yokohama · Zürich (Schweiz), Kantonsschule Zürich Nord

Fahne im Sinn, Gold vor Augen

Olympiasieger Alexander Zverev ignoriert für die Sommerspiele seine Schmerzen. Wie das Doppel Kevin Krawietz/Tim Pütz hat sich der Tennisprofi beim Heimturnier fit gemacht für Paris.

Von Petra Philippsen, Hamburg

Entziehen konnte man sich den kurzen Werbespots auch in Hamburg kaum. Ob in den U-Bahn-Stationen, im Hauptbahnhof oder auf den weit verstreuten Infoscreens – überall flimmerte in dieser Woche die Abstimmung über das deutsche Fahnenträger-Duo bei den Olympischen Spielen in Paris über die Bildschirme. Bis zum späten Sonntagabend konnten die Fans noch ihre Stimme für einen der sechs Nominierten abgeben, danach wählen die Athletinnen und Athleten aus dem Team Deutschland ihre Favoriten und daraus ergibt sich ein Gesamtergebnis.

Es ist wohl eher unwahrscheinlich, dass der beste deutsche Tennisprofi Alexander Zverev in seiner Heimatstadt Hamburg die öffentlichen Verkehrsmittel nutzt, doch bei ihm ist das Thema mit der Fahne ohnehin ständig präsent. Der Olympiasieger von Tokio 2021 ist einer der sechs Nominierten und seit er das weiß, denkt der 27-Jährige kaum noch an etwas anderes.

„Ich habe letztes Mal bei Olympia eine Goldmedaille geholt und wenn ich jetzt noch die Fahne tragen würde, ist Olympia für mich erfüllt. Mehr kann ich nicht machen“, schwärmte Zverev vor einer Woche. Wie weit er für diesen großen Traum zu gehen bereit ist, konnte man beim Turnier am Hamburger Rothenbaum miterleben. Denn eigentlich schmerzt sein linkes Knie. Auf dem Rasen von Wimbledon hatte sich Zverev bei einem Sturz eine leichte Fraktur und eine Kapselzerrung zugezogen. Eine Pause von zehn Tagen war die ärztliche Empfehlung, eigentlich. Zverev probierte es trotzdem. „Schlimmer kann ich die Verletzung nicht machen“, betonte er, „es geht nur um den Schmerz.“

Er biss die Zähne zusammen. Alles für Olympia. Bei seinem Heimspiel, und wohl auch nur in Hamburg, hätte er es trotz der Verletzung überhaupt versucht. Zverev wollte die Titelverteidigung unbedingt angehen, und nicht weniger wichtig: Er braucht Spielpraxis für Paris. Sein erster Auftritt auf der roten Asche am Rothenbaum wurde ein Zeitspiel, nochmals um einen Tag geschoben, bis er am vergangenen Mittwoch schließlich spielte. „20 Minuten vor dem Match dachte ich noch, es geht nicht“, erklärte Zverev.

Doch es ging. Von Runde zu Runde wurde es besser, das Vertrauen ins Knie größer und der Schmerz kleiner. Bis ins Finale trug ihn das lädierte Gelenk, das Reinbeißen hatte sich gelohnt. Und dort biss Zverev am Sonntag weiter, für epische 3:33 Stunden, aber vergeblich. Er musste sich nach einem spannenden Schlagabtausch dem hochtalentierten Franzosen Arthur Fils 3:6, 6:3 und 6:7 geschlagen geben. Zwischendurch sackte Zverev, der Diabetiker ist, der Blutzuckerspiegel ab, er konnte nach Einnahme von Elektrolyten weiterspielen. Seine Niederlage schrieb Zverev aber etwas anderem zu: „Wenn du nur einen von 22 Breakbällen nutzt, ist das nicht hilfreich.“

Die Titelverteidigung klappte vor der frenetisch mitfiebernden Heimkulisse nicht, doch für Zverev war es das Risiko, das er mit seinem Antritt eingegangen war, allemal wert. Seine Lust auf das olympische Turnier in Roland Garros ist zu einem kleinen Vorfreudenrausch geworden, da er sich jetzt seiner guten Form gewiss ist: „Das war ein guter Test für mich für Paris.“ Die deutsche Fahne im Hinterkopf, das glänzende Gold vor Augen. „Olympia ist das größte Sportereignis der Welt und eine Goldmedaille hat den höchsten Stellenwert im Sport“, sagte Zverev: „Für mich ist sie der größte Erfolg meiner Karriere.“

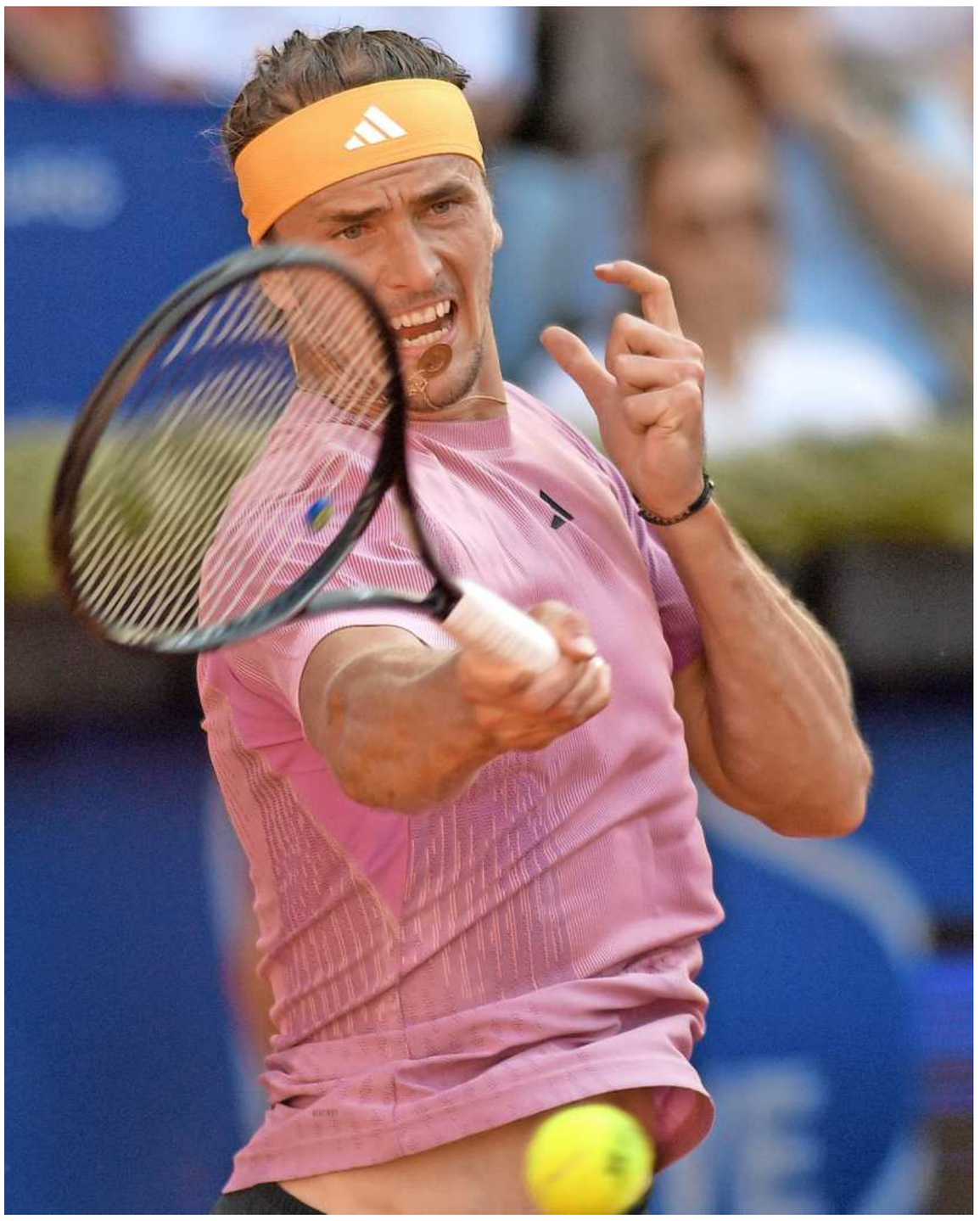
Alleine steht Zverev mit seiner persönlichen Rangliste nicht da. Auch Doppelspezialist Tim Pütz stellte in Hamburg fest: „Ich würde meine Grand-Slam-Trophäe für eine Olympia-Medaille eintauschen.“ 2023 gewann der 36 Jahre alte Davis-Cup-Spieler den Mixed-Wettbewerb bei den French Open. Sein Partner am Rothenbaum, Kevin Krawietz, wurde 2019 und 2020 an der Seite von Andreas Mies Grand-Slam-Sieger in Paris. Pütz und Krawietz sind seit Ende 2022 ein Team und bei den Olympischen Spielen gehen sie gemeinsam im Doppel auf Medaillenjagd. Die Generalprobe lief für sie optimal. Sie verteidigten ihren Titel in Hamburg mit dem 7:6 und 6:2-Sieg gegen das französische Duo Edouard Roger-Vasselin und Fabien Reboul.

„Das war eine tolle Woche für uns“, sagte Krawietz und auch bei ihm waren die Grüße an die Gegner mit einem Augenzwinkern schon auf die Spiele in Paris gerichtet: „Es wäre schön, wenn wir uns in zwei Wochen wieder im Finale gegenüberstehen – mit dem gleichen Ergebnis für uns.“ Das Olympia-Kribbeln hat längst begonnen. Und wie steht's mit der Vorfreude? „Auf welcher Skala?“, meinte Pütz und lachte: „Die höchstmögliche auf jeden Fall. Seit wir zusammenspielen, war Olympia unser gemeinsames Ziel.“

Und dass die Spiele in Roland Garros ausgetragen werden, „auf unserem Lieblingsbelag“, wie Krawietz anfügte, lässt die Hoffnungen auf eine Medaille aufleben. „Viel besser geht es für uns nicht“, sagte Pütz. Ihre Grand-Slam-Trophäen dürfen sie natürlich auch als Olympiasieger behalten, doch wie bei Zverev würde eine Medaille einen besonderen Platz in ihrem Zuhause bekommen. „Olympia, das ist einfach ein Traum“, meinten beide unisono.

Neben Zverev und Krawietz/Pütz sind bei den DTB-Herren auch Jan-Lennard Struff, Dominik Koepfer und Maximilian Marterer in Roland Garros dabei und leben ihren eigenen olympischen Traum. Struff hatte mit seinem Halbfinaleinzug beim Turnier in Gstaad seine gelungene Rückkehr von Rasen auf Sand unterstrichen und ist in Paris sicherlich nicht chancenlos im Medaillengerangel.

Dass es nach den von Corona geprägten Spielen in Tokio nun wieder vor Zuschauern zur Sache geht, heizt die Vorfreude im deutschen Tennis-Team umso mehr an. Wie auch die Aussicht auf das internationale Stargetummel im olympischen Dorf. „Man sitzt da in der Kantine und da sieht man auf einmal Usain Bolt oder Michael Phelps neben sich“, erzählte Zverev, „das sind Götter, die man sich gar nicht traut, anzusprechen. Und dann kommen sie auf einmal selbst auf einen zu und sagen dir, dass sie Tennisfans sind. Das ist unfassbar.“



Zu Hause ist es doch am schönsten: *Alexander Zverev schlägt sich bei seinem Heimturnier in Hamburg trotz einer Knieverletzung durch.* Foto dpa

Bereit für Paris

Malaika Mihambo findet zu alter Stärke

dpa. LONDON. Die Stimme von Malaika Mihambo ist mehrere Wochen nach der Corona-Infektion immer noch angeschlagen, sportlich findet der Weitsprungstar kurz vor Olympia langsam wieder zu alter Stärke zurück. Mit 6,87 Metern sprang die 30-Jährige bei der Generalprobe in London zum Sieg und ist damit bereit für die Olympischen Spiele in Paris. „Ich bin sehr zufrieden. Ich hatte jetzt schon harte Trainingswochen. Nachdem ich ja durch Covid ein bisschen auf die Bremse treten musste, haben wir uns langsam im Training immer wieder gesteigert“, sagte Malaika Mihambo gegenüber dem TV-Sender Sky nach dem Diamond-League-Meeting in London. Nach dem Titel bei der Leichtathletik-Europameisterschaft in Rom im Juni mit starken 7,22 Metern war Malaika Mihambo in ihrer Vorbereitung auf die Sommerspiele von einer Covid-Erkrankung zurückgeworfen worden. Sie habe Probleme mit der Lunge gehabt und musste auf die deutschen Meisterschaften Ende Juni in Braunschweig verzichten.

Um ihren Körper zu schonen, absolvierte die Siegerin der Olympischen Spiele von Tokio in London nur vier Sprünge – um die Weltklasse-Konkurrenz hinter sich zu lassen, reichte das aus. Die Weltjahresbeste Malaika Mihambo machte ihren Gegnerinnen schnell deutlich, dass für Paris noch Luft nach oben ist. Sie habe nicht das Gefühl gehabt, dass sie einen Sprung voll getroffen habe. „Umso erstaunlicher, dass die Sprünge trotzdem so weit sind, auch wenn sie sich nicht so gut anfühlen.“

Bis zum Weitsprungwettbewerb in Paris ist noch ein wenig Zeit. Am 6. August findet die Qualifikation statt, zwei Tage später geht es dann um die Medaillen. Malaika Mihambo gilt trotz Corona-Erkrankung als Favoritin – vor allem nach der eindrucksvollen Vorstellung in der britischen Hauptstadt.

Das größte Ausrufezeichen vor den Sommerspielen in Paris setzte hingegen der Brite Matthew Hudson-Smith. Der 29-Jährige gewann vor seinem Heimpublikum über die 400 Meter in 43,74 Sekunden und stellte damit einen Europarekord sowie eine Weltjahresbestleistung auf. Über die 100 Meter gewann der Amerikaner Noah Lyles mit einer persönlichen Bestleistung von 9,81 Sekunden. Die Britin Keely Hodgkinson setzte sich über die 800 Meter mit der Weltjahresbestleistung von 1:54,61 Minuten durch und ist damit nun die sechstschnellste Athletin aller Zeiten. Ebenfalls eine Weltjahresbestleistung schaffte die Jamaikanerin Nickisha Pryce über die 400 Meter in 48,57 Sekunden.

„Wiederholungen und Drill funktionieren nicht mehr“

Einen roten Faden finden von der Talentsuche bis zur Olympiateilnahme: Bernhard Peters weist den Spielsportarten Wege in die Zukunft.

Von Michael Reinsch, Hamburg

Bei den Kaderzahlen fällt es nicht auf, bei der Größe der Olympiamannschaft auch nicht. Dennoch: Es gibt weniger Athleten als früher. Weil weniger Kinder geboren wurden, weil sich diese noch dazu immer weniger bewegen, schrumpft der Pool, aus dem Talente in die Klubs und in den Spitzensport finden. Sieben Spielsportarten gehören zum Programm der Sommerspiele von Paris: Basketball, Fußball, Handball, Hockey, Rugby, Volleyball und Wasserball. Neun deutsche Teams sind dabei – und sechs nicht, unter ihnen die Fußballspieler.

„Wir sollten jedes Kind animieren, Sport zu machen“, sagt Bernhard Peters: „Eine Riesenbasis wäre die beste Voraussetzung für Spitzensport. 999 sollen lebenslang Spaß am Sport haben. Vielleicht hat das tausendste das Talent und den Willen, an die Spitze zu kommen.“ Diesem Kind mit Ehrgeiz und Begabung wollen Peters und seine Mitstreiter, wenn es sich denn für eine Spielsportart entscheidet, bei der Entfaltung und Umsetzung seines Potentials helfen – indem sie Führungskräfte dazu bringen, neu und unkonventionell, anders zu denken, als sie es in Verbänden und an Hochschulen lernen. „Wir wollen das große Defizit zwischen Trainerausbildung und der Ausbildung im Sportmanagement abdecken“, sagt Peters über das, was er an seinem High Performance Sports Institute in Hamburg anbietet: „Wie sieht eine systematische, inhaltliche Ausbildung in den Spielsportarten aus – eine Pyramide vom Kindertraining bis in die Spitze. Es geht um Ziele, Inhalte, Methodik, Personal, um Talent und Werteentwicklung. Darum, ein System zu bauen mit einem roten Faden, zu lernen, wie führe ich Trainer, wofür stehen wir, welche ist unsere DNA?“ Vereine und Verbände müssten Experten in ihrem System beschäftigen, die Fünfjährige in Bewegung bringen, sodass schließlich, wie beim Basketballklub Alba Berlin, ein Franz Wagner dabei herauskomme, der mit mehr als vierzig Millionen Euro jährlich bestbezahlte Profisportler Deutschlands. Identitätsstifter wolle er ausbilden, sagt Peters.

Foto dpa

Bernhard Peters

Am Hockeyball für Deutschland: *Nationalspieler Moritz Ludwig* Foto Imago

Der 64-Jährige ist mindestens so bekannt für das, was er nicht wurde, wie für das, was er erreicht hat. Als Bundestrainer Jürgen Klinsmann ihn, der als Trainer der Hockey-Nationalmannschaft der Männer zweimal Weltmeister geworden war, im Jahr des Sommermärchens, 2006, zum Sportdirektor des Deutschen Fußball-Bundes machen wollte, verhinderten Verband und Boulevard den Neubeginn. Als Peters zwei Jahre später in der Diskussion über die Form von Fußball-Nationalspieler Mario Gómez kommentierte, dass bei dessen Vorbereitung wohl etwas nicht richtig gelaufen sei, schmiss Bundestrainer Joachim Löw ihn aus seinem Kompetenzteam. Beteiligt war Peters als Direktor für Sport und Nachwuchsförderung an Aufschwung und Aufstieg der TSG 1899 Hoffenheim von der Regionalliga in die Bundesliga. In gleicher Funktion schuf er beim Hamburger SV Strukturen und Campus. Nun ist er, mal als Berater, mal als Investor, bei Fußballklubs in St. Louis (Missouri), Aberdeen (Schottland) und Aalborg (Dänemark) aktiv. „Man sollte auf Querdenker setzen“, lobte ihn einst Dietmar Hopp, der Milliardär, der hinter Hoffenheims Aufstieg steckt.

Früher sei Training nur ein biologischer Prozess gewesen, erinnert sich Peters an seine Zeit als Trainer: „Man tut oben Training rein, unten kommt Leistung raus.“ Heute gelte es, Verantwortung auf Spielerinnen und Spieler zu übertragen, den Einzelnen in seiner Entwicklung zu sehen. Er lehrt, Trainer und Mitarbeiter zu entwickeln und zu führen. In bisher drei Jahren haben sechzig Absolventen das High-Performance-Sports-Zertifikat erworben.

Björn Schierenbeck, ehemaliger Fußballprofi und Leiter des Leistungszentrums von Werder Bremen, ist einer von ihnen. Auf die Frage, was er bei Peters gelernt habe, antwortet er: „Konsequenter zu handeln. Wer Führungskraft sein will, muss Leute verletzen können. ‚Du spielst nicht, dein Vertrag wird nicht verlängert, wir versetzen dich in eine andere Mannschaft‘ – so etwas muss man inhaltlich entscheiden, nicht emotional.“ Dabei geht es beim Nachwuchs seines Bundesligaklubs nicht um Tabellenplatz und Meisterschaft, sondern um die Entwicklung von Spielern fürs Profiteam. Wenn die Trainer zum Beispiel Entwicklungspotential bei einem schmächtigen Spieler sähen, bekomme dieser Spielzeit, womöglich anstelle des einen Kopf größeren Gleichaltrigen. Die Zeit der früh entwickelten Fünfzehnjährigen, von denen kaum einer die erste oder zweite Liga erreiche, sei vorüber. „Früher haben wir alles als machbar dargestellt“, erinnert sich Schierenbeck: „Heute signalisieren wir nach einem Halbjahr, wenn es so ist: Das wird eher schwierig. Und wir bieten Plan B an. Gern zitiert er Peters: „Nur wer Extremes fordert, kann Extremes erreichen.“

Fabian Villmeter, Director Basketball Operations and Development beim Bundesligaklub Hamburg Towers, erlebte bei Peters, dass Struktur bekam, was er zuvor unsortiert im Kopf hatte, dass der Austausch mit Teilnehmern aus anderen Sportarten wichtige Impulse gab. Die Betonung von Werten, sagt er, habe den größten Input auf seine Arbeit gehabt. 2014 Trainer des Jahres in der Nachwuchs-Bundesliga NBBL, danach Bundestrainer für den Nachwuchs, sieht Villmeter die Trainer heute von der Generation Z herausgefordert. „Wiederholungen und Drill funktionieren nicht mehr“, sagt er: „Wir müssen uns neu erfinden.“ Junge Spieler der Towers werden deshalb angehalten, selbst Lösungen zu finden und mutig zu entscheiden. In der Praxis sei dies geradezu der Auftrag, Fehler zu machen. „Der Ball ist weg. War der Spieler unkonzentriert oder überheblich oder risikobereit? Davon hängt die Reaktion ab“, beschreibt Villmeter das Prinzip: „Wirft aber ein Spieler erschöpft und frustriert sein Handtuch auf den Boden, schreitet jemand ein.“

Strategie und Führung, Spielidentität und Trainingskonzeption, Recruiting und Personalentwicklung, Individualisierung, Werte- und Persönlichkeitsentwicklung, Infrastruktur und Innovation sind die Themen der Weiterbildung, die sich in sechs Modulen über acht, neun Monate zieht und die Peters wieder ab Oktober anbieten wird. Nicht allein die Referenten, ihre Erfahrung und ihre Thesen prägen laut Peters seine Kurse. „Das Bedeutendste an unserer Idee ist der Austausch zwischen den Sportarten, der Transfer von, sagen wir: Basketball zu Fußball, von Hockey zu Handball“, sagt er. „Wie geht Talentsichtung bei euch? Wo findet ihr Talente? Das macht die Leute klüger.“ Und vermutlich deren Mannschaften stärker.

Beide McLaren vorne: *Der Australier Oscar Piastri siegt vor seinem Teamkollegen Lando Norris.* Foto AP

Piastri darf erstmals siegen

Der führende Lando Norris wird eingebremst, sein McLaren-Teamkollege gewinnt den Großen Preis von Ungarn. Verstappen wird nur Fünfter.

Von Sönke Sievers, Mogyoród

Was ist nun die Nachricht? Dass Oscar Piastri, der McLaren-Pilot, den Großen Preis von Ungarn gewonnen hat? Dass die kostbare Porzellantrophäe, die er am Sonntag nach 70 Runden (307 Kilometern) überreicht bekam, anders als im Vorjahr nicht zerbrach? Oder aber, dass Max Verstappen, der Weltmeister und einstige Dauersieger der Formel 1, in seinem überarbeiteten Red Bull zum dritten Mal in Folge sieglos blieb und Fünfter wurde auf dem Hungaroring bei Budapest? Der Champion außen vor, während Lando Norris (McLaren) als Zweiter und Rekordweltmeister Lewis Hamilton (Mercedes) das Podium komplettierten.

Zunächst zum Gewinner: Piastri, der 23 Jahre alte Australier, raste in seiner zweiten Saison in der Formel 1 zum ersten Grand-Prix-Triumph. In der Geschichte seines Sports schaffte er es unter die acht jüngsten Sieger. „Das ist der Tag, von dem ich als Kind geträumt habe“, sagte er, „ganz oben auf dem Siegerpodest der Formel 1 zu stehen.“ Dort tat ihm Teamkollege Norris den Gefallen, den Pokal aus teurem Herend-Porzellan nicht zu zerstören. Im Vorjahr ging das dem damaligen Gewinner Verstappen überreichte Kunstwerk wegen Norris zu Bruch. Diesmal beherrschte er sich. Es dürfte ihm schwergefallen sein. In seinen Augen war er der rechtmäßige Sieger.

Als die McLaren-Piloten, die sich tags zuvor erstmals seit fast zwölf Jahren für die Startplätze eins und zwei qualifiziert hatten, über 472 Meter der ersten Bremszone entgegenrasten, holten Norris, den Pole-Mann des Samstags, alte Geister ein. Zwar beschleunigte er schwungvoll, zog dann jedoch hart nach rechts, um Arbeitskollege Piastri zu blockieren. Du kommst hier nicht vorbei! Beinahe drückte Norris ihn in die Barriere. So konnte sich Verstappen auf der Außenbahn positionieren, zumal Norris durch sein Manöver Traktion verlor. Auf gleicher Höhe bog das Trio ab, Piastri verließ die Rechtskurve als Führender. Norris war ausgebootet. Wieder den Start verhauen, wie in Barcelona. Schon dort hatte er sich so selbst um den Sieg gebracht.

Sollte es noch schlimmer kommen? Verstappen wurde weit nach außen getragen, er überholte Norris jenseits der Piste. „Max muss die Position zurückgeben“, funkte Norris und beschwerte sich über das illegale Manöver. Auch Verstappen meldete sich zu Wort: „Ich wurde abgedrängt.“ Ein Fluchen, ein Zetern, so ging es hin und her, bis Red Bull seinem Kapitän auftrug, den Rivalen passieren zu lassen – um einer Strafe zu entgehen.

Piastri drei Sekunden vor Norris, Verstappen deren zwei zurück, so stand es nach den ersten zehn Umläufen. Für Norris schien aber zu sprechen, dass er im Renntrimm gewöhnlich besser klarkommt, weil er die Reifen besser zu managen weiß als Piastri. Doch an der McLaren-Box konnten sie nicht interessiert sein an einem Stallduell. „Wir fahren gegen Verstappen“, bekam Norris zu hören. Doch Norris sah das anders.

Der Rheinländer Nico Hülkenberg, gestartet von Platz elf, fiel früh zurück, erlebte im hinteren Mittelfeld ein unauffälliges Rennen und sah das Ziel als 13. Der Aufwärtstrend des Haas-Teams setzte sich in Ungarn nicht fort.

Verstappen beklagte sich fortwährend über das Fahrverhalten seines Renners. Kostprobe: „Ich kann nicht richtig bremsen, ich kann nicht richtig einlenken. Vorderachse, Hinterachse, es ist einfach schlecht.“ So leierte die Platte den ganzen Nachmittag, ehe Verstappens Ingenieur ihn anherrschte, es sei „kindisch“, sich am Funk so zu verhalten. Beim ersten Boxenstopp fiel der Weltmeister hinter Lewis Hamilton zurück, mit dem er im Finale gar kollidierte und dadurch noch hinter Charles Leclerc (Ferrari) ins Ziel kam.

Die Hauptdarsteller an der Donau aber waren andere in dieser Komödie mit Oscar Piastri, die beinahe noch zum Horrorstreifen gekippt wäre. Norris wurde 23 Runden vor dem Ende zum zweiten Service gerufen. Als Piastri kurz danach anhielt, war die Führung futsch, er kam hinter Norris zurück auf die Piste. Der sicher geglaubte erste Grand-Prix-Sieg: verloren? Norris raste auf und davon, hängte Piastri ab. „Wenn du ihn einholst, wechseln wir die Positionen wieder“, bekam der zu hören. Aussichtslos. Norris drückte aufs Gas, war zehn Touren vor Ultimo auf fünf Sekunden enteilt. Die McLaren-Chefs versuchten, ihn von der Box aus einzubremsen. Erst vorsichtig: Er solle auf seine Reifen achten, langsamer machen. Dann deutlicher: „Erinnere dich an jede unserer Besprechungen am Sonntagmorgen“. Wohl der Hinweis auf eine interne Order, die regelt, dass derjenige, der nach der ersten Kurve vorne liegt, auch das Rennen gewinnen darf. Also Piastri. Antwort Norris: „Dann sagt Oscar, er möge aufholen.“ Schließlich eindringlich: „Die Weltmeisterschaft gewinnst du nicht allein, Lando. Du brauchst Oscar und das Team dafür.“ Norris erbarmte sich: Zwei Umläufe vor dem Ende ging er auf der Zielgeraden demonstrativ vom Gas. Er ließ Piastri ziehen, der den Sieg ins Ziel bringen durfte. Ein internes Nachspiel bei McLaren ist gewiss.

Und Verstappen? Sollte er am kommenden Wochenende, beim letzten Grand Prix vor der Sommerpause, in Spa-Francorchamps abermals sieglos bleiben, bedeutete dies seine längste Negativserie seit 2020. Die Nerven des Weltmeisters, das wurde schon nach der misslungenen Qualifikation deutlich, sind angespannt. Er verhehlt nicht, dass die Schuldigen für die Malaise seines Erachtens in den eigenen Reihen zu finden sind: „Es wird Zeit“, sagte er niederländischen Journalisten, „dass einige im Team aufwachen, statt nach Entschuldigungen zu suchen.“

Noch lange nicht am Ziel

Mit seinem Buch „Dabei sein wäre alles“ leistet der Autor Martin Krauss Pionierarbeit im Sport

Sportbücher für das allgemeine Lesepublikum teilen sich gewöhnlich in zwei Genres auf. Da gibt es auf der einen Seite die Chronik, die große Sportereignisse oder Epochen eines Sports nacherzählt. Und dann gibt es die Heldenbiographie. Thematische Sachbücher, die etwa soziokulturelle Entwicklungslinien im Sport aufdecken, sucht man in den Regalen der Buchhandelsketten von wenigen Ausnahmen abgesehen vergeblich.

Das neue Werk des Berliner Journalisten Martin Krauss, „Dabei sein wäre alles“, ist da eine ebenso erfrischende wie rühmliche Ausnahme. Krauss hat das überaus ambitionierte Projekt auf sich genommen, eine alternative Geschichte des modernen Sports zu schreiben – von den Tagen der Französischen Revolution bis in die Gegenwart. Sein Augenmerk gilt dabei ganz im Sinne der seit den Sechzigerjahren dominanten Historiographie den Machtstrukturen, die den Sport bestimmen und prägen.

Dabei herausgekommen ist eine Geschichte des Sports als Geschichte der Exklusion – oder, was auf dasselbe hinausläuft – des Kampfes um Inklusion. Krauss beschreibt, wie das Kulturphänomen Sport, in der Aufklärung als eine überaus demokratische Veranstaltung gedacht, im 19. Jahrhundert zunehmend zu einer exklusiven Tätigkeit der herrschenden Klassen wurde – in diesem Fall des zumeist männlichen und weißen Bürgertums. Und wie im zweiten Schritt, im 20. Jahrhundert, alle ausgegrenzten Gruppen – Frauen, ethnische und religiöse Minderheiten, seelisch und geistig eingeschränkte Personen, Homosexuelle und Transpersonen – sich das Recht zum Mitmachen wieder zurückerobern mussten. Oder, besser gesagt, müssen, denn der Kampf ist, wie Krauss belegt, noch lange nicht zu Ende.

Man kennt derartige Narrative mittlerweile aus vielen gesellschaftlichen Bereichen: aus der Politik, der Kultur, der Wissenschaft und der Wirtschaft. Gerade im angelsächsischen Raum wird heutzutage beinahe schon rituell zelebriert, wenn eine Angehörige einer Minderheit zum ersten Mal in Bereiche vorstößt, die dieser vorher versperrt waren: der erste schwarze Präsident, die erste weibliche Astronautin, die erste Transperson in einer Hauptrolle in einem Hollywoodfilm, das erste offen homosexuelle Mitglied der Bundesregierung. Der Sport hinkt in dieser Hinsicht jedoch noch immer hinterher, das Bewusstsein für die Mechanismen der Ausgrenzung, ja das Bewusstsein dafür, dass Ausgrenzung überhaupt stattfindet, ist deutlich unterentwickelt. In dieser Hinsicht leistet Martin Krauss Pionierarbeit.

Eine verbissene Anklage der Unterdrückung aus Sicht der Unterdrückten ist das Buch nicht. Die große Stärke des Werkes liegt, neben dem neuartigen Blickwinkel, in der Fülle an unbekannten und unerzählten Sportgeschichten, die Krauss in sieben Jahre langer Recherchearbeit zusammengetragen hat. Da ist etwa die phantastische Story des Pedestrianisten Carlo Airoldi, der 1896 im damaligen Stil des wechselweisen Joggens und Gehens in 28 Tagen von Mailand nach Athen lief. Nur um sich dann vom Kronprinzen Konstantin, dem Chef des Organisationskomitees der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit, sagen lassen zu müssen, dass er als Profi nicht am olympischen Marathon teilnehmen dürfe. Airoldi hatte für ein Etappenrennen von Turin nach Barcelona ein Preisgeld erhalten.

Es ist eine der ersten Überlieferungen von der Anwendung des Amateurparagraphen im olympischen Sport, der, wie Krauss argumentiert, vor allem dazu diente, die Arbeiterschichten aus dem offiziellen Sport auszugrenzen. Athleten aus der Arbeiterschicht waren darauf angewiesen, mit dem Sport Geld zu verdienen, der Amateurstatus war ein Luxus der Leisure Class. Daraus entstand wiederum, wie Krauss detailliert und lebendig beschreibt, die Arbeitersportbewegung, die nicht nur Preisgelder erlaubte, sondern mitunter eine andere Auffassung des Sporttreibens vertrat als die bürgerliche olympische Bewegung – weniger leistungs- und mehr gemeinschaftsorientiert.

An derlei historischen Leckerbissen ist das 400-Seiten-Werk überaus reich. So liest man auch gerne die Geschichte der unbeugsamen Alfonsina Strada, die es sich nicht nehmen lassen wollte, 1924 am Giro d’Italia der Männer teilzunehmen, weil es Radrennen dieser Kategorie für Frauen damals nicht gab. Am Ende konnte nicht einmal Mussolini umhin, die ungeheuer populäre, tapfere Frau zu ehren, obwohl sie dem faschistischen Bild der Frau am Herd widersprach. So, wie sich Frauen überhaupt das Radfahren, aber auch das Wandern und das Laufen aneigneten, um aus der häuslichen Sphäre auszubrechen und in den öffentlichen Raum zu drängen.

Das Buch hat Hunderte solcher Geschichten zu bieten, von senegalesischen Schwimmern, unterschenkelamputierten Bergsteigern, jüdischen Hochspringerinnen und Sinti auf dem Fußballplatz – von denen, so eine der vielen überraschenden Entdeckungen, Gerd Müller möglicherweise einer war. Gemeinsam haben sie alle eines – sie wollten mitmachen und ließen sich das von niemandem verbieten.

Das Buch endet mit einer gleichermaßen ernüchternden wie hoffnungsvollen Botschaft: Es ist viel erreicht worden, aber wir leben immer noch in einer Zeit, in der Rassismus und Homophobie in vielen Sportarten an der Tagesordnung sind, in der Frauen noch immer um gleiche Anerkennung und gleiche Bezahlung streiten müssen und in der Transpersonen erbittert darum kämpfen müssen, überhaupt einen Platz im Sport zu finden.

Wenn man dem Buch etwas vorwerfen möchte, dann vielleicht, dass Krauss etwas zu viel gesammelt hat. Unter der Vielzahl der Geschichten geht bisweilen die Kraft der einzelnen verloren. Das vermag jedoch nicht die Botschaft zu verwässern, die Krauss überzeugend vorträgt: Je inklusiver, demokratischer und bunter der Sport ist, desto besser ist er – sowohl als gesellschaftliche Kraft als auch als reine Unterhaltung. Darum lohnt es sich weiterhin zu kämpfen. SEBASTIAN MOLL

Besprochenes Buch: Martin Krauss: Dabei sein wäre alles. Verlag Random House, 2024, 448 Seiten, 28 Euro.

Gekommen, um zu bleiben

Alexis Peterson füllt auf Anhieb eine klaffende Lücke im Team der deutschen Basketballerinnen – und denkt schon über die Spiele von Paris hinaus. *Von Michael Reinsch, Berlin*

Ohne Fünf hat die Basketball-Nationalmannschaft der Frauen ihr vorletztes Testspiel (die Partie am Sonntag gegen Großbritannien wurde wegen eines medizinischen Notfalls auf der Tribüne im dritten Viertel abgebrochen) vor den Olympischen Spielen bestritten, doch ins Minus scheint das Team nicht geraten zu sein. Wenn die Sabally-Schwestern Satou und Nyara sowie Leonie Fiebich erst mitspielten, versprach Aufbauspielerin Alexis Peterson nach dem 77:63 gegen die robuste Auswahl Nigerias am Freitagabend in Berlin enthusiastisch, werde die Mannschaft zehnmal so stark sein wie im Moment.

Praktisch im Vorprogramm der Weltmeister, der Männer-Auswahl von Bundestrainer Gordon Herbert, die scheinbar mühelos ihren kommenden Vorrundengegner Japan mit 104:83 Punkten vom Parkett fegte, zeigten die Frauen, dass sie in physischen Auseinandersetzungen bestehen können und noch dazu über Spielwitz verfügen. „Wir sprechen seit Beginn der Vorbereitung von Berlin“, sagte Nationalspielerin Luisa Geiselsöder, die 14 Punkte erzielte und sieben Rebounds holte: „Wir wollten zeigen, dass wir da sind.“ Die Partie in der großen Arena vor mehr als 10.000 Besuchern stimmte sie zuversichtlich, dass sie mit den Besten mithalten könnten, sagte sie selbstbewusst: „Eine Medaille wäre ein schönes Mitbringsel aus Frankreich.“

Die 1,74 Meter große und 29 Jahre alte Aufbauspielerin Peterson aus den Vereinigten Staaten, in dem französischen Ort Mont-de-Marsan Mannschaftskameradin von Geiselsöder bei Basket Landes, ist der Neuzugang, der eine klaffende Lücke im Spiel der Deutschen füllt. Mit 22 Punkten, acht Assists und fünf Rebounds bei fünf Ballverlusten war sie die überragende Akteurin. Nicht vergessen machen kann sie aber den Abschied von Sonja Greinacher und Mannschaftskapitänin Svenja Brunckhorst. Die beiden haben sich auch im 3×3-Basketball für die Spiele qualifiziert und sich, vom Zeitplan der Spiele mit der Vorrunde des „großen“ Teams in Lille und den Spielen auf einen Korb auf der Place de la Concorde von Paris vor die Entscheidung „entweder … oder …“ gestellt, für die Streetball-Variante entschieden. Einen „verheerenden Verlust“ nennt Bundestrainerin Lisa Thomaidis die Abwesenheit der beiden, freut sich aber, wie sie behauptet, mit ihnen über den Erfolg, es auch im kleinen Team nach Paris geschafft zu haben.

Übersicht, Tempo, Wurfstärke: *Alexis Peterson (rechts) zeigt gegen Nigeria Qualitäten, auf die das deutsche Team zählen kann.* Foto dpa

Als perfekte Ergänzung lobt die Bundestrainerin die Einbürgerung und Eingliederung von Peterson. Bei der überraschenden Olympia-Qualifikation der Frauen in Brasilien vor fünf Monaten musste die am Wurfarm verletzte Satou Sabally noch den Ball vortragen. Am Freitag war sie, anders als die ebenfalls knapp vor dem Spiel aus New York eingeflogenen Nyara Sabally und Leonie Fiebich, nicht in der Arena. Sie habe sich auf dem Weg von Dallas, Texas, in ihre Heimatstadt einen Infekt eingefangen, teilte sie mit; sie verfolgte das Spiel am Fernsehgerät. Für die Dallas Wings, ihr Team in der WNBA, hat sie, seit sie sich im Februar an der Schulter operieren lassen musste, kein einziges Punktspiel bestritten. Die Bundestrainerin bleibt gelassen. „Satou ist eine Kriegerin und eine Siegerin“, sagt sie : „Sie zahlt den Preis für das, was wir im Februar erreicht haben.“

Trainerin und Spielerinnen haben, wie die Männer, die sich Zusammenhalt bei EM 2022, WM 2023 und Olympischen Spielen 2024 versprachen, einen Dreijahresplan. Den Olympischen Spielen folgen im kommenden Jahr die Europameisterschaft mit der Vorrunde in Hamburg und 2026 die Weltmeisterschaft der Frauen in Deutschland mit dem Finale in Berlin.

„Ich bin hier, um zu bleiben“, sagt Alexis Peterson zu dieser Perspektive: „Ich glaube, als wir anfingen, hatte niemand erwartet, dass wir so geschlossen spielen, als Einheit; und heute hat man genau das gesehen.“ Eine Medaille sollte das Team in Paris gewinnen, sagt die Amerikanerin: „Wenn wir aufs Parkett treten, wollen wir immer konkurrenzfähig sein und siegen.“ Ihre Übersicht im Spiel, ihr Tempo, ihre Pässe und ihre Würfe kennt Luisa Geiselsöder aus Frankreich. In der Nationalmannschaft, lobt sie, helfe die Spielmacherin den anderen, ruhig zu bleiben und sich wohlzufühlen, denn: „Lex kann man nicht stoppen.“

Deutsche Handballsiege

dpa. STUTTGART. Die deutschen Handballteams haben ihre Generalproben für die Olympischen Spiele mit Bravour gemeistert und sich noch mehr Selbstvertrauen für die Aufgaben in Paris geholt. Nach dem 27:20 der Frauen gegen Brasilien untermauerten die Männer ihre Medaillen-Ambitionen mit einem 35:25 gegen den völlig überforderten Vorrundengegner Japan. Vor 5600 Zuschauern in Stuttgart waren Justus Fischer und Tim Hornke mit je sechs Toren sowie Annika Lott mit ebenfalls sechs Treffern beste deutsche Werfer.

Die Männer starten am Samstag gegen den EM-Dritten Schweden in das olympische Turnier. Weitere Gegner sind Japan, Kroatien, Spanien und Slowenien. Für die Frauen geht es am Donnerstag mit der Pflichtaufgabe gegen Südkorea los. Anschließend warten die skandinavischen Handball-Mächte Dänemark, Norwegen und Schweden sowie Slowenien.

Die Männerauswahl von Bundestrainer Alfred Gislason war den Japanern in allen Belangen überlegen. Dass sich der Gastgeber einige einfache Ballverluste erlaubte und auch in der Defensive nicht perfekt harmonierte, fiel zumindest ergebnistechnisch kaum auf. Angeführt von Torhüterin Sarah Wachter schickten auch die DHB-Frauen eine klare Botschaft an die Olympia-Konkurrenz. Allein in der ersten Halbzeit vereitelte die Schlussfrau zehn Angriffe der Brasilianerinnen, die nach dem Sieg aus der Vorwoche diesmal chancenlos waren.

Wehrlein Weltmeister

sösi. MOGYORÓD. Porsche-Pilot Pascal Wehrlein ist erstmals Formel-E-Weltmeister. In einem dramatischen Finale reichte dem 29 Jahre alten Sigmaringer am Sonntag in London ein zweiter Platz hinter Rennsieger Oliver Rowland, um sich im Klassement mit 199 Punkten gegen Jaguar-Fahrer Mitch Evans zu behaupten (195). Evans’ Stallgefährte Nick Cassidy, der als WM-Führender zu den letzten beiden Läufen in London gereist war, fiel nach einer Kollision mit Wehrleins Teamkollegen António Félix da Costa aus. „Der Titel bedeutet mir sehr viel“, sagte Wehrlein. „Es ist wirklich phantastisch.“ Porsche gewann außerdem die Herstellerwertung vor Jaguar.

Wehrlein profitierte am Sonntag davon, dass Evans drei Touren vor Schluss den verpflichtenden Schlenker für den sogenannten Attacke-Modus falsch ausführte. Dabei wird kurzzeitig extra Motorleistung freigesetzt. Evans überfuhr nur zwei der drei Kontaktschleifen im Boden und musste das Manöver wiederholen, Wehrlein kam vorbei. „Wir wussten, dass wir nicht die Favoriten sind in London“, sagte Wehrlein, der als Meisterschaftsdritter angetreten war, den sein dritter Saisonsieg im Samstagslauf aber an die Spitze katapultiert hatte. „Am Ende und zu Beginn eines jeden Tages habe ich immer zu mir gesagt: Ich kann es schaffen, wir können es schaffen.“ Und weiter: „Wir haben uns stets verbessert, keine Fehler gemacht und die richtige Strategie gewählt.“

Frankfurter Allgemeine
RHEIN-MAIN
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
MONTAG, 22. JULI 2024
LEBEN IN FRANKFURT UND IN HESSEN
NR. 168 (1) · SEITE 1
RMZ IM INTERNET: www.faz.net/rmz

Nach IT-Panne normalisiert sich die Lage

FRANKFURT Die weltweiten IT-Störungen am Freitag haben am Frankfurter Flughafen auch am Sonntag noch vereinzelt Verspätungen und Flugausfälle nach sich gezogen. Da am Freitag Flüge abgesagt worden seien, befänden sich nicht alle Maschinen und Crews am richtigen Ort, sagte ein Lufthansa-Sprecher auf Anfrage. Es herrsche aber „weitestgehend normaler Flugbetrieb“. Das bestätigte der Flughafenbetreiber Fraport. Für Passagiere gelte weiterhin die für die gesamten Sommerferien ausgesprochene Empfehlung, sich mindestens zwei Stunden vor Abflug, bei Transatlantikflügen zweieinhalb Stunden vor dem Start, am Flughafen einzufinden, sagte ein Fraport-Sprecher.

Das Dienstleistungsunternehmen Wisag, das an vielen Flughäfen für Bodendienstleistungen wie das Be- und Entladen von Flugzeugen zuständig ist, teilte mit: „Wir können für unsere Prozesse an den Flughäfen wieder Normalbetrieb melden.“ Am Samstag sei es noch vereinzelt zu Problemen an den Schnittstellen zu den Check-in-Systemen von Fluggesellschaften gekommen.

Andere Unternehmen und Organisationen im Rhein-Main-Gebiet, die von den Folgen eines fehlerhaften Sicherheitsupdates des US-Unternehmens Crowdstrike betroffen waren, hatten schon am Freitagnachmittag Entwarnung gegeben. barb.

Die aktuellsten Meldungen aus der Region auf www.faz.net/rmz

Schüsse aus dem Auto

Vor fünf Jahren hat ein Deutscher in Wächtersbach am helllichten Tag auf einen Eritreer geschossen – nur weil der Mann dunkelhäutig war.

RHEIN-MAIN, SEITE 2

Archäologie von oben

Mit Luftbildern und Laserstrahlen gelingt es, bisher unentdeckte Zeugnisse der Vergangenheit aufzuspüren.

DIE DREI, SEITE 3

Miles and more

Das Carsharing-Angebot wächst: In Frankfurt hat das Berliner Start-up Miles Mobility die ersten 200 Fahrzeuge abgestellt.

VERBRAUCHER, SEITE 6

Athenas Geheimwaffe

Vor den Augen der Besucher im Liebieghaus rekonstruiert Ulrike Koch-Brinkmann eine antike Medusa.

KULTUR, SEITE 10

Leserbriefe auf SEITE 5

Wetter

Neben einigen Wolken im Tagesverlauf zeitweise Sonnenschein. Nur noch vereinzelt Schauer. Höchstwerte 24 bis 27 Grad.

Temperaturen Samstag	Min.	Max.
Flughafen Frankfurt	19°	33°
Feldberg im Taunus	19°	27°
Niederschlag Samstag 0 bis 24 Uhr		
Flughafen Frankfurt		0 mm

Unterschweinstiege

Da muss der Radler im Frankfurter Stadtwald einen Moment überlegen, was die Stimme der Navi-App mit „Unter-Schw-Einstiegs-Schneise“ meint. trau.

Foto dpa

Acht Wochen Warten auf den Pass

FRANKFURT Wer einen neuen Reisepass braucht, muss sich gedulden, die Bundesdruckerei ächzt unter einer Antragsflut. Aber es gibt einen Ausweg.

Von Bernhard Biener

Einen Termin online zu reservieren klappt derzeit beim Frankfurter Bürgeramt meist gut. Ein Versuch ergibt drei Vorschläge für die nächste Woche, und die offenen Sprechtage montags und mittwochs gibt es ja auch noch. Trotzdem: Wer einen Reisepass beantragen will, hat es hoffentlich nicht eilig. Denn die Lieferzeit beträgt nach Angaben des Bürgeramts acht Wochen, doppelt so lang wie üblich. Damit ist die Frankfurter Behörde nicht allein, denn die Ursache liegt in Berlin.

Die Bundesdruckerei ist mit der Lieferung in Verzug, weshalb der Deutsche Städtetag jüngst beklagte, dass die kommunalen Pass- und Ausweisstellen den Ärger der Bürger abbekämen, für den sie nichts könnten. Auch die für das Bürgeramt zuständige Frankfurter Dezernentin Eileen O’Sullivan (Volt) zeigt zwar Verständnis für den Unmut der Antragsteller, nicht aber für die Bundesdruckerei, „die diese Probleme seit Monaten nicht in den Griff bekommt“.

Als Ursache nennt das bundeseigene Unternehmen das ungewöhnlich hohe Arbeitsaufkommen. „Seit der ersten Januarwoche boomt die Nachfrage nach deutschen Reisepässen“, heißt es in einer Mitteilung der Bundesdruckerei. Sie sei so hoch wie noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik und übertreffe alle Prognosen. Im gesamten April seien erstmals mehr als 700.000 Reisepässe bestellt worden. Schon vor Monaten habe man reagiert und Pässe in drei Schichten produziert, auf freiwilliger Basis auch an Wochenenden und Feiertagen. Lange habe man die üblichen Lieferzeiten einhalten können, doch die anhaltend hohe Nachfrage überschreite die Produktionskapazitäten.

Ein Sprecher des Bundesinnenministeriums, in dessen Auftrag die Bundesdruckerei die Ausweispapiere herstellt, nennt auf Anfrage eine Bearbeitungszeit von 28,9 Arbeitstagen, also knapp sechs Wochen. Für den Boom gebe es mehrere Gründe. Da sei schlicht die Reiselust: Die Zahl der Fernreisen in Länder außerhalb der Europäischen Union übersteige inzwischen zum Teil das Vor-Corona-Niveau. Der Brexit erfordere einen Reisepass für die Großbritannienreise, und auch die Zahl der Einbürgerungen steige, unter anderem durch den Wegfall der Optionspflicht für Doppelstaatler.

Mangels Reisemöglichkeiten in der Pandemie hätten zudem viele Bürger den abgelaufenen Reisepass nicht erneuert, so der Ministeriumssprecher. Auch zeigten viele Bürger ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis und wollten einen gültigen Reisepass besitzen, obwohl sie gar nicht verreisten. Schließlich gebe es alle zehn Jahre, der regulären Gültigkeitsdauer, eine sich wiederholende Antragswelle wegen der mit der Deutschen Einheit 1990 beantragten Reisepässe ehemaliger DDR-Bürger. Diese habe sich wegen Corona zeitlich verschoben.

Die hohe Nachfrage für die Druckerei nimmt in den Bürgerämtern ihren Anfang. Diese weisen noch auf die Abschaffung des Kinderreisepasses zum Jahresbeginn als weiteren Grund hin. Kinder unter zehn Jahren benötigen seither einen eigenen Personalausweis oder Reisepass. In Frankfurt stieg im ersten Halbjahr die Zahl der Anträge für Pässe und Ausweise um 4000 auf 76.000. Die Stadt Darmstadt müsste, falls der bisherige Trend anhält, dieses Jahr 8000 Pässe mehr bearbeiten als im Vorjahr, ein Plus von 65 Prozent.

Dabei hat das Frankfurter Bürgeramt versucht, die sich abzeichnende Antragswelle zur Sommerferienzeit zu vermeiden, wie Amtsleiterin Lisa Rühmann erläutert. Im Herbst und Winter verschickte die Behörde Briefe an 17.000 Frankfurter und erinnerte sie daran, dass ihr Ausweis oder Reisepass im nächsten Monat abläuft. Dabei handelt es sich nicht um eine regelmäßige Aktion, auch wenn es vor vier Jahren schon einmal eine gab.

Trotzdem merken viele Bürger erst kurzfristig, dass sie für eine Reise einen Pass benötigen oder der alte abgelaufen ist. Das Dokument lässt sich dann im Expressverfahren beantragen, das mit 102 Euro teurer ist als die reguläre Variante, die immerhin 70 Euro kostet. In Frankfurt wurden bisher 10.500 Expresspässe beantragt, fast doppelt so viele wie im Vorjahr. In Darmstadt ist die Entwicklung ähnlich.

Vorteil des Expresspasses ist, dass ihn die Bundesdruckerei in drei Tagen herstellen kann. Das sei auch jetzt so, versichert das Bundesinnenministerium. Es weist noch auf die Möglichkeit hin, sich von der Kommune einen vorläufigen Reisepass ausstellen zu lassen. Dieser ist allerdings nur ein Jahr gültig und reicht nicht in allen Ländern für die Einreise. Ansonsten hoffen Bundesdruckerei und Innenministerium auf den Herbst, wenn üblicherweise nach Ende der Sommerferien die niedrigste Nachfrage nach Ausweisdokumenten herrsche. Sollte das auch diesmal der Fall sein, sei mit dem Abbau der noch offenen Reisepassbestellungen und einer weitgehenden Normalisierung der Produktionszeiten zu rechnen, teilt das Unternehmen mit. Anfang 2025 dann sollen zusätzlich bestellte Sondermaschinen geliefert sein, um die Produktionskapazität dauerhaft zu erhöhen.

„Kein Haus, sondern ein Ort der Demokratie“

FRANKFURT Im Gespräch mit der Bundesstiftung Baukultur deutet sich Tendenz zur Zukunft der Paulskirche an

Einen spektakulären Symbolbau habe Frankfurt nicht nötig, meint Reiner Nagel, Vorsitzender der Bundesstiftung Baukultur. „Frankfurt braucht keinen Guggenheim-Effekt, Frankfurt hat die Paulskirche.“ Anders als in Bilbao, wo der spektakuläre Bau des Guggenheim-Museums die Transformation von der Industrie- zur Dienstleistungsmetropole verkörpert hat, könne Frankfurt sich auf die Kraft des Kirchenbaus verlassen, in dem vor gut 175 Jahren die erste deutsche Nationalversammlung tagte und der als Wiege der deutschen Demokratie gilt.

Das Team der Stiftung, die sich im Bundesauftrag für Baukultur als gesellschaftlichen Wert einsetzt, kam am Samstag nach Frankfurt, um mit Vertretern der Stadt, Fachleuten und Bürgern über die Paulskirche und über das geplante, mit ihr verbundene Haus der Demokratie zu sprechen.

Die Stadt will in diesem Jahr einen Ideenwettbewerb und anschließend einen Architekturwettbewerb ausloben, auf deren Grundlage 2028 mit dem Bau des Demokratiezentrums begonnen werden soll. Das Zentrum soll das Denkmal Paulskirche ergänzen, indem es Informationen zur Demokratiegeschichte sowie Räume für Workshops, Fortbildungen und Diskussionen bietet.

Eine Expertenkommission hatte vorgeschlagen, das Haus der Demokratie als „Signature Building“ nach Guggenheim-Art zu errichten. Davon hält Nagel jedoch nichts. Vielmehr müsse das Demokratiezentrum eine der Paulskirche „dienende Funktion“ einnehmen. Diese Einschätzung teilt Oberbürgermeister Mike Josef (SPD), der den Begriff „Leuchtturmprojekt“ zumindest im Sinn spektakulärer Architektur ablehnt: „Unser Leuchtturm ist die Paulskirche.“

Josef will gar nicht mehr von einem „Haus der Demokratie“, sondern von einem „Ort der Demokratie“ sprechen. Er warnt davor, einen großräumigen Neubau auf dem Paulsplatz zu errichten, da damit ein öffentlicher Raum verloren ginge, der bei den Bürgern als Treffpunkt und Versammlungsort etabliert sei. Ähnlich wie Nagel denkt Josef in Richtung eines zurückhaltenden, möglicherweise mehrteiligen Ensembles, das den neben der Paulskirche liegenden Kämmereibau einbinden könnte.

Allerdings müsste das wuchtige, neobarocke Verwaltungsgebäude dafür umfassend umgebaut werden, sowohl funktionell als auch optisch. Im Gespräch sind eine Öffnung des Erdgeschosses, ein Dachaufbau und moderne Fassaden-Elemente, die auf das Haus der Demokratie hinweisen. Dafür zeigt sich der Präsident des Landesamts für Denkmalpflege, Markus Harzenetter, aufgeschlossen. Das Kämmereigebäude sei „denkmalpflegerisch robust“, sagte er.

Planungsdezernent Marcus Gwechenberger (SPD) wies auf die Chancen hin, die der Bau des Demokratiezentrums für die ganze Innenstadt eröffne. Durch die Neuordnung des Areals könne die Achse von der Hauptwache über den Paulsplatz und den Römerberg zum Main aufgewertet werden. Profitieren könne auch die Querachse, die vom Willy-Brandt-Platz entlang der Braubachstraße führt und an der unter anderem das Institut für Stadtgeschichte und der Bethmannhof liegen. Beate Huf von der Stabsstelle für Paulskirche und Demokratiezentrum sagte, bei all dem müssten die Baukosten im Blick bleiben. Damit ein Haus der Demokratie Erfolg habe, müsse vor allem genug Geld für Mitarbeiter und Aktivitäten vorhanden sein. trau.

Dunkle Wolken über den Unis

Von Sascha Zoske

Es war wie das erste Wetterleuchten vor dem großen Gewitter: Der Streit um die Abschaffung der Latinistik-Professur an der Goethe-Universität im April hat eine Ahnung davon vermittelt, welche Konflikte den hessischen Hochschulen demnächst ins Haus stehen könnten. In diesen Tagen ist schon kräftigeres Rumpeln zu vernehmen: Die Nachricht, dass im aktuellen Nachtragsetat des Landes 34 Millionen Euro weniger für Forschung und Lehre zu Verfügung stehen, hat Gewerkschafter und Studentenvertreter aufgeschreckt. Prüfungsphasenbedingt blieben die Kundgebungen überschaubar, doch auch wer nicht auf die Straße geht, mag sich Sorgen machen: Werden Stellen nicht wiederbesetzt, Arbeitsverträge nicht verlängert, womöglich Institute geschlossen?

In diesem Jahr, so heißt es aus den Hochschulen, könne man die Folgen der Etatkürzung noch abfangen. Doch es wird erwartet, dass 2025 Einsparungen in ähnlicher Höhe gefordert werden. Die Unwetter-Vorwarnung bleibt also bestehen. Sinkende Steuereinnahmen des Landes, hohe Bau- und Energiekosten, gleichzeitig kräftig steigende Tariflöhne: Diese aus dem allgemeinen Wirtschaftsklima resultierenden Faktoren sind dafür verantwortlich, dass sich auch über den Unis Ungemach zusammenbraut.

Bildung und Forschung von jeder Sparanstrengung auszunehmen wäre ungerecht gegenüber anderen Ressorts, die ebenfalls dem Gemeinwohl dienen. Die Professoren, die sich in der vergangenen Woche mit einem Brief an Wissenschaftsminister Timon Gremmels (SPD) wandten, haben aber recht mit der Mahnung, dass tiefe Einschnitte in der Wissenschaft langfristig die Wettbewerbsfähigkeit des Landes gefährden.

Hochschulen und Minister müssen nun das Kunststück vollbringen, für die Jahre 2026 bis 2030 eine Vereinbarung auszuhandeln, die den finanziellen Realitäten gerecht wird, die hessischen Unis aber gleichzeitig konkurrenzfähig hält. Die Verhandlungspartner täten gut daran, einen Pakt aufzusetzen, der von bescheidenen Möglichkeiten ausgeht, aber Raum für Verbesserungen bietet, wenn sich die Einnahmen wieder erhöhen.

Ob und wann öffentlicher Druck für solche Gespräche nützlich ist, lässt sich ebenso schwer vorhersagen wie der exakte Zeitpunkt eines Sommergewitters. Der lautstarke Unmut über die Frankfurter Latinistik-Pläne hat immerhin dazu geführt, dass der Uni-Fachbereich sein Sparkonzept noch einmal überarbeitet. Heftig gekracht hatte es auch vor 14 Jahren, als die damalige Wissenschaftsministerin ihren Hochschulen einen Pakt vorlegte, der für 2011 eine Kürzung um ebenfalls 34 Millionen Euro vorsah. Der Theaterdonner verhallte schnell: Am Ende haben alle den Vertrag unterschrieben.

Tödliche Stiche in Griesheim

FRANKFURT Ein 20 Jahre alter Mann ist am Samstagmittag in Frankfurt-Griesheim durch Messerstiche getötet worden. Der mutmaßliche Täter, ein Sechzehnjähriger, wurde festgenommen. Er sollte am Sonntag dem Haftrichter vorgeführt werden. Laut Polizei waren das Opfer und der Beschuldigte gegen 14 Uhr in einer Wohnung an der Straße Zum Linnegraben aus bisher unbekanntem Grund in Streit geraten. Hierbei wurden dem Zwanzigjährigen mehrere Messerstiche zugefügt. Er floh aus der Wohnung und brach vor dem Haus zusammen. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Der mutmaßliche Täter rief selbst die Polizei. zos.

Staatssekretärin soll entlassen werden

Opposition fordert öffentliche Aufklärung

WIESBADEN Hessens Wirtschaftsminister Kaweh Mansoori (SPD) will sich laut Medienberichten offenbar nach nur sechs Monaten von seiner Staatssekretärin Lamia Messari-Becker trennen. Das berichtet die „Hessenschau“ und beruft sich dabei auf Informationen der Plattform Table Media. Eine Sprecherin des Wirtschaftsministeriums sagte am Samstag auf Anfrage, dass sich der Wirtschaftsminister aktuell zu diesem Thema nicht äußern wolle. Das hängt wohl auch damit zusammen, dass Messari-Becker erkrankt ist.

Die formalen Schritte, um eine Staatssekretärin aus dem Amt zu entlassen, sind nach Auskunft der Sprecherin derzeit noch nicht eingeleitet worden. Hessens Ministerpräsident Boris Rhein (CDU) muss die Staatssekretärin formell entlassen.

Die Grünen-Fraktion im Landtag hat auf die Berichterstattung reagiert: Für die Oppositionsfraktion ist der „Anfang von Schwarz-Rot endgültig ein Fehlstart“ geworden. „Erst ein halbes Jahr ist die schwarz-rote Koalition im Amt. Schon stehen offenbar erste Regierungsmitglieder vor dem Aus“, teilte Grünen-Fraktionschef Mathias Wagner mit. Er warf der Landesregierung vor, dass sie sich erst mit zahlreichen neuen Posten aufgebläht habe und nun schon die ersten wieder gehen müssten.

Foto Astrid Eckert

Messari-Becker

Wagner forderte eine Aufklärung von Rhein und Mansoori. Er monierte, dass diese sich bislang nicht zu dem Vorgang geäußert hätten. Die Öffentlichkeit, so Wagner, könne zu Recht erwarten, dass sie mehr erfahre als Indiskretionen und Gerüchte.

In diesem Zusammenhang wies der Fraktionsvorsitzende darauf hin, dass dies schon die zweite Personalkrise von Schwarz-Rot sei. „Gleich zu Beginn wurde der bisherige SPD-Fraktionsvorsitzende Günter Rudolph in einem stil- und würdelosen Machtkampf aus dem Amt gedrängt“, sagte Wagner.

Die FDP-Fraktion forderte ebenfalls öffentliche Aufklärung. Auch sie sieht bei der Landesregierung nach den ersten sechs Monaten „erste Auflösungserscheinungen“. Fraktionsvorsitzender Stefan Naas sagte: „Die Staatssekretärin wurde bei ihrer Vorstellung mit vielen Vorschusslorbeeren bedacht. Sollte sich die aktuelle Berichterstattung bewahrheiten, käme ein Abschied nach so wenigen Monaten überraschend.“

Auch Naas forderte Mansoori auf, seine Beweggründe für die mutmaßliche Entlassung transparent darzulegen. „Schwarz-Rot ist erst einmal dadurch aufgefallen, dass die Landesregierung weiter aufgebläht und die Zahl der Staatssekretäre deutlich erhöht wurde“, sagte Naas und führte weiter aus: „Diesen personellen Komfort bezahlen die Steuerzahler. Sie haben ein Recht zu erfahren, ob das gut besoldete Regierungspersonal dafür entsprechende Leistungen erbringt.“ robm.

Nach der Attacke: *In seinem Auto ist der Täter in Biebergemünd verletzt gefunden worden, er starb später im Krankenhaus.* Foto dpa

Schüsse nach dem Frühschoppen

WÄCHTERSBACH Vor fünf Jahren schießt ein Deutscher am helllichten Tag aus seinem Auto heraus einen jungen Eritreer nieder. Nur weil der Fußgänger dunkelhäutig ist.

Von Hanns Mattes

Der Tathergang ist schwer zu fassen: An einem Montagmittag vor genau fünf Jahren kündigt ein Mann beim Frühschoppen in einer Bierkneipe im hessischen Biebergemünd an, dass er einen Ausländer erschießen werde: „Wenn ich geh, nehm ich einen mit“, soll er gesagt haben. Ernst genommen habe das keiner, geben der Wirt und andere Stammgäste später zu Protokoll. Schon seit Jahren habe Roland K. solche Sprüche geklopft.

Aber dieses Mal ist es bitterer Ernst: Der 55 Jahre alte Mann steigt in sein Auto und fährt in die Nachbarstadt Wächtersbach. Auf der Industriestraße vor dem Werk eines Automobilzulieferers eröffnet er aus dem Auto das Feuer auf einen Passanten, einen 26 Jahre alten Eritreer. Einfach so, weil er eben dunkle Haut hat. Der Schütze trifft den Fußgänger, der durch einen Bauchschuss schwer verletzt zusammenbricht, und fährt weiter, zurück nach Biebergemünd. Pförtner des Werks kümmern sich um Bilal M., der nur durch eine Notoperation gerettet werden kann.

Der Schütze kehrt unterdessen in seine Stammkneipe zurück, erzählt von seiner Tat, wieder halten die anderen das für Geschwätz. Gut drei Stunden nach den Schüssen wird die Polizei ihn in seinem Auto finden, offenbar wollte der Täter sich selbst richten. Er stirbt wenig später in einem Krankenhaus.

Die Tat vom 22. Juli 2019 trifft Wächtersbach: Eigentlich verlaufe das Zusammenleben zwischen Einheimischen und Migranten reibungslos, glauben die meisten der rund 13.000 Bürger der Stadt auf halbem Weg von Frankfurt nach Fulda. Es gibt gute Kontakte zwischen den Kirchen, der Stadt und der islamischen Gemeinde, die damals rund 200 Flüchtlinge sind dezentral untergebracht, Fremdenhass ist in der traditionell sozialdemokratisch geprägten Kommune nach Meinung der Bürger kein Thema. Dass ausgerechnet ihre Heimat nun zum Schauplatz eines rassistischen Mordversuchs geworden ist, das können viele Wächtersbacher und auch Bürgermeister Andreas Weiher (SPD) zunächst kaum fassen. Zu einer schnell organisierten Mahnwache kommen rund 400 Menschen, das sind viele für eine kleine Stadt.

Fünf Jahre nach den Schüssen sind in der Stadt die Geschehnisse nach Weihers Einschätzung in den Hintergrund gerückt. Das liege wohl daran, dass Wächtersbach der Tatort gewesen sei, der Täter aber keine besondere Bindung an die Stadt gehabt habe, sondern im Nachbarort verwurzelt gewesen sei.

Die Ermittlungen nach dem Mordversuch ergeben, dass der Mann keine Verbindungen in die organisierte rechte Szene hatte, ganz im Gegensatz zum Mörder, der einen Monat zuvor den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke (CDU) erschossen hatte. Allerdings werden bei der Durchsuchung in Biebergemünd auch Nazi-Devotionalien gefunden. Und Waffen mit reichlich Munition, die der bis zu der Tat unbescholtene ehemalige Kraftfahrer als Mitglied eines Schützenvereins ganz legal besaß.

Dass der Anschlag von Wächtersbach in der öffentlichen Wahrnehmung etwas verblasst ist, dürfte mit zwei Ereignissen kurz nach der Tat zu tun haben. Keine zwei Wochen nach den Schüssen stößt ein in der Schweiz lebender Eritreer im Frankfurter Hauptbahnhof eine Mutter und ihren Sohn vor einen einfahrenden Zug. Die Frau kann sicht retten, der Achtjährige wird getötet. Und wiederum sechs Monate später erschießt in Hanau ein Deutscher erst neun Menschen mit Migrationshintergrund, dann seine Mutter und schließlich sich selbst.

Dass Wächtersbach doch noch einmal in den Zusammenhang mit Extremismus und Rassismus gerückt wird, findet seinen Grund in einem Feuer zu Weihnachten 2023. Das Haus einer pakistanischen Familie steht in Flammen, im Gebäude finden die Feuerwehrmänner Schmierereien: „Ausländer raus“, steht an den Wänden. Sehr schnell sind auch Bundespolitiker mit dem Urteil zu hören, die Tat reihe sich in eine ganze Reihe rechtsextremer Verbrechen ein, und sie stellen das Feuer in Zusammenhang mit den Schüssen von 2019. Später ergeben Ermittlungen, dass der Brand von den Besitzern gelegt worden war, um die Versicherung zu betrügen.

Rechtsextreme Aktivitäten sieht Weiher in seiner Stadt bis heute nicht, aber als ehemaliger Polizist ist der Bürgermeister alles andere als naiv. Man dürfe nichts schönreden, auch er spüre einen „latenten Rechtsruck“. Tatsächlich hat die AfD bei den Europawahlen auch in Wächtersbach überdurchschnittlich gut abgeschnitten, wie in so vielen Kommunen im Osten des Main-Kinzig-Kreises. Seiner Meinung nach begründen sich diese Erfolge der Rechtspopulisten vor allem durch die geschickte Nutzung der sozialen Medien. Youtube und Tiktok, so erzählen es Jüngere dem Bürgermeister, das zähle heute – dort finde man die Wahrheit, nicht bei den Etablierten wie ARD und ZDF.

Zur Wahrheit, die in den digitalen Echokammern keinen Widerhall findet, gehört aber auch, dass das Opfer des Attentats bis heute unter den Folgen des Anschlags leidet, seelisch wie körperlich. Nach wie vor hält Weiher Kontakt zu Bilal M., der aus seiner Heimat geflohen war, um der Zwangsrekrutierung zu entgehen. Bald nach der Tat ist er mit seiner Familien aus Wächtersbach in eine nahe Großstadt gezogen.

Körperlich sind die Folgen des Anschlags nicht überwunden: „Er kann nicht schmerzfrei stehen“, berichtet Weiher. Und auch seelisch leidet der Vater zweier Kinder bis heute und muss wegen seiner Ängste behandelt werden. Und das alles nur, weil er vor fünf Jahren in seiner Mittagspause zur falschen Zeit am falschen Platz in Wächtersbach gewesen ist.

Aus Anlass des Jahrestags hatte ein „Bündnis gegen rechten Terror Hessen“ aus dem Spektrum der Antifa zu einer Kundgebung am Sonntag um 15 Uhr am Bahnhof in Wächtersbach aufgerufen.

ANDERE STÄDTE – GLEICHE NÖTE

STUTTGART Während der Fußball-Europameisterschaft sind einige Stellen in der Innenstadt durch „Wildpinkler“ beschädigt worden. Und dass, obwohl die Stadt 330 mobile Toiletten aufgestellt hatte, darunter allein 103 an den Fantreffpunkten im Stadtgarten und im Schlossgarten. Dennoch erleichterten sich viele Fußballfans an Bäumen oder Büschen, statt ein Toilettenhäuschen aufzusuchen. Die Spätfolgen für die Vegetation in den Parks sind noch unklar. Die Pflanzen würden die Überdüngung der vergangenen Wochen aber wohl besser verkraften, wenn das „Wildpinkeln“ in den vergangenen Jahren nicht schon zum Problem geworden wäre. Die Pflanzen leiden unter den Trampelpfaden, die den Boden verdichten, und dem erhöhten Nährstoffeintrag, weil der Salzgehalt im Boden steigt. Dadurch können die Wurzeln kein Wasser mehr aufnehmen, und die Pflanzen verdursten. Im Schlossgarten sind schon mehrere Eiben abgestorben, wie die „Stuttgarter Zeitung“ schreibt. Hinzu kommt, dass die Toiletten schon länger in einem schlechten Zustand sind. 2023 ist eine Anlage außerdem von Rowdies abgebrannt worden. Der Toilettenverpächter hat unter diesen Bedingungen die Anlage nicht mehr ersetzt, zumal auch ein WC-Container von Rowdies beschädigt wurde. Die Stadt plant nun den Bau eines neuen Kiosks samt unzerstörbaren Toiletten, doch das Projekt kommt nur langsam voran. In ihrer Not schneiden die Mitarbeiter der 340 Hektar großen Parkfläche das Gebüsch so weit herunter, dass „Wildpinkler“ bloßgestellt sind. Ob sie deswegen öfter eine Toilette aufsuchen, kann niemand sagen.

* * *

MÜNCHEN Es zischt, sirrt und schlägt ein. Die Kugeln gelten einem 29 Jahre alten Polizisten, der um Mitternacht an einer Tankstelle ein Getränk kaufen will. Zum Glück wird er nicht verletzt. Der Täter ist ein Reichsbürger, wie sich später herausstellt. Er hat im vergangenen Jahr eine besonders schwere Straftat unter den 1449 Attacken gegen Polizisten begangen. 489 Vorfälle waren tätliche Angriffe, 332 Widerstandshandlungen, 443 Beleidigungen und 38 Bedrohungen. In der Summe sind das zwar vier Prozent weniger als im Vorjahr, im Zehn-Jahres-Vergleich liegt die Zahl aber um 20 Prozent höher. Die Täter oder Tatverdächtigen sind zu 83 Prozent Männer, die zu mehr als der Hälfte schon polizeibekannt sind, wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtet. Dass Alkohol bei Gewalttaten eine wichtige Rolle spielt, zeigt sich daran, dass bei gewaltfreien Delikten nur halb so viele Täter alkoholisiert waren.

* * *

BERLIN In Deutschlands größter Stadt staut sich der Verkehr auf den Straßen. Deswegen ist es umso wichtiger, dass die S-Bahnen funktionieren und ausgebaut werden. Derzeit saniert die S-Bahn ihren Fuhrpark und kommt mit der Umrüstung zwar voran, allerdings sollte das Modernisierungsprogramm schon zum Jahresende 2023 beendet sein, wie die „Berliner Morgenpost“ berichtet. Momentan sind 370 von 500 Zügen umgebaut. Zum 100. Geburtstag der S-Bahn Anfang August sollten eigentlich alle Züge der Baureihe 481, die das Rückgrat der S-Bahn bildet, modernisiert sein, jetzt will man wenigstens so viele wie möglich fertiggestellt haben. Die überarbeiteten Züge sollen bis Mitte der Dreißigerjahre weiterfahren. Ergänzt wird die Flotte von 65 älteren Wagen der Baureihe 480, die ebenfalls erneuert wird und bis zum Ende der Zwanzigerjahre noch fahren soll. wöb.

Durchsuchung bei Elsässers Frau

GIESSEN Ermittler haben im Zusammenhang mit dem Verbot des rechtsextremen Magazins „Compact“ in Gießen ein Wohnhaus durchsucht. Wie die „Gießener Allgemeine“ schreibt, handelt es sich um eine Adresse der Ehefrau des Magazingründers Jürgen Elsässer, Stephanie Elsässer. Demnach ist am Briefkasten des Hauses ein Aufkleber mit dem Namen S. Eckhardt angebracht. Unter ihrem früheren Nachnamen sei die Frau zunächst im Vorstand der CDU Gießen-Ost aktiv gewesen. 2017 sei sie zur AfD gewechselt. Im März 2019 berichtete die Lokalzeitung, Stephanie Eckhardt sei zur Ersatzkandidatin für den AfD-Landtagsdirektkandidaten Enno Enners gewählt worden.

Das Landeskriminalamt hatte berichtet, im Landkreis Gießen mehrere Objekte durchsucht zu haben. Ermittler hätten dabei Datenträger, Fahrzeuge, Bargeld und Sammlermünzen beschlagnahmt. Stephanie Elässer wurde zuletzt beim Amtsgericht Potsdam als Geschäftsführerin der Conspect Film GmbH mit Sitz in Falkensee geführt, die eine „Nachrichtensendung“ für „Compact-TV“ produzierte. Conspect Film ist vom Bundesinnenministerium ebenso verboten worden. thwi.

Gegen Auflieger geprallt: ein Toter

MÖRFELDEN-WALLDORF Bei einem Autounfall auf der A5 am Samstagnachmittag sind drei Insassen eines Wagens teils schwer verletzt worden. Einer erlag laut Polizei später im Krankenhaus seinen Verletzungen. Der Unfall ereignete sich zwischen den Anschlussstellen Langen/Mörfelden und Zeppelinheim.

Der Fahrer des Unfallwagens hatte aus noch ungeklärter Ursache in Höhe des Parkplatzes Kaiserstein die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren, wie die Polizei mitteilte. Er kam nach rechts von der Fahrbahn ab. Das Auto prallte gegen einen Aufpralldämpfer, schleuderte weiter nach rechts gegen die Leitplanken des Parkplatzes und prallte dann auf einen geparkten Sattelauflieger. Feuerwehrleute mussten die Opfer befreien. Zwei der Männer wurden an Ort und Stelle reanimiert.

Wegen der Landung eines Rettungshubschraubers musste die A5 in nördliche Richtung kurz voll gesperrt werden. Es bildete sich ein Stau. Deshalb hätten mehrere Verkehrsteilnehmer gewendet und seien dann als Falschfahrer unterwegs gewesen, hieß es. lhe.

Mann mit Messer schwer verletzt

RODGAU Ein 18 Jahre alter Mann ist im Rodgauer Stadtteil Nieder-Roden mit einem Messer schwer verletzt worden. Die Polizei fahndet nach dem flüchtigen Tatverdächtigen. Wie die Staatsanwaltschaft Darmstadt und das Polizeipräsidium Südosthessen mitteilten, wurde der junge Mann in der Nacht zum Samstag im Verlauf eines Streits zwischen zwei Gruppen schwer am Hals verletzt. Er kam ins Krankenhaus.

Bei dem Tatverdächtigen soll es sich um einen 21 Jahre alten Mann handeln. Er soll auch in Richtung zweier anderer Achtzehnjähriger Stichbewegungen gemacht haben, diese aber verfehlt haben. Die Fahndung nach ihm blieb laut Mitteilung zunächst ohne Erfolg. Die Staatsanwaltschaft und die zuständige Kriminalpolizei ermitteln wegen des Verdachts des versuchten Totschlags und zu den Hintergründen der Tat. Die Polizei sucht Zeugen. lhe.

Keltengrab: *Die Aufnahme des schattierten Felds am Glauberg führte zu bedeutenden archäologischen Funden.*
Fotos W. Erk, HVBT (2)

Zeitreise aus der Vogelperspektive

RHEIN-MAIN Mithilfe der Luftbildarchäologie gelingt es, Reste von Bauwerken aufzuspüren, die Jahrhunderte im Boden verborgen waren. Auch Laserstrahlen werden aus der Luft nach unten geschickt, um Geländeprofile zu erstellen und Denkmalreste zu orten.

Von Karen Allihn

Es war an einem Nachmittag Mitte Juni 1988. Rund um den Glauberg am Ostrand der Wetterau schien die Sonne, ab und zu zogen Wolken vorüber. Gegen 14 Uhr näherte sich dem Basaltausläufer des Vogelbergs von Nordosten her ein Segelflieger. „Ich saß vorne rechts, neben dem Piloten“, erzählt Werner Erk. Es war nicht das erste Mal, dass der Vorsitzende des örtlichen Heimat- und Geschichtsvereins den Glauberg erkundete. „Oft sind wir mit der ganzen Familie hoch“, erinnert sich Erks Frau Marlu, die ebenfalls dem Verein angehört.

Das Interesse galt einer rätselhaften Stelle im Feld südöstlich des Plateaus, auf die schon Alois Chlopczik, ein weiterer Heimatforscher, hingewiesen hatte: Wie von unsichtbarer Hand gestaltet, zeichnete sich hier mitten im goldgelb wogenden Getreide ein Kreis ab, ein rundes Gebilde aus grünen Ähren. Warum nur? Um einer Antwort näherzukommen, hatte Erk im Juni 1988 beschlossen, sich das Ganze einmal von oben anzusehen.

Zweimal sei er an diesem Tag in einer Schleppmaschine der Gederner Segelflieger in etwa 150 Meter Höhe über den Glauberg geflogen und habe das Plateau auch umkreist, erinnert sich der heute pensionierte Lehrer. Dann gelang ihm – mit dem geübten Auge eines ehrenamtlichen Archäologen und einer ganz normalen Kamera – durch die Fensterscheibe des Flugzeugs hindurch ein Foto, das Geschichte geschrieben hat. Denn das sich im Kornfeld abzeichnende grüne Gebilde wuchs, wie sich herausstellen sollte, über einem etwa 2400 Jahre alten Kreisgraben, in dessen Innerem einst ein mächtiger Grabhügel von 48 Meter Durchmesser aufgeschüttet worden war.

1994, sechs Jahre nach der Luftbildaufnahme, begann das hessische Landesdenkmalamt damit, den Grabhügel am Glauberg auszugraben. Die dabei entdeckten prächtigen Beigaben aus Metall und schließlich der Fund des steinernen Keltenfürsten in einem der benachbarten Gräben haben den Blick auf die keltische Vergangenheit in Hessen gründlich verändert und wurden international als Sensation gefeiert.

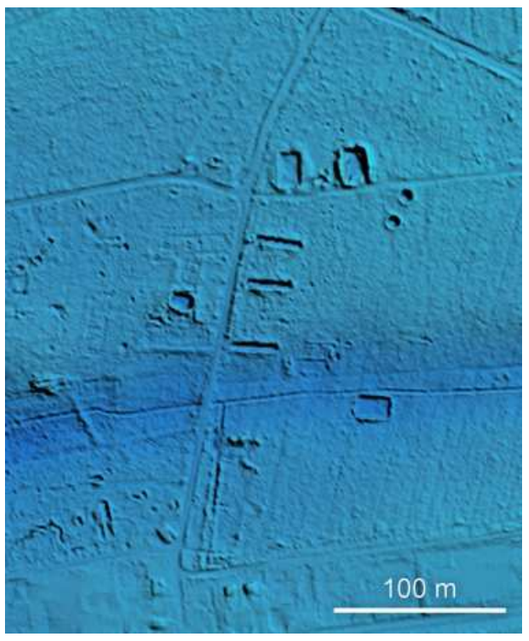
Ohne Erks Foto vom Juni 1988 wäre diese Fundstelle möglicherweise noch heute unerforscht – war doch von dem Hügel damals oberirdisch nichts mehr zu sehen. Wahrscheinlich sei er schon 1736 abgetragen worden, als Erdreich für Weinberg-Terrassen am südwestlichen Hang des Glauberg-Plateaus benötigt worden sei, vermutet Erk.

Auch der Kreisgraben, einst zwischen gut zwei und knapp vier Metern tief, war nicht mehr vorhanden, weil er im Lauf der Jahrhunderte durch natürliche Erosion und Ackerbau aufgefüllt worden war. Doch das Substrat, das sich nach und nach in der einstigen Vertiefung gesammelt hatte, war nicht so fest wie der umgebende Boden und konnte deshalb mehr Wasser aufnehmen. Also blieb das Getreide hier länger grün: ein grüner Kreis im bereits gelben Kornfeld.

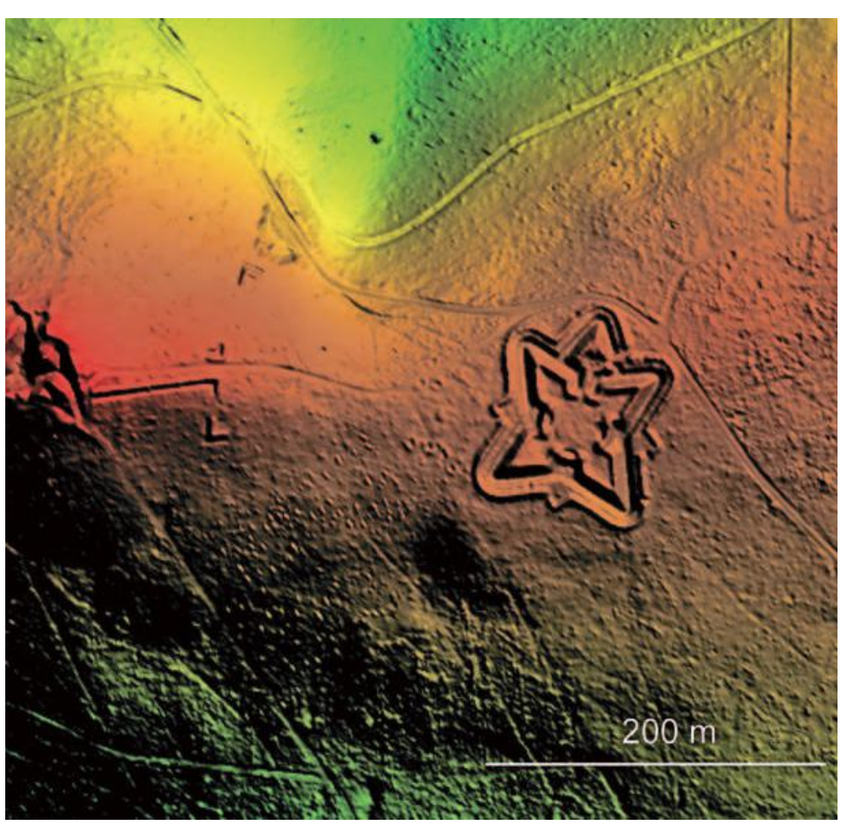
„Dieses Bild ist eines der wichtigsten Fotos der Luftbildarchäologie“, sagt der hessische Landesarchäologe Udo Recker und kündigt eine Auszeichnung an: Für sein jahrzehntelanges ehrenamtliches Engagement wird Werner Erk, der auch im Gemeindevorstand von Glauburg sowie als zweiter Vorsitzender und Gästeführer in der inzwischen am Fundort entstandenen Keltenwelt am Glauberg mit Museum und Forschungszentrum aktiv ist, demnächst das Bundesverdienstkreuz erhalten.

Mit Luftbildarchäologie lassen sich auch bronzezeitliche Befestigungsanlagen, keltische Oppida und Viereckschanzen, römische Militärlager, Straßen und Kastelle oder jungsteinzeitliche Langhäuser lokalisieren. Durch das Ablichten von Bewuchsanomalien über oberirdisch nicht mehr sichtbaren Strukturen aus der Vogelperspektive ist in Hessen eine Vielzahl an Fundstellen dokumentiert worden: Ein römischer Gutshof in Frankfurt-Nieder-Eschbach gehört ebenso dazu wie ein fränkisches Gräberfeld bei Riedstadt-Goddelau im Kreis Groß-Gerau, ein römisches Lager und Kastell bei Idstein-Heftrich im Rheingau-Taunus-Kreis und ein römischer Straßenabschnitt bei Delkenheim in Wiesbaden.

Dennoch wird die Luftbildarchäologie Recker zufolge in Hessen genauso wie in den meisten anderen Bundesländern heute fast nicht mehr eingesetzt. „Hessen“, gibt der Landesarchäologe zu bedenken, „besteht zu 43 Prozent aus Wald. Da sehen Sie mit der klassischen Luftbildarchäologie gar nichts.“ Doch gerade die Erkundung von Waldboden werde zunehmend wichtiger, da heutzutage unter anderem Windräder im Wald errichtet würden. „Der Wald ist ein aktiver Wirtschaftsraum geworden.“ Ein Wirtschaftsraum, dessen Bodendenkmäler aufgespürt werden müssen, um sie im Zweifelsfall untersuchen oder unter Schutz stellen zu können.



Konzentrationslager: *Im Zweiten Weltkrieg wurden Zwangsarbeiterinnen im Wald am Frankfurter Flughafen ausgebeutet. Nach Kriegsende wurden die Baracken gesprengt und das Gebiet wieder aufgeforstet. Laser machen die Grundrisse sichtbar.*



Sternschanze: *Die lasergestützte Methode Lidar lässt den gezackten Umriss einer neuzeitlichen Befestigungsanlage erkennen, die von der Vegetation überwuchert wurde.*

Etwa seit 1995, sagt Recker, werde in Hessen die großflächige archäologische Geländeerkundung aus der Luft mithilfe von „Light Detection and Ranging“ absolviert. Bei dieser kurz Lidar genannten Methode werde mithilfe von Lasersignalen die Entfernung vom Messgerät in der Luft zu Unebenheiten am Boden festgestellt und anschließend aus einer Unmenge von Daten und ihrer jeweiligen Differenz zum gewachsenen Boden ein Geländeprofil erstellt. „Die Technik hat sich wahnsinnig verändert“, sagt Recker. „Wir fliegen über Waldgebiete und erhalten dreidimensionale Raumdaten.“

Auf diese Weise lässt sich sozusagen durch das Laubwerk hindurch von oben auf die Erdoberfläche schauen. Erfasste Daten, die von Bewuchs stammten, würden automatisch gelöscht, erklärt Recker. Inzwischen gebe es für ganz Hessen einen Lidar-Atlas. Der Zuwachs an neu erkannten Fundstellen durch diese Methode belaufe sich auf „Hunderte von Prozent“.

Allerdings muss jede unebene Struktur, die sich im Geländeprofil abzeichnet, von Fachleuten begutachtet, mit anderen Entdeckungen verglichen, definiert und zeitlich eingeordnet werden. Dafür jedoch fehlt es zum Bedauern des Landesarchäologen an Personal. Für die Inventarisierung neuer Fundstellen stünden in ganz Hessen nur vier Fachleute zur Verfügung.

Das Projekt „Denkmal.Kulturlandschaft.Digital“ soll helfen, diese Diskrepanz zu überwinden. Das über zehn Jahre laufende interdisziplinäre, kurz DeKuDig genannte Projekt haben die Archäologen des Landesamts für Denkmalpflege Hessen gemeinsam mit Kollegen der hessischen Bau- und Kunstdenkmalpflege auf den Weg gebracht. Mit dem Vorhaben werde erstmals flächendeckend die historische Kulturlandschaft Hessens erfasst, heißt es. Auch Künstliche Intelligenz soll den Denkmalschutz voranbringen, getreu dem simpel klingenden archäologischen Lehrsatz: Man erkennt nur das, was man kennt. Deshalb würden, so Recker, seit etwa drei Jahren in seiner Behörde Computer mit Daten von Befunden gefüttert.

Menschliche Erfahrung wird dennoch gebraucht, genauso wie Lidar-Daten die Luftbildarchäologie nicht völlig ersetzen können. Das sagt Klaus Leidorf mit Überzeugung. Als Spezialist für diese Prospektionsmethode hat der Archäologe, der von 1983 an wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Marburg war, früher auch für die Archäologische Denkmalpflege Hessen gearbeitet. 1985 wechselte er nach Bayern, ans Landesdenkmalamt in München, für das er seit 1989 als freiberuflicher Luftbildarchäologe unterwegs ist.

Seine Ausbildung zu diesem seltenen Beruf absolvierte Leidorf bei dem in Fachkreisen legendären Luftbildarchäologen Otto Braasch, zu dessen Vermächtnis unter anderem die Entdeckung des Römerlagers Marktbreit in Unterfranken und der jungsteinzeitlichen Kreisgrabenanlage Goseck in Sachsen-Anhalt gehört. Die Zahl der Fundstellen, die er zusammen mit Braasch aufgrund von Bewuchsmerkmalen entdeckt hat, schätzt Leidorf auf bis zu 40.000; die der früher mit seiner Cessna jährlich in der Luft verbrachten Stunden auf 500.

Wegen der immensen Steigerung der damit verbundenen Kosten habe er seine jährlichen Erkundungstouren um vier Fünftel reduzieren müssen. Doch ans Aufhören denke er nicht, sagt der 68 Jahre alte Luftbildfotograf. So lange wie möglich wolle er aus der Vogelperspektive Bewuchsanomalien aufspüren, die im Boden verborgene vorgeschichtliche Hinterlassenschaften verrieten. Darin besteht Leidorf zufolge auch der Unterschied zur Prospektionsmethode Lidar, mit deren Hilfe nur oberirdische Erhebungen, also physisch erkennbare Höhenunterschiede, dokumentiert werden können. Außerdem lasse sich ein als Luftbild erfasster Befund sofort betrachten, während vor dem Ausdruck eines mit Lidar erstellten Geländeprofils erst alle Messpunkte aufwendig zusammengesetzt werden müssten.

Zu Bewuchsanomalien im Getreide führten auch unterirdische Mauerzüge, über denen das Erdreich in der Regel trockener sei, die Ähren also weniger Wasser zur Verfügung hätten und schneller gelb würden, erklärt Leidorf. Außerdem spielten für ein aussagekräftiges Foto weitere Parameter wie der Winkel der Sonneneinstrahlung und damit der Schattenwurf eine Rolle. Im Winter verrate mitunter das aus der Luft dokumentierte schnellere oder langsamere Abschmelzen von Schnee in bestimmten Formationen eine Fundstelle. Dazu komme natürlich jahrelange Erfahrung in der Deutung solcher Beobachtungen. An die 9000 Stunden, schätzt Leidorf, habe er schon im Dienst der Archäologie in der Luft verbracht und dabei wohl eine Million Fotos geschossen.

VON OBEN

„Der Bewuchs und der Moment der Aufnahme spielen eine entscheidende Rolle“, bestätigt die Leiterin des Frankfurter Denkmalamts, Andrea Hampel. In der Mainmetropole werde Luftbildarchäologie allerdings kaum noch genutzt, weil wegen eines „veränderten Luftfahrtgeschehens“ der Himmel zu belebt und Lärm über der Stadt zu minimieren sei und weil die notwendige niedrige Flughöhe nicht überall eingehalten werden könne. Stattdessen nutze ihre Behörde für Recherchen Luftbilder anderer Behörden, etwa des Stadtvermessungsamtes. Die allerdings gäben manchmal Rätsel auf, wie ein aus der Luft aufgenommenes Foto mit regelmäßigen Strukturen auf einem Acker, die durch das Anlegen eines neuzeitlichen Versuchsfeldes entstanden sind.

Ein anderes, zunächst schwer zu deutendes Foto stamme vom Gelände der 1989 im Niddapark eingerichteten Bundesgartenschau, erzählt Hampel. Hier erwiesen sich konzentrische Ringe, die an ein jungsteinzeitliches Heiligtum denken ließen, als Überbleibsel eines in Basalt gefassten Schmuckbeetes. Egal ob Lidar oder Luftbild – Hampels Erfahrung lautet: „Alle Methoden haben ihre Schwächen.“

Leidorf jedoch gibt eindeutig der Luftbildarchäologie den Vorzug. „Wenn man im Flugzeug sitzt, mit geschärftem Auge, kann man von oben einen Blick in die Geschichte werfen. Man fliegt ein paar Jahrhunderte zurück. Die Vergänglichkeit teilt sich mit.“

Vielseitig: *Das Musikprogramm bot mehr als 30 Acts auf mehreren Bühnen.*

Urlaubsgefühle am Osthafen

Alle zwei Jahre präsentiert sich der Umschlagplatz mit einem Festival der Stadtgesellschaft – mit viel Musik, Bootsfahrten und Theatervorstellungen für Kinder.

Von Katharina Kleint

Die klackernden Räder und die zischende Dampflok ziehen die Blicke der Menschen am Rande des Eisernen Stegs auf sich. Noch sind durch den Wasserdampf die Lichter der Wolkenkratzer zu erkennen, das Großstadtflair der Finanzmetropole ist spürbar. Doch diejenigen, die in die historische Eisenbahn einsteigen, werden von ihr auf den alten Schienen am Mainufer hinaus aus der Innenstadt und hinein in den Osthafen gebracht. Denn an diesem Wochenende zeigt sich der Binnenhafen von einer ganz besonderen Seite und verwandelt sich in ein Festivalgelände.

Alle zwei Jahre lädt die Managementgesellschaft für Hafen und Markt zum Osthafen-Festival, das tagsüber ein Familienprogramm und ab dem Nachmittag auch Auftritte vieler Bands bietet. „Es fühlt sich ein bisschen an, als wäre man in einer kleinen Hafenstadt. Wenn man entlang des Flusses flaniert, wirkt der Stress der Stadt so schön weit weg“, beschrieb eine Besucherin am Wochenende die Atmosphäre des diesjährigen Festivals.

Eingebettet in die industrielle und moderne Architektur, erstreckte sich die etwa 100.000 Quadratmeter große Festivalfläche entlang des Nordbeckens und der parallel verlaufenden Lindleystraße bis hin zum Schwedlersee. Nach dem großen Erfolg im Sommer 2022 mit rund 250.000 Besuchern gab es abermals ein buntes und vielseitiges Programm: Musik auf insgesamt sechs Bühnen – an Land und auf dem Wasser –, Club-Areas, Hafen-Attraktionen, Sport- und Kulturveranstaltungen sowie ein großes Familien- und Kinderangebot lockten sowohl tagsüber als auch am Abend zahlreiche Frankfurter und Besucher aus der Umgebung an die Promenade des Osthafens.

Zu ebenjenen Attraktionen gehörte auch die Dampflok des Vereins Historische Eisenbahn Frankfurt, die an den Festivaltagen als eine besondere Transportmöglichkeit fungierte. Ingeborg Leineweber erklärte die Wichtigkeit des Events für den Verein: „Wir möchten vor allem Werbung machen und zeigen, wie spannend so eine Fahrt sein kann. Zudem fahren wir dieses Wochenende komplett kostenlos, das reizt natürlich“.

Ebenso soll durch das Festival das Ansehen des Hafens selbst gesteigert werden, schließlich liegt dieser in der Bankenstadt doch eher selten im Fokus der Aufmerksamkeit. Die Frankfurter Wirtschaftsdezernentin und Schirmherrin des Osthafen-Festivals, Stefanie Wüst (FDP), bezeichnete es als „einzigartige Möglichkeit, unseren Osthafen zu entdecken, die Unternehmen am Standort kennenzulernen, am Wasser im Liegestuhl zu entspannen und gleichzeitig ein tolles Programm zu erleben“. Dazu zählten auch Führungen, bei denen Besuchern die Bedeutung des Hafens als Logistikknotenpunkt und seine Geschichte nahegebracht wurden.

Trotz der sengenden Hitze blieb das Schwimmen im Main auch beim Osthafen-Festival strengstens untersagt, wie die DLRG als Wasserrettungsstation mitteilte. Daran habe sich so weit auch fast jeder gehalten. Die freiwilligen Helfer berichteten von einer „guten Stimmung und entspannten Tagen ohne größere Zwischenfälle“.

Am Samstagabend wurden ab 20 Uhr etwa 25.000 Besucher pro Stunde erwartet. Diese hatten jedoch aufgrund des großen Geländes die Möglichkeit, sich je nach Präferenz auf verschiedene Schauplätze zu verteilen: Wer eine ausgelassene Stimmung bevorzugte, kam an der Mini Frankfurt-Bühne mit bekannten Acts wie Lou Bega mit seinem Hit „Mambo No. 5“, Loona oder auch Oli P auf seine Kosten. An den Biertischen auf der Hafenpromenade herrschte dagegen eine eher gelassene Atmosphäre.

Zurück in die Innenstadt ging es für die einen zu Fuß, für die anderen mit der Dampflok – die historische Eisenbahn fuhr am Samstag und Sonntag bis in die Abendstunden.

Publikumsmagnet: *Bei Temperaturen über 30 Grad zog es am Samstag viele Besucher ans Hafenbecken.* Fotos Jasper Hill

Interne Amtshilfe

Im Frankfurter Osten fahren wieder Busse

Von Dienstag an sollen im Frankfurter Osten die meisten Buslinien wieder bedient werden. Nach Angaben der städtischen In-der-City-Bus GmbH (ICB) sind dann 80 bis 90 Prozent der Busse unterwegs. Dazu habe man mehrere Subunternehmen verpflichtet. Außerdem würden die Fahrten von Mitarbeitern des Betriebshofs Römerhof sichergestellt. Um Verbindungen auf der am stärksten eingeschränkten Linie 42 zu ersetzen, stünden zwischen 6 und 23 Uhr an den betreffenden Haltestellen Taxis bereit.

Vorige Woche kam es auf allen Buslinien in den östlichen Stadtteilen zu Ausfällen, weil der Betriebsrat des ICB-Standorts Flinschstraße den Ferienfahrplan abgelehnt hat. Die dortigen Mitarbeiter können deshalb nur am Wochenende, nicht aber montags bis freitags eingesetzt werden. Aus diesem Grund verließen keine Busse den dortigen Betriebshof für ihre Routen durch den Frankfurter Osten. Dazu zählen auch einige Metro- und Nachtbuslinien.

Wie die ICB mitteilt, hat der Betriebsrat des zweiten Standorts Römerhof nach einem Gespräch mit Mobilitätsdezernent Wolfgang Siefert (Die Grünen) kurzfristig Unterstützung zugesagt. Siefert dankte dem Gremium für die „kooperative, lösungsorientierte Haltung in dieser verfahrenen Situation“ und entschuldigte sich bei den Nutzern für die Fahrtausfälle. ICB-Geschäftsführerin Stephanie Schramm lobt die „flexiblen Teams“ und die „hervorragende Zusammenarbeit“.

Der Grund dafür, dass die ICB zwei Betriebsräte hat, liegt an der Verschmelzung mit der Main-Mobil Frankfurt GmbH (MMF). Beide Unternehmen waren seit 2014 Tochtergesellschaften der Stadtwerke Frankfurt Holding. 2022 wurde rückwirkend zum 1. Januar die MMF mit der ICB verschmolzen, die damals 78 Mitarbeiter an der Flinschstraße gingen auf die ICB über. Die kaufmännische und betriebliche Betreuung der MMF lag schon seit 2015 in den Händen der größeren Konzernschwester.

Wie die ICB-Geschäftsführung mitteilt, lehnt der Betriebsrat Flinschstraße sogenannte geteilte Dienste ab, bei denen die Arbeitszeit durch eine längere Pause von zwei bis vier Stunden unterbrochen ist. Obwohl der Tarifvertrag geteilte Dienste vorsehe, sei man dem Betriebsrat entgegengekommen und verzichte darauf. Die Vertretung der Beschäftigten habe außerdem finanzielle Forderungen gestellt, die Gegenstand der Tarifverhandlungen gewesen und dabei von der Gewerkschaft aufgegeben worden seien.

Aus Sicht der Geschäftsführung hat die ICB alle Vereinbarungen zum Dienstplan eingehalten und die ihn betreffenden Forderungen erfüllt. Dennoch lehne der Betriebsrat den Dienstplan ab und verweigere sich auch einer in solchen Fällen üblichen Schlichtung, während der weitergearbeitet werde. Vorige Woche hatte die Geschäftsführung den Gang vor Gericht angekündigt, um eine Einigungsstelle durchzusetzen. bie.

„Das waren Menschen wie du und ich“

Gedenkstunde und Gespräch: In der Paulskirche wird an das Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli 1944 erinnert

Mit dem Begriff des Helden kann Gemma Pörzgen nicht viel anfangen. Denn wer die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, die Mitglieder der Weißen Rose oder der Bekennenden Kirche, die Kommunisten und Sozialisten, die sich gegen das Hitler-Regime wehrten, auf ihre heldenhaften Taten reduziere, werde ihnen nicht gerecht. „Viel wichtiger ist es, sich klar zu machen: Das waren Menschen wie du und ich“, sagt Pörzgen am Sonntag in der Paulskirche. Auch seien diese Menschen häufig nicht ohne Fehler gewesen. Manche wie der Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg hatten das Regime lange unterstützt und von ihm profitiert. Ihre Biographien, meint Pörzgen, zeigten, dass Menschen sich wandeln, dass sie „das Richtige erst im Lauf der Jahre erkennen“ können. Aus ihrer Sicht ist das „eine Ermutigung“.

Das vor 80 Jahren missglückte Attentat auf Hitler durch den Offizier Stauffenberg und seine Mitverschwörer aus dem Militär ist Anlass für das Gespräch mit der Journalistin Pörzgen, deren Großeltern Heinrich und Therese Körner zum katholischen Widerstand gegen den NS-Staat gehörten. Mit ihr auf dem Podium sitzen der Kommunalpolitiker Ernst Gerhardt (CDU), von 1978 bis 1989 Frankfurter Stadtkämmerer, und Thomas Altmeyer vom „Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945“, der auch die Gedenkstätte am Ort der Frankfurter Adlerwerke leitet, wo sich die KZ-Außenstelle Katzbach befand. F.A.Z.-Redakteur Matthias Trautsch moderiert das Gespräch, Oberbürgermeister Mike Josef (SPD) hat die Gäste der Veranstaltung mit einer Rede begrüßt. Vor allem um eine Frage soll sich der Austausch in der Paulskirche drehen: Was lässt sich für die Gegenwart aus dem mutigen, lebensgefährlichen Engagement der Widerständler lernen?

Der frühere Kommunalpolitiker Gerhardt, geboren 1921, hat den Aufstand als Marinesoldat in Kiel erlebt. In der Paulskirche erzählt der Einhundertzweijährige davon, wie sein Stützpunkt damals in Alarmbereitschaft versetzt wurde. Dass Luftangriffe bevorstehen, wurde ihnen mitgeteilt, doch am Himmel blieb es über Stunden ruhig. Ein Ablenkungsmanöver, um zu verhindern, dass sie sich den Verschwörern anschließen, sei das gewesen. „So brachte man die Soldaten unter Kontrolle“, sagt Gerhardt. Und auch später, in der Berichterstattung darüber, habe das Regime immer versucht, den Aufstand kleinzureden. So hätten die Nazis zeigen wollen, dass sie jederzeit „Herr der Lage gewesen sind“.

Gerhardt war kein Anhänger der Nazis. Als Jugendlicher war er in der katholischen Pfadfinderschaft engagiert, den Übertritt zur Hitlerjugend hatte er verweigert – obwohl ihm das in der Schule Probleme einbrachte. Er ist auch nie in die NSDAP eingetreten. „Man hat geübt, eine Haltung zu haben, sich nicht anzuschließen“, sagt der Zeitzeuge.

Erbe des Widerstands: *Ernst Gerhardt, Gemma Pörzgen, Matthias Trautsch und Thomas Altmeyer (von links) diskutieren.* Foto Jasper Hill

Pörzgen, deren Großvater Heinrich Körner nach dem Stauffenberg-Attentat inhaftiert wurde und der in den letzten Tagen des Krieges getötet wurde, hatte Anfang des Jahres einen Appell von Kindern und Enkeln von NS-Widerstandskämpfern mitinitiiert. Unter dem Motto „Aus der Geschichte lernen, die Demokratie stärken“ warnen 280 Nachfahren darin vor einem Aufstieg der AfD und einer Aushöhlung der Demokratie.

Pörzgen schildert, wie sich im Kreis der Angehörigen der NS-Gegner immer mehr Empörung über die Partei breitgemacht hatte. Besonders gestört habe sie, wie die AfD-Politiker sich den Begriff Widerstand „zu eigen gemacht haben“. Mit der Veröffentlichung der Correctiv-Recherche über das Treffen von AfD-Politikern und Rechtsextremisten bei Potsdam sei ihnen klar geworden, dass sie nicht weiter schweigen könnten. Wichtig sei es nun, Bündnisse über politische Grenzen hinweg zu schaffen, die sich gegen ein weiteres Erstarken der AfD stellen und die Demokratie verteidigen.

Den Zusammenhalt der Demokraten sieht auch Thomas Altmeyer vom „Studienkreis Deutscher Widerstand“ als eine der zentralen Lehren aus der Vergangenheit. Kirchenvertreter, Gewerkschafter, Sozialdemokraten und Kommunisten hatten sich damals gegen das NS-Regime verbündet, solche Allianzen trotz Differenzen seien auch heute gefragt. Wichtig sei auch Wachsamkeit für die „realen Gefahren für die Demokratie“. Auf die Hoffnung, es werde „schon alles gut gehen“, dürfe man sich nicht verlassen. Die Erinnerungskultur müsse deshalb auch weiterhin gefördert werden. Gedenkstätten hielten die Erinnerung an den Schrecken der NS-Zeit wach. Sie verdeutlichten, wie schnell ein Unrechtsregime entstehen könne. ALEXANDER JÜRGS

Bestattungskalender

Am Montag, dem 22.07.2024
(Angaben ohne Gewähr)
Bad Homburg, Waldfriedhof
15.00 Trauerfeier
Meier-Sydow, Prof. Dr. Jürgen, 96 J.
Frankfurt am Main-Eschersheim
10.30 Trauerfeier und Bestattung
Huml, Rosa Veronika,
geb. Kieswetter, 85 J.
Frankfurt am Main-Griesheim
12.00 Trauerfeier und Bestattung
Möller, Friedrich Karl, 87 J.
Frankfurt am Main, Hauptfriedhof
11.15 Bestattung
Schneider, Josef, 82 J.
12.00 Trauerfeier und Bestattung
Middelanis, Christiane, 59 J.
Hochheim am Main, alter Friedhof
13.00 Bestattung
Springer, Alfons, 93 J.
Schwalbach am Taunus, Friedenskirche/alter Friedhof
14.00 Trauerfeier und Bestattung
Scheinberger, Ingeborg, 91 J.

In Stunden der Trauer sind wir für Sie da!

seit 1936 **PIETÄT SCHÜLER**
Bestattungshaus Andreas Schüler GmbH
In der Römerstadt 10 • 60439 Frankfurt
Heerstraße 28 • 60488 Frankfurt
Telefon: (069) 57 22 22 (Tag und Nacht)
www.pietaet-schueler.de

Kinder im Freibad bedroht

Ein Unbekannter soll am Freitagabend im Freibad Eschersheim mehrere Kinder bedroht haben. Wie die Polizei am Sonntag berichtete, hatten sich zwei Zeugen auf dem 12. Revier gemeldet. Laut ihren Aussagen hatte sich ein Mann gegen 18.40 Uhr offenbar über eine Gruppe von sechs bis acht Kindern geärgert. Er soll dabei geschrien haben: „Ich steche euch ab!“ Polizisten fuhren zu dem Schwimmbad, trafen aber weder den Mann noch die Kinder an. Der Täter ist den Angaben zufolge etwa 35 Jahre alt und von kräftiger athletischer Statur. Er hatte eine Glatze und einen dunkelblonden Dreitagebart und trug schwarze Badeshorts. Zeugen werden gebeten, sich zu melden. zos.

„Handwerker“ stiehlt Schmuck

Ein Dieb, der sich als Handwerker ausgab, hat am Freitagnachmittag in Bonames einer 88 Jahre alten Frau Goldschmuck im Wert von rund 10.000 Euro gestohlen. Wie die Polizei mitteilte, hatte der Täter gegen 14.30 Uhr bei der am Ben-Gurion-Ring wohnenden Seniorin geklingelt. Es gelang ihm, sein Opfer für etwa 15 Minuten abzulenken und die Räume zu durchsuchen. Danach ergriff er mit seiner Beute die Flucht. Der Täter ist etwa 40 bis 45 Jahre alt, etwa 1,70 Meter groß und korpulent. Er trug eine gelbe Warnweste. Die Polizei bittet Zeugen, die Verdächtiges beobachtet haben, sich unter der Telefonnummer 069 / 75 55 24 99 zu melden. zos.

Flaggendiebstahl bei Kundgebung

Während einer Kundgebung vor dem pakistanischen Generalkonsulat ist am Samstagnachmittag eine Flagge vom Gelände der Vertretung gestohlen worden. Nach Angaben der Polizei hatten sich gegen 16.30 Uhr etwa 400 Menschen zu einer angemeldeten Kundgebung vor dem Konsulat an der Eschenbachstraße versammelt. Unvermittelt seien fünf bis zehn Männer über den Zaun geklettert, hätten die Fahne entwendet und sich sofort wieder unter die anderen Teilnehmer gemischt. Polizisten entfernten die übrigen Personen vom Grundstück des Konsulats und lösten die Versammlung auf. Der Staatsschutz hat die Ermittlungen aufgenommen. zos.

RHEIN-MAIN
Leben in Frankfurt und in Hessen

VERANTWORTLICHE RESSORTLEITER: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt; Marie Lisa Kehler (stv.)

Peter Badenhop (Koordination Newsroom), Matthias Trautsch (Koordination Reportage); Bernhard Biener, Ralf Euler, Monika Ganster, Mechthild Harting, Katharina Iskandar, Alexander Jürgs, Ingrid Karb, Anna-Sophia Lang, Daniel Meuren, Günter Murr, Martin Ochmann, Jan Schiefenhövel, Rainer Schulze, Johanna Schwanitz, Dieter Schwöbel, Timur Tinç, Elena Zompi, Sascha Zoske.

KULTUR: Eva-Maria Magel (Koordination); Dr. Florian Balke, Katharina Deschka, Sonja Esmailzadeh, Guido Holze.

WIRTSCHAFT: Daniel Schleidt (Koordination); Patricia Andreae, Dominik Großpietsch, Petra Kirchhoff, Barbara Schäder.

KORRESPONDENTEN: Oliver Bock, Andrea Diener, Dr. Florentine Fritzen, Hanns Mattes, Jochen Remmert, Markus Schug, Thorsten Winter.

LANDESPOLITIK: Dr. Ewald Hetrodt.

ONLINE: Inga Janovic (Koordination Internet); Alexandra Dehe, Xenia Reinfels, Christian Riethmüller.

RHEIN-MAIN-SPORT: Der Rhein-Main-Sport wird redigiert von der Sportredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung; verantwortlich: Anno Hecker; Ralf Weitbrecht.

ANSCHRIFT FÜR DEN VERLAG UND REDAKTION:
Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main
Hausanschrift: Pariser Straße 1,
60486 Frankfurt am Main, Telefon (069) 7591-0,
E-Mail-Redaktion: rhein-main@faz.de

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN: Achim Pflüger. RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (069) 7501-3336, Telefax (069) 7501-3337. E-Mail: service@rmm.de

Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.

Der Barwert ist höher

Sind die Konditionen für das Grundstück, auf dem Frankfurt das Schauspielhaus bauen will, gut? (zu: „Frankfurt korrigiert Theater-Pläne“, F.A.Z. vom 11. Juli).

Die positive Berichterstattung über die Fortschritte bei der Planung für Oper und Schauspiel hat mich gefreut. Auch die Tatsache, dass neben dem Stand der Verhandlungen der beteiligten Partner auch die städtebaulichen Veränderungen dargestellt werden, entspricht meiner Vorstellung von umfassender Berichterstattung.
Lediglich bei dem Thema Kosten beziehungsweise einem Vergleich der beiden dargestellten Kaufpreisvarianten hätte ich mir etwas mehr Hintergrund gewünscht. Die neue Übereinkunft einer einmaligen Zahlung in Höhe von 210 Millionen Euro wird der ursprünglichen Variante (Einmalzahlung von 35 Millionen Euro plus 199 Raten à 1,99 Millionen Euro) gegenübergestellt. Diese „alte“ Alternative wird bei Aufsummierung aller Beträge mit 431 Millionen Euro beziffert. Die neue Alternative scheint also deutlich günstiger. Im Text heißt es zwar, „ein genauer Vergleich wird aber erst möglich, wenn man die Abzinsung über 199 Jahre betrachtet“. Aber genau hier hätte ich mir mehr Hintergrund gewünscht.
Schließlich ist es nicht so schwer, zumindest einen ungefähren Betrag der Kosten der ursprünglichen „Ratenvariante“ zu errechnen, um ihn mit der neuen Variante vergleichen zu können. Bei dem Abzinsungsfaktor kann man sich zum Beispiel an der Rendite für lang laufende Bundesanleihen orientieren. Legt man zum Beispiel 2,5 Prozent p. a. zugrunde (das ist etwas weniger als die Rendite für die dreißigjährige Bundesanleihe vom Anfang dieses Jahres) und rundet die jährliche Zahlung auf glatte zwei Millionen Euro auf, ergibt sich ein Barwert für die 199 Jahresraten von 80 Millionen Euro. Für die Nichtmathematiker unter uns: Die Differenz aus der Summe der Jahresraten (396 Millionen Euro) zu den errechneten 80 Millionen Euro Barwert ergibt sich aus der Prämisse, dass künftige Zahlungen niedriger bewertet werden als aktuelle Zahlungen. Oder sieht irgend jemand, der zwei Millionen Euro in 199 Jahren bekommt, diese gleichwertig mit zwei Millionen Euro an, die sofort auf den Tisch gelegt werden? Zugegeben, meine Rechnung unterstellt, dass der Zinssatz in 30 Jahren unverändert sein wird. Bei dem jetzigen niedrigen Zinsniveau ist das Risiko fallender Zinsen allerdings gering. Und bei einem höheren Zinssatz wird der Barwert sogar noch niedriger. Als Fazit bleibt, dass die ursprüngliche Variante mit Kosten für die Stadt in Höhe von 115 Millionen Euro (35 Millionen Euro sofort plus 80 Millionen Euro Barwert) zu bewerten ist und damit deutlich günstiger liegt als der neu verhandelte Betrag von 210 Millionen. Da diese 95 Millionen Euro Mehrkosten vom Steuerzahler zu tragen sind, hätte ich mir eine Bewertung des Autors, idealerweise eine Stellungnahme des Stadtkämmerers gewünscht. ■ *Henning Sieck, Kelkheim*

Wird abgerissen: *Das Sparkassengebäude* Foto Frank Röth

Die Redaktion antwortet:

Sehr geehrter Herr Sieck,
wir haben entsprechende Rechnungen inzwischen nachgereicht, sogar unter Annahme verschiedener Zinssätze. Auch der Kollege Günter Murr ist zu dem Ergebnis gekommen, dass die Stadt bei der Annahme von Zinssätzen von mehr als einem Prozent in dem neuen Modell mehr zahlt. Doch handelt es sich so oder so um einen politischen Preis. Hier haben eine Stadtverwaltung und ein öffentlich-rechtliches Kreditinstitut miteinander verhandelt, beide hatten Interessen, doch die Stadt stand stärker unter Druck, weil es schon die politische Vorentscheidung für den Bau eines Schauspielhauses auf dem Areal gab, auf dem derzeit die Frankfurter Sparkasse residiert.
Zudem lässt sich bei Berechnungen über zwei Jahrhunderte natürlich leicht einwenden, dass nun wirklich niemand weiß, was aus solchen Zahlungen wird. Denken Sie nur einmal 200 Jahre zurück, da lebte noch Goethe! Eine Einmalzahlung schafft sicherlich eine größere Klarheit für alle als das vor Jahresfrist ausgehandelte Modell.
Mit freundlichen Grüßen ■ *Manfred Köhler*

Alle wissen es besser

Die Einwohner des Darmstädter Stadtteils Wixhausen wollen keine neue Straßenbahnverbindung (zu: „Kurzsichtiges Votum“, F.A.Z. vom 18. Juli).

Die Gründe für die Ablehnung der Straßenbahn nach Wixhausen durch die Bürger ist viel komplexer als dargestellt. Die Bürger Wixhausens werden als kurzsichtig dargestellt, weil sie nicht wissen, was gut für sie ist. Das wissen seit 1977 die Stadtverordneten und der Magistrat besser als die Wixhäuser Bürger selbst. Jetzt hat man sie befragt, und das Ergebnis, nicht aber die schwerwiegendsten Gründe werden diskutiert, kritisiert oder kommuniziert.

Wie unsinnig es ist, Vergleiche mit anderen Städten oder Stadtteilen zu ziehen, liegt auf der Hand. Wixhausen trägt mit seinen schmalen Straßen noch den dörflichen Charakter der vergangenen Jahrhunderte. Wo da genügend Platz für eine Straßenbahntrasse sein soll, bleibt ein Geheimnis derer, die Linien auf Papier gezeichnet und das für machbar erklärt haben. Welches Verkehrsmittel würden die Leser wählen, hätten sie die Wahl zwischen einer Straßenbahn, die gebaut werden soll, die nur alle halbe Stunde fährt und bis in die Stadtmitte 30 Minuten bräuchte, oder einer seit Ende der Neunzigerjahre existierenden S-Bahn, die alle 30 Minuten fährt und nur sieben Minuten bis zum Darmstädter Hauptbahnhof braucht? Die Diffamierung der Wixhäuser ist völlig unangebracht und arrogant.

■ *Helmut Hahn, Darmstadt-Wixhausen*

Mehr sind dagegen

In Frankfurt wird über die Umgestaltung des Oeder Wegs zur Fahrradstraße diskutiert (zu: „Die City-Maut ist derzeit überhaupt kein Thema“, F.A.Z. vom 18. Juli).

Im Interview verweist Verkehrsdezernent Wolfgang Siefert auf die wissenschaftliche Studie der University of Applied Sciences, nach der die Umgestaltung des Oeder Wegs von einer Mehrheit der Befragten „eindeutig“ begrüßt werde. Auf Seite 110 in dem Abschlussbericht werden die Antworten auf die Frage „Hat sich Ihre Einstellung seit der Einführung geändert?“ aufgeführt. 244 Befragte sagen, ihre Einstellung sei positiver geworden. 292 Befragte sind mit der Umgestaltung nicht einverstanden.

Noch deutlicher wird es ab Seite 60 im Punkt „Anmerkungen, Verbesserungsvorschläge und Wünsche der Befragten“. 602 der 1943 Befragten begrüßen die Umgestaltung und wünschen eine Verstetigung. 537 Befragte wünschen den Rückbau. 493 geben an, ihre Nutzung des Oeder Weges geändert zu haben, und sehen den Umbau negativ. Das ist deutlich: 602 Befragte (31 Prozent) begrüßen die Umgestaltung, 1030 Befragte (53 Prozent) äußern sich ablehnend. Haben Wolfgang Siefert und der Ortsbeirat im Nordend den nach wissenschaftlichen Methoden erstellten Bericht nicht vollständig gelesen? Etwa weil die Mehrheit der Befragten eben nicht zustimmt?

■ *Christian Stöhr, Frankfurt*

Politik führt zu mehr Staus

Ebenfalls zum Interview mit dem Frankfurter Verkehrsdezernenten schreiben diese Leser (zu: „Die City-Maut ist derzeit überhaupt kein Thema“, F.A.Z. vom 18. Juli).

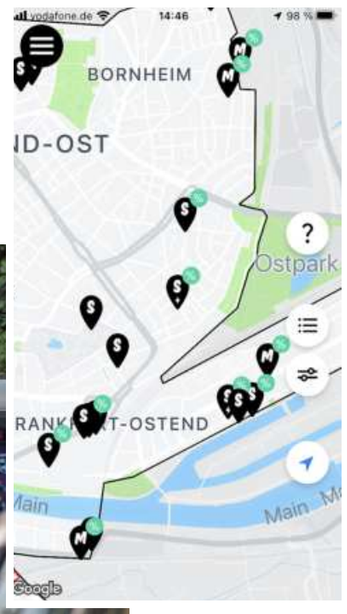
Anders als Mobilitätsdezernent Wolfgang Siefert in seinem Interview glauben machen will, führt seine Verkehrspolitik in Frankfurt mitnichten zu flüssigerem Verkehr – sondern im Gegenteil zu längeren Staus. Ausweislich des auch von Siefert zitierten Traffic-Index des Navigationsanbieters Tomtom ist die Mainmetropole seit Bildung der Römer-Koalition im Jahre 2021 bis heute unter den deutschen Städten mit den längsten Staus von Rang 16 auf Rang vier geradezu hochgeschossen. Dies entspricht auch der erklärten Absicht der Grünen, den Bürgern mit immer neuen Schikanen das Autofahren zu verleiden. Der von Siefert propagierte Masterplan Mobilität fordert ausdrücklich eine „Abkehr vom Paradigma der Leichtigkeit des Kfz-Verkehrs“. Jede Untersuchung, wie sich denn die zunehmenden Staus auf die Umwelt und das Klima auswirken, verweigert er beharrlich. Denn die durch seine Eingriffe erzwungenen Staus und Umwege dürften den CO_2-Ausstoß deutlich erhöhen.

■ *Sabine und Hans-Joachim Otto, Frankfurt*

So viel Carsharing war nie

FRANKFURT Mit dem Anbieter Miles geht die Zahl der Autos in Frankfurt, die per Handy geortet und spontan gebucht werden können,weiter nach oben. Die Verkehrsplaner haben noch viel vor.

Von Petra Kirchhoff



Weniger Blech: *Ein Carsharing-Fahrzeug ersetzt in der Stadt bis zu 20 Autos. Die Apps von Share Now (links oben), Book-n-Drive (unten) und Miles (rechts) zeigen, wo Fahrzeuge in Frankfurt verfügbar sind.* Foto Helmut Fricke/ Screenshots F.A.Z.

Kommt nach dem E-Scouter-Boom jetzt die große Carsharing-Welle? Wer in die Apps hiesiger Anbieter schaut und sieht, wie viele Autos inzwischen im Frankfurter Stadtgebiet stehen, könnte den Eindruck gewinnen. Die sogenannte Freefloating-Flotte, wie man im Carsharing die Autos nennt, die nicht an festen Stationen stehen, hat deutlich zugelegt.

Kannte man in Frankfurt früher vor allem den Carsharing-Pionier Stadtmobil mit festen Stationen und den Anbieter Book-n-Drive, der mit seinen sogenannten City-Flitzern seit Längerem auch spontane Fahrtwünsche erfüllt, so sind es jetzt junge deutschland- oder auch europaweit aktive Anbieter, die mit ihren Carsharing-Ablegern in den Markt drängen. Das Berliner Start-up Miles Mobility hat gerade die ersten 200 Fahrzeuge im Frankfurt Stadtgebiet abgestellt und plant noch mehr, eine Genehmigung der Stadt braucht es dafür nicht. 400 sind es bei Share Now. Der Marktführer ist vor zwei Jahren aus der Fusion der Anbieter Car2Go von Mercedes und Drive Now von BMW hervorgegangen. Beide Automobilhersteller hatten sich mit dem Ausflug ins Freefloating-Geschäft verhoben. Share Now gehört jetzt zur Opel-Mutter Stellantis. Miles Mobility wiederum ist groß geworden durch die Übernahme der rein elektrischen VW-Carsharing-Tochter WeShare, die rote Zahlen schrieb. Vor allem das Freefloat-Geschäft gilt wegen des hohen Investitionsbedarfs als herausfordernd. Bestenfalls erwirtschaften die Unternehmen geringe Gewinnmargen.

Zusammen mit den 250 Cityflitzern vom Carsharing-Anbieter Book-n-Drive, an dem die Stadt Frankfurt über die ABG und Mainova zu zwei Dritteln beteiligt ist, sind es in Frankfurter Stadtgebiet aktuell gut 1000 Fahrzeuge unterschiedlicher Klassen, auch E-Fahrzeuge, die spontan über App reserviert und nach Fahrtende ohne Zeitlimit wieder abgestellt werden können. Die Gebiete, in denen dies erlaubt ist, sind in den Apps definiert. Dort, wo der Parkraum bewirtschaft ist und Gebühren anfallen, werden die Kosten via GPS ermittelt. Der Kunde hat damit nichts zu tun. Die Bezahlung regeln die Anbieter in der Regel über Drittanbieter. Bei Miles Mobility in Berlin soll das nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Die Staatsanwaltschaft hatte im vergangenen Oktober Ermittlungen aufgenommen. Nach Angaben einer Miles-Sprecherin sind sie noch nicht abgeschlossen. Für Kunden und Tagesgeschäft habe das keine Auswirkungen.

Dass das Angebot wächst, ist für alle, die kein Auto besitzen, erst einmal eine gute Nachricht. Denn auch, wenn sich viele Wege in der Stadt zu Fuß, mit dem Fahrrad und mit öffentlichen Verkehrsmitteln erledigen lassen: Ab und zu ist ein Auto doch ganz schön. Und sei es nur, um damit ins Freibad zu fahren und mit nassen Haaren in warmer Umgebung wieder zurück. Abgesehen davon, wächst auch die Qualität des Carsharings. Immer öfter sind, mit Aufschlag, auch Einwegfahrten in andere Städte möglich.

Mobilitätsexperten weisen regelmäßig darauf hin, wie Carsharing den Verkehr entlasten könnte. Nach Angaben des Bundesverbandes Carsharing (BCS) werden private Autos in Deutschland im Schnitt weniger als eine Stunde am Tag genutzt. Mithilfe von Carsharing ließen sich Bedarfe und auch Stellplätze bündeln. Bis zu 16 private Fahrzeuge kann ein Carsharing-Auto laut BCS ersetzen, in innerstädtischen Wohnquartieren seien es noch mehr.

Neben der Verkehrsentlastung sprechen auch finanzielle Gründe fürs Autoteilen. Der BCS zieht die Grenze, bis zu der Carsharing günstiger ist als ein neu angeschafftes eigenes Auto, bei 14.000 Kilometern im Jahr. Ein Haushalt etwa, der jährlich nur 8000 Kilometer mit dem Pkw zurücklegt, könnte mit Carsharing 1622 Euro im Jahr sparen, rechnet der Verband vor. Allerdings liegt dieser Berechnung ein Neuwagen mit einem hohen Wertverlust zugrunde.

In der Praxis ist Carsharing einfach. Die Apps sind inzwischen sehr eingängig, in fünf Minuten kann sich der Neukunde dank Handy-Kamera mit Führerschein und Personalausweis registrieren und ist sofort startklar. Schon schwieriger ist es, sich mit den Tarifen der Anbieter auseinanderzusetzen. Jeder hat hier sein eigenes System, zum Teil dynamische Preise, und das macht einen Vergleich schwierig.

Die Kosten von Stadtmobil und Book-n-Drive setzten sich für die gebuchte Zeit und gefahrene Kilometer zusammen. Je besser die Fahrzeugklasse, desto höher der Stundentarif. Share Now rechnet mit einem reinen Zeittarif, bei dem die Kilometer eingeschlossen sind. Daneben gibt es Zeitpakete, die sich aus einem Zeitpreis (1 Stunde, vier Stunden oder 1 Tag) und einem Preis für die gefahrenen Kilometer zusammensetzen.

Miles rechnet im Kilometertarif nur nach Kilometern ab, je nach Fahrzeugklasse 79 Cent bis 1,29 Euro, verlangt aber 29 Cent je Minute beim Zwischenstopp. Zusätzlich gibt es Zeittarife: Stundenpakete mit eingeschlossenen Kilometern, ebenso Tages- und Wochenpakete, die für Urlauber interessant sind. Der Carsharing-Verband hat für drei Beispielfahrten mit unterschiedlichen Entfernungen (10, 120 und 400 km) sowie Zeiten (2, 8, 34 Stunden) Preise von Stadtmobil, Book-n-Drive und Share Now in Frankfurt verglichen und diese auf seine Internetseite gestellt: *www.carsharing.de*. Danach war der Cityflitzer von Book-n-Drive vor allem auf kurzen Strecken der günstigste Anbieter. Auf der Langstrecke (400 Kilometer, 34 Stunden) war der Fiat 500 von Share Now die beste Option, wurde aber in der nächsthöheren Fahrzeugklasse (Opel Corsa) preislich von Book-n-Drive wieder eingeholt.

Der Preisvergleich fand im Januar statt und ist womöglich nicht mehr aktuell. Auch war Miles da noch nicht in Frankfurt aktiv. Wir haben einmal selbst verglichen. Mit dem City-Flitzer kostet die 13-Kilometer-Tour mit einer Buchungszeit von etwa eineinhalb Stunden im Basistarif 10,23 Euro. Bei Miles wären im Kilometertarif, der sich für dieses Zeitfenster anbietet, für diese Fahrt bei einer Stunde Stehzeit in einem vergleichbaren Fahrzeug 28,67 Euro angefallen, nahezu dreimal so viel. Allerdings arbeitet auch Miles mit dynamischen Preisen.

Auf dem Carsharing-Markt in Frankfurt wird sich im nächsten Jahr einiges tun. Künftig sollen Parkgebühren für Carsharing über Parkpauschalen abgerechnet werden, um Anbietern den Betrieb zu erleichtern. Zudem ist die Stadt dabei, in drei Ortsbezirken im Westen (2, 6 und 7) je 70 Plätze an 35 Stationen explizit für Carsharing-Anbieter festzulegen, dafür müssen bestehende Stellplätze umgewidmet werden. Anbieter können sich dafür bewerben. Andere Städte sind bei diesem Thema schon weiter. Solche Parkplätze erhöhten die Sichtbarkeit, heißt es beim Bundesverband.

GESCHÄFTSGANG

Vulva-Seife und Jazzmusik

Eigentlich war Lorenzo Dolce gar nicht auf der Suche nach einem Geschäft, sondern nach Räumen für einen Livemusikclub. Doch die leer stehende Parfümerie im Frankfurter Bahnhofsviertel gefiel dem Macher des Musiklabels Jazz Montez so gut, dass er sie trotzdem mietete. Eine Zeit lang hat er sie als Galerie genutzt, Studenten der Frankfurter Städelschule und der Offenbacher Hochschule für Gestaltung haben ihre Werke gezeigt. Weil der Ausstellungsraum keine festen Öffnungszeiten hatte, wanderte die Kunst ins Schaufenster. So wurde daraus eine Galerie für Flaneure.

Nun aber hat sich das Konzept geändert: Bis mindestens Ende August werden in dem Geschäft Designobjekte, Mode, Schallplatten und Keramik verkauft. Holidays Shop nennt sich der Concept-Store auf Zeit. Der Name spielt auf das Musikfestival „Holidays“ an, das Dolce gemeinsam mit John Steinmark, seinem Partner bei Jazz Montez, organisiert. Am Hafenpark im Frankfurter Ostend treten junge Jazztalente bei Freiluftkonzerten auf, eine Band mit internationalen Musikern begleitet sie, das Publikum sitzt auf den Treppenstufen der Honsellbrücke.

Im Holidays Shop liegt der Schwerpunkt auf Produkten von jungen regionalen Designern. Was verkauft wird, ist meist in kleiner Stückzahl produziert, hat seinen ganz eigenen Charakter und bleibt trotzdem erschwinglich. Für die Auswahl sind Alice Oeynhausen und Annabelle Habsburg zuständig. Die beiden sind aus Wien nach Frankfurt gekommen, deshalb haben sie auch einige Stücke von österreichischen Designern im Sortiment.

Im minimalistisch, mit schlichten Regalen und Tischen eingerichteten Laden gibt es die ausgefallenen Notizbücher der Frankfurter Marke Nuuna (etwa 30 Euro), Wachskerzen in poppigen Orange-, Rosa- und Gelbtönen von Combo Coral (19 Euro) oder T-Shirts und Pullover mit schrägen Motiven in Airbrush-Technik von Gestalterin Anna Hofmann (35 bis 50 Euro). Die schicken Taschen des Labels Burggrafburggraf, in Stuttgart von den Zwillingsschwestern Nicola Burggraf und Elena Burggraf-Reusch gegründet, werden aus einer veganen Leder-Alternative gefertigt und wurden gerade erst mit einem „German Design Award“ ausgezeichnet (100 bis 300 Euro). Edel und gleichzeitig gemütlich sind die mit natürlichen Pflanzenfarben gefärbten Wolldecken (249 Euro) der Designerin Lena Huber aus dem rheinhessischen Wöllstein.

Habsburg und Oeynhausen, die die Stücke für den Laden auswählen, legen Wert darauf, auch „feministisches Design“ anzubieten. Das sind zum Beispiel lässige Stone-Washed-Basecaps vom Wiener Label Busenfreundin (39 Euro) oder Schlüsselanhänger mit knallbuntem Nippel-Motiv (15 Euro). Von der Berliner Marke Lejlac werden Seifen in Vulva-Form (25 Euro) verkauft, von der Frankfurter Künstlerin Sonja Yakovleva gibt es eine Auswahl an Scherenschnitten, die Frauen zeigen, die selbstbestimmt und lustvoll ihre sexuellen Phantasien ausleben.

Musik wird auch verkauft. Im Angebot sind die drei Vinylalben, die bei Jazz Montez bislang erschienen sind, zwei Label-Compilations und das Debüt der jungen Frankfurter Musikerin Julie Kuhl. Im Laden steht auch eine Kiste mit Secondhand-Jazzplatten, rare Sammlerstücke werden für bis zu 50 Euro verkauft. Und auch Livemusik gibt es im Holidays Shop: Immer mittwochs, von 20 Uhr an, treten Livebands auf. Oder spielen, wenn das Wetter es zulässt, „open air“ auf dem Platz davor. ALEXANDER JÜRGS

Holidays Shop, Jürgen-Ponto-Platz 2, Frankfurt, montags bis freitags, 11 bis 19 Uhr.

Feministischer Anspruch: *Design aus Österreich im Holidays Shop* Foto Frank Röth

Leichte Sprache mit KI

MAINZ Die Verbraucherzentrale Rheinland-Pfalz will ihre Barrierefreiheit verbessern. Wie die Organisation mitteilt, testet sie seit Mitte Juli eine neue Software, die beim Übersetzen von Texten in leichte Sprache Künstliche Intelligenz (KI) nutzt. Leichte Sprache sei ein zentraler Bestandteil barrierefreier, zielgruppenübergreifender Kommunikation, da sie komplexe Inhalte vereinfache und für Menschen mit kognitiven Einschränkungen, Lernschwierigkeiten oder geringen Deutschkenntnissen die Inhalte verständlich mache, heißt es. Dadurch ermögliche die Verbraucherzentrale die Teilhabe an verbraucherrelevanten Informationen.

Nach Angaben der Verbraucherschützer analysiert und vereinfacht die neue Software Texte automatisch, ohne dabei den ursprünglichen Sinn zu verfälschen. Die übersetzten Texte erfüllten alle formalen Anforderungen an leichte Sprache, hebt die Verbraucherzentrale in ihrer Mitteilung hervor. hoff.

HEUTE IN RHEIN-MAIN

Foto Abenteuerspielplatz Riederwald

KINDER

Mainspiele

Bis einschließlich zum 18. August erobern die Kinder das Frankfurter Mainufer. Der Abenteuerspielplatz Riederwald e. V. verwandelt die Mainpromenade zwischen Eiserner Steg und Untermainbrücke in einen Ferien-Freizeitpark. An rund zwanzig Spielstationen mit Bungy-Trampolin, Streetballkörben, Getränkekistenklettern, altersspezifischen Luftkissen und Kletterkonstruktionen, Rollenrutschbahnen und Kinderschminken können sich alle Kinder täglich nach Herzenslust austoben, spielen und basteln.

MAINSPIELE
Frankfurt, Sachsenhäuser Mainufer, 11 bis 19 Uhr, täglich bis 18. August

KINDER

Tage der Schauspielführungen

Foto Jennifer Fürchheim

In der zweiten Sommerferienwoche geht es mit dem Museumstheater auf Zeitreise: In täglich wechselnden Schauspielführungen können Besucher vergangene Lebenswelten entdecken. Wie lebte ein Schmied? Welchen Alltag hatte eine Küchenmagd? War der Beruf des Müllers abwechslungsreich? Und wie meisterte die Lehrerin die Erziehung der Kinder? Die Führungen sind im Museumseintritt inklusive, eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Treffpunkt ist immer der Brunnen auf dem Marktplatz.

TAGE DER SCHAUSPIELFÜHRUNGEN
Neu-Anspach, Freilichtmuseum Hessenpark, 13 und 15 Uhr, täglich bis 28. Juli

Foto Uwe Dettmar

SCHAUSPIEL

Hänsel und Gretel – Die Dämonenjäger

Die Kinder sollten Sie an diesem Theaterabend bitte zu Hause lassen, auch wenn der Titel anderes verspricht. Denn die Grimms-Märchen-Fassung der Dramatischen Bühne Frankfurt ist erst ab 18 Jahren und das aus gutem Grund: Rotkäppchen arbeitet auf dem Straßenstrich, die liebe Großmutter ist eine Ambrosiadealerin und das Schlaraffenland eine Menschenfalle. Die Hexenjäger Hänsel und Gretel machen sich auf die Jagd nach der Vampirin Aschenputtel und begegnen dabei einigen brutalen Gestalten wie zum Beispiel den sieben Kopfgeldjägern aus Schwaben. Ein düsteres Horror-Abenteuer für Menschen, die auch schwarzen Humor lieben.

HÄNSEL UND GRETEL – DIE DÄMONENJÄGER
Frankfurt, Grüneburgpark, 20.15 Uhr

KABARETT

Frank Fischer

Foto Olli Haas

„Me|schug|ge“ (hebr.-jidd.) ist laut Duden ugs. für verrückt und so heißt auch das Programm von Frank Fischer. Falls Sie sich jetzt fragen, wer oder was denn verrückt ist – schalten Sie mal die Nachrichten ein. Oder fahren Sie mit dem Zug, laufen Sie durch die Fußgängerzone, den Supermarkt oder setzen Sie sich ins Café. Denn egal ob Trump, Putin oder die Frau vor Ihnen an der Kasse, Fischer hat sie alle beobachtet und stellt abschließend die Frage: Wenn so viele Menschen um uns verrückt sind, sind wir dann die einzig Normalen? Oder sind wir am Ende vielleicht selbst meschugge?

FRANK FISCHER
Bad Soden, Landgasthof Rote Mühle, 19.30 Uhr

FESTE

Bad Schwalbacher Weinfest

Foto Christoph Dipper

Der Schmidtbergplatz hat sich in ein stimmungsvolles Weindorf verwandelt, in dem allerlei kulinarische Genüsse und ein umfangreiches Angebot an Rheingauer Weinen wartet. Ein DJ sorgt für die musikalische Unterhaltung. Kleines Extra: Zum heutigen Festabschluss bietet die Stadt Bad Schwalbach von 17 bis 19 Uhr den Senioren Dämmerschoppen an.

BAD SCHWALBACHER WEINFEST
Bad Schwalbach, Schmidtbergplatz

Alle Termine finden Sie online unter faz.net/vk

„Wir haben keine Brandmauer“

WIESBADEN Hessischer Landesverband der Werteunion gegründet

Seit Samstag gibt es in Hessen einen Landesverband der rechtskonservativen Werteunion. In Königstein wurde der ehemalige Christliche Demokrat und Pharmamanager Hartmut Erlinghagen zum Landesvorsitzenden gewählt. Der Siebzigjährige kündigte an, sowohl der CDU als auch der AfD künftig Wähler abwerben zu wollen. Während der Gründungsversammlung war auch der Werteunion-Bundesvorsitzende und frühere Verfassungsschutzpräsident Hans-Georg Maaßen anwesend, der für die Partei ein Wählerpotential von 15 bis 20 Prozent sieht.

„Die Werteunion steht für eine Politik von Maß und Mitte“, sagte Erlinghagen und kündigte an, die Politikwende herbeiführen zu wollen, die „Deutschland so dringend braucht“. Ein weiteres Ziel sei ein schlanker Staat, der für die Bürger da sein müsse und nicht umgekehrt. Er sprach sich dafür aus, die Schuldenbremse einzuhalten und trotzdem die nötigen Mittel für Investitionen in die seit Jahrzehnten vernachlässigte Infrastruktur bereitzustellen. Ein weiteres Ziel sei es, die Bundeswehr und das Bildungssystem zukunftsfest aufzustellen. Sicherheitsbehörden und Justiz wollen die Mitglieder ebenfalls stärken. Um all das zu finanzieren, sei eine umfassende Sozialreform notwendig.

Foto Helmut Fricke

H. Erlinghagen

„Das jüngst von der Ampel erhöhte Bürgergeld, das völlig falsche Leistungsanreize setzt und zur Hälfte an Bürger nicht deutscher Herkunft geht, gehört in der jetzigen Form abgeschafft“, sagte Erlinghagen. Deutschland könne sich diese Art von Sozialstaat nicht mehr leisten.

Der neue Vorsitzende forderte zudem eine andere Migrationspolitik. „Aus der ungebremsten Migration aus überwiegend fremden Kulturkreisen hinein in unseren Sozialstaat muss eine im Interesse der Bürger liegende Einwanderungspolitik, abzielend auf dringend benötigte und hoch qualifizierte Arbeitskräfte, werden.“

Die Werteunion wolle eine pragmatische Wirtschafts- und Energiepolitik und plädiere für einen kostengünstigen und klimaschonenden Energiemix. Dazu gehört laut Erlinghagen auch der Einsatz der Kernkraft. Zudem wolle die Werteunion die Abgabenlast der Bürger senken, führte er weiter aus. Der neue Vorsitzende warnte vor einer schwarz-grünen Koalition im Bund.

Auf die Frage, was die Werteunion von der CDU und der AfD abgrenze, antwortete Maaßen: „Unser Markenkern ist, dass wir keine Brandmauern haben. Wir kooperieren mit allen Parteien auf der Basis unserer politischen Vorstellungen, wenn sie uns zu unseren politischen Zielen verhelfen.“ Er warf den etablierten Parteien vor, „großen Schaden“ angerichtet zu haben. Auf die Nachfrage, was die Werteunion von der AfD unterscheide, sagte der Vizebundesvorsitzende Alexander Mitsch: „Wir sind deutlich freiheitlicher, und wir sind auch insgesamt eine bürgerliche und nicht radikale Partei. Wir sind eine Partei, die christdemokratische Werte im Sinne der CDU früherer Jahre vertritt.“

Erlinghagen verortete die Position der hessischen Werteunion zwischen der CDU und der AfD. Man wolle Wähler der CDU an sich binden, aber auch Wähler der AfD, die diese bisher aus Mangel an Alternativen gewählt hätten. Auf die Frage, wie es der Werteunion in Hessen zwischen einer starken CDU und einer AfD, die bei der jüngsten Landtagswahl fast 19 Prozent der Stimmen geholt hat, gelingen soll, politische Erfolge zu erzielen, nannte Erlinghagen das Beispiel der ungesteuerten Migration, die viele Menschen bewege. In der AfD gebe es „durchaus Kräfte, die keiner so gern haben möchte“. Die Werteunion wolle das Thema glaubwürdiger angehen.

Maaßen ergänzte, dass die Lösungsvorschläge der Werteunion andere seien als die der AfD. „Wir sind nicht dafür wie die AfD, im großen Umfang abzuschieben“, sagte der Bundesvorsitzende und führte weiter aus: „Wir müssen die Menschen abschieben, die sich vollziehbar ausreisepflichtig in Deutschland aufhalten. Diejenigen, die hier integriert sind und die sich nichts zuschulden haben kommen lassen, die bleiben hier.“

Foto dpa

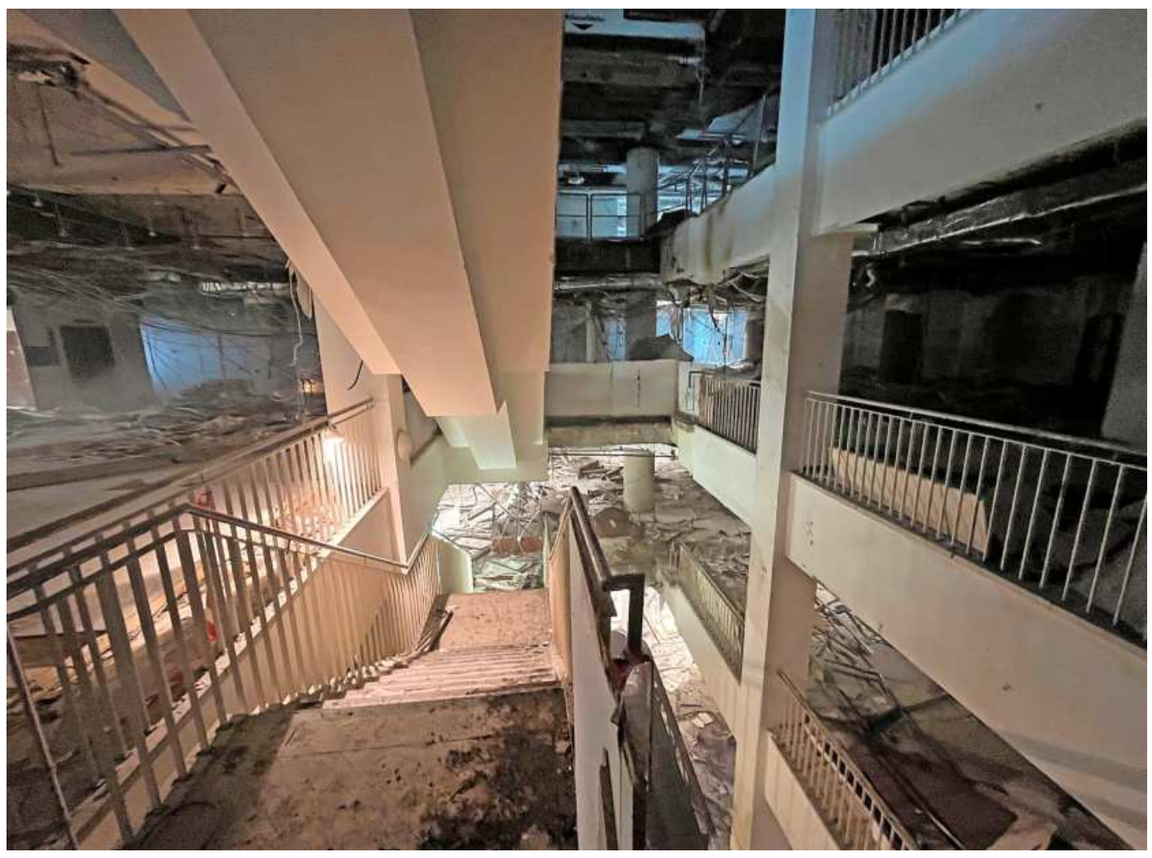
H.-G. Maaßen

Die Werteunion zählt in Hessen 55 Mitglieder, von denen 41 während der Verbandsgründung anwesend waren. Die Mitglieder votierten für Karsten Dankert und Thomas Schulte als stellvertretende Vorsitzende im Landesvorstand. Simone Lauer und Kai Velten wurden zu Beisitzern gewählt. Um zu verhindern, dass Menschen mit ungewollten politischen Ansichten der Werteunion beitreten, kündigten sowohl Erlinghagen als auch Mitsch an, Mitgliedsanträge intensiv zu prüfen. robm.

Dachaufbau wird zurückgestellt

OFFENBACH Weil sich die Stadt auf finanziell schwierige Zeiten einstellt, wird die „Station Mitte“ jetzt verschlankt. Einen Veranstaltungssaal wird es vorerst nicht geben.

Von Markus Schug



Wird entkernt: *Der ehemalige Kaufhof in Offenbach soll zur Stadtbibliothek werden.* Foto Stadtwerke Offenbach

Der Umbau des alten Kaufhof-Gebäudes an der Frankfurter Straße in Offenbach, der als „Station Mitte“ zu einem vielfältig zu nutzenden und jedermann offenstehenden Begegnungsort in der Innenstadt werden soll, ist in vollem Gange. Innen wird seit einigen Wochen entkernt, abgerissen und umgewandelt. Allerdings hat die inzwischen wieder deutlich angespanntere Haushaltslage der Stadt jetzt dazu geführt, dass die Idee, das Vorzeigeprojekt mit einem zusätzlichen Veranstaltungssaal auf dem Dach des Hauses zu krönen, zumindest vorerst nicht verwirklicht wird.

„Die Bürger können erwarten, dass wir in Zeiten knapper Kassen das Geld zusammenhalten“, begründete Stadtkämmerer Martin Wilhelm (SPD) am Donnerstag den Schritt, diesen Teil des Gesamtkonzepts bis auf Weiteres „auf Eis zu legen“. Zuvor hatte er die Offenbacher gemeinsam mit Oberbürgermeister Felix Schwenke (SPD) ganz allgemein auf einige finanziell wohl wieder schwierige Jahre mit voraussichtlich auch nicht mehr auszugleichenden Haushalten eingeschworen. Wegen absehbar rückläufiger Gewerbesteuereinnahmen soll es unter anderem eine auf unbestimmte Zeit geltende und jeweils mindestens drei Monate dauernde Wiederbesetzungssperre für frei werdende Stellen gelten.

Einige „ungeschönte Berechnungen“ hätten außerdem ergeben, dass allein der Betrieb eines Veranstaltungssaals in der beabsichtigen Form mit Kosten in Höhe von jährlich mehr als einer Dreiviertelmillion Euro zu Buche schlagen dürfte, sagte Schwenke. Darüber hinaus müsse mit weiteren 1,6 Millionen Euro allein für die Erstausstattung des Saales gerechnet werden, der nach den ursprünglichen Überlegungen etwa für Theateraufführungen, Konzerte, Lesungen sowie Tagungen und Firmenevents infrage gekommen wäre. Er hätte sich als Kulturdezernent dieses zusätzliche Raumangebot mitten in der Stadt „sehr gewünscht“, hob er hervor.

In den momentan laufenden Planungen würden alle baulichen Voraussetzungen für eine solche Einrichtung mit berücksichtigt und geschaffen: von den Brandschutzvorkehrungen über Aufzüge und getrennte Treppenhäuser bis hin zur Traglastverstärkung des Daches. Sodass man die beabsichtigte Aufstockung des Gebäudes durchaus auch noch zu einem späteren Zeitpunkt und bei dann vertretbaren Kosten vornehmen könne, hieß es.

Die ehemalige Kaufhof-Filiale, die zuletzt leer stand, hat die Stadt zu Jahresbeginn für rund 13 Millionen Euro gekauft. Damit konnte Offenbach zu einem nach Auffassung der Stadtspitze „verantwortbaren Preis“ den schon länger gesuchten Ort für die dringend benötigte Erweiterung der Stadtbibliothek erwerben. Für schätzungsweise 22 Millionen Euro soll das Gebäude nun in ein für jedermann zugängliches Lern-, Kultur- und Begegnungszentrum verwandelt werden.

Als Herzstück des zur Revitalisierung der Innenstadt entwickelten Großprojekts soll die Stadtbibliothek möglichst bis 2026 in den einstigen Kaufhausräumen unterkommen. Ergänzend dazu soll die „Station Mitte“ Besuchern künftig auch ein öffentliches Café und einige Läden im Untergeschoss bieten. Von Anfang an war der neu zu schaffende „Dritte Ort“ nicht zuletzt als ein Beitrag zur Bildungsgerechtigkeit verstanden worden, an dem etwa Schüler und Studenten digitale Arbeitsplätze finden sollen, die anderswo selbst über keinen ruhigen Lernort verfügen.

Damit die weitläufige Dachfläche „mit gutem Blick über die Offenbacher City“ fortan nicht gänzlich ungenutzt bleibt, sollen laut Wilhelm zumindest Teile davon nach dem Umbau als Terrasse in Verbindung mit der Bibliothek von Besuchern auch zu betreten sein.

Eine Küche muss sein

HATTERSHEIM Obdachloser klagt wegen Unterkunft

Die Stadt Hattersheim ist vom Verwaltungsgericht Frankfurt dazu verpflichtet worden, einem Obdachlosen eine Unterkunft mit einem Mindestmaß an Küchen- und Sanitärausstattung zur Verfügung zu stellen. Der Mann ist seit der Räumung seiner Wohnung ohne Obdach und wurde mit Verfügung der Stadt Hattersheim in eine Unterkunft eingewiesen. Gegen die Zustände in diesem Gebäude setzte der Mann sich zur Wehr.

Das zweigeschossige Haus wird seit einem Brand nur noch einstöckig genutzt. Im Erdgeschoss befinden sich Toiletten mit Waschbecken, eine Waschküche und drei Zimmer, in denen derzeit sieben Männer leben. Duschen befinden sich in einem Container im Hof, wegen des Brandschadens gibt es keine Küche. Bis ein Küchencontainer zur Verfügung steht, erwärmen die Bewohner ihr Essen im Zimmer. Auf Fotos, die dem Gericht gezeigt wurden, war zu sehen, dass nur zwei Elektroplatten in Kniehöhe vorhanden waren, Kühl- und Spülmöglichkeiten fehlten komplett.

Im vergangenen Jahr hätten Bewohner im Obergeschoss gezündelt, bestätigt Hattersheims Bürgermeister Klaus Schindling (CDU). Der Küchencontainer im Hof, den die Stadt zur Verfügung gestellt hatte, sei zweimal ausgeräumt worden. Schon einmal habe die Stadt neue Elektrogeräte besorgt, die neuen Geräte würden nun im August geliefert, sagt Schindling.

Der Mann wandte sich mit einem Eilantrag an das Verwaltungsgericht, das für Obdachlosenrecht zuständig ist. Er trug vor, dass das ihm angebotene Zimmer stark verschmutzt, vermüllt und übelriechend sei. Auch die Richter befanden, die Notunterkunft sei nicht menschenwürdig. Für die Unterkunft verlange die Stadt eine Nutzungsentschädigung von 400 Euro monatlich.

Nun äußerte das Gericht Zweifel an der Berechtigung der Stadt, für die Unterbringung ein Benutzungsentgelt zu verlangen, da es an einer entsprechenden Satzung fehle. Für das Vierbettzimmer ohne Kochgelegenheit, ohne Aufenthaltsraum und mit Containerduschen seien 400 Euro unangemessen. Gegen den Beschluss kann noch Beschwerde beim hessischen Verwaltungsgerichtshof eingelegt werden.

Klaus Störch, der das Haus Sankt Martin für wohnungslose Menschen in Hattersheim leitet und seit vielen Jahren Erfahrung mit dem Thema hat, sieht die Kommunen unter einem enormen Druck, Menschen unterzubringen. „Ich halte es für notwendig, dass der oberste Gedanke Prävention sein muss“, sagt er. Obdachlosigkeit koste das Gemeinwesen am Ende viel mehr. Stattdessen plädiert er für mehr Sozialwohnungsbau und bezahlbare Wohnungen, weil momentan viel geförderter Wohnraum aus der Bindung falle. Auch die Sozialarbeit biete Instrumente, um Menschen zu unterstützen. „Es kann und darf nicht alles Markt sein“, sagt er.

Bürgermeister Schindling ist der Fall des Mannes gut bekannt. Er sei in seiner Bürgersprechstunde erschienen, als er eine Beschäftigung bei der Bahn gehabt habe und seine Wohnung zu verlieren drohte. Schindling habe ihm sogar ein Angebot vermittelt, allerdings sei der Mann nicht zum Termin erschienen. Dass die Obdachlosenunterkunft nicht besonders einladend sei, gibt er zu, allerdings seien die Plätze knapp. Zudem komme einmal in der Woche ein Reinigungsbetrieb. „Wenn die Menschen nicht traumatisiert sind oder eine Behinderung vorliegt, können sie ihre Bude auch ein bisschen aufräumen“, sagt Schindling.

Die 400 Euro Nutzungsgebühr liefen zudem vom Staat über die Stadt an den Eigentümer des Wohnraums, „der obdachlose Mensch muss keinen Cent zahlen“. Allerdings habe die Stadt einen Formfehler gemacht, denn tatsächlich tauche das Entgelt nicht in der Satzung auf, im ganzen Kreis verfüge nur Eppstein über einen solchen Eintrag. „Wir werden den Formfehler im Herbst beheben“, verspricht Schindling. dien.

Wieder ein Kiosk auf der Burg

MÜHLTAL Zwar wird die Burg Frankenstein derzeit umfassend saniert, weshalb es dort aktuell keine Veranstaltungen und auch kein Restaurant mehr gibt, doch inzwischen hat das bei Wanderern und Radfahrern beliebte Ausflugsziel wenigstens wieder einen Kiosk. Das kleine Kioskgebäude wurde neu ausgestattet und wird nun von dem Pfungstädter Gastronom Christoph Herrmann übernommen, wie der Landesbetrieb Bauen und Immobilien in Hessen mitteilte.

Der Kiosk ist donnerstags bis sonntags sowie an Feiertagen von 10 bis 20 Uhr offen, die Burg selbst ist täglich zwischen 7 und 19.30 Uhr zugänglich, vom 1. August an bis sogar 21 Uhr. Der Kiosk öffnet je nach Witterung. Bei geringem Besucherandrang kann er sonntags auch schon um 18 Uhr schließen. Der Kioskpächter bietet den Besuchern Kaffee, Kuchen, Snacks und kleine Speisen an. Bei Trauungen in der Burgkapelle kann er auch den Sektempfang organisieren

Trotz der Sanierung bleibt die traditionsreiche und weit über die Grenzen Hessens hinaus bekannte Burg Frankenstein zugänglich. Lediglich der Westzwinger ist wegen der Bauarbeiten gesperrt, alle anderen Teile, einschließlich der Burgkapelle, sind bis Ende 2025 offen. So lange ist auch der Kioskbetrieb verpachtet. Von 2026 an wird die restliche Burg saniert und kann dann nicht mehr betreten werden. erle.

Haus nach Brand teils eingestürzt

OBERURSEL Ein brennendes leerstehendes Einfamilienhaus in Oberursel im Hochtaunuskreis ist während des Löscheinsatzes teilweise eingestürzt. Wie die Polizei mitteilte, hatte der Dachstuhl des Gebäudes an der Goldgrubenstraße am Freitagabend gegen 19.30 Uhr aus bislang unbekannter Ursache Feuer gefangen. Die Löscharbeiten zogen sich über mehrere Stunden hin.

Währenddessen war das Gebiet um die Einsatzstelle voll gesperrt. Die Anwohner waren laut Mitteilung angehalten, Fenster und Türen geschlossen zu halten. Verletzt wurde bei dem Brand niemand. Den entstandenen Schaden schätzt die Polizei auf rund 400.000 Euro. lhe.

Wenn die Seele krank ist

WIESBADEN Vitos eröffnet psychosomatische Tagesklinik mit Ambulanz

Der Gesundheitskonzern Vitos Rheingau eröffnet am heutigen Montag an der Hagenauer Straße in Wiesbaden-Biebrich eine neue psychosomatische Tagesklinik mit angeschlossener Ambulanz. Das Angebot richtet sich vor allem an Patienten, deren Beschwerden und Symptome wie Kopfschmerzen, Schlafstörungen, Bluthochdruck oder Magen-Darm-Probleme sich nicht mit einer körperlichen Erkrankung erklären lassen. Die neue Klinik bietet 24 teilstationäre Plätze. Am Biebricher Standort befinden sich schon eine psychiatrische Tagesklinik mit Ambulanz sowie eine Einrichtung zur psychiatrischen Rehabilitation.

In der neuen Tagesklinik werden alle Krankheitsbilder der psychosomatischen Medizin behandelt. Dazu gehören unter anderem die sogenannten somatoformen Störungen. Das sind Erkrankungen, bei denen körperliche Symptome im Vordergrund stehen, aber keine körperliche Erkrankung vorliegt. Weitere Krankheitsbilder, die psychosomatisch behandelt werden können, sind Depressionen und Angststörungen, Stressfolgeerkrankungen wie Burnout und Erschöpfungsdepressionen sowie Reaktionen auf schwere Belastungen oder traumatisierende Erlebnisse.

Das Behandlungsspektrum der neuen Klinik reicht von der Einzel- und Gruppenpsychotherapie über Kreativtherapien und Entspannungsverfahren bis hin zu einem integrativen psychosomatischen Behandlungskonzept. Anders als bei der vollstationären Behandlung, die in der Vitos Klinik für Psychosomatik Eltville seit 2019 angeboten wird, verbringen die Patienten die Nächte und Wochenenden zu Hause. „Ich freue mich, dass wir unser Angebot nun ausweiten und vermehrt teilstationäre Behandlungsplätze und ambulante psychosomatische Diagnostik und Behandlung anbieten können“, sagt Klinikdirektor Thorsten Bracher zur Eröffnung.

Laut Vitos-Geschäftsführer Servet Dag wird mit der neuen psychosomatischen Tagesklinik und Ambulanz im bestehenden Therapiezentrum Hagenauer Straße die konzerneigene Medizinstrategie verwirklicht: „Wir gehen dorthin, wo wir die Menschen und die Menschen uns am besten erreichen können.“ Damit komme Vitos seinem Ziel eines flächendeckenden und individuellen Behandlungsangebotes in der Region immer näher. obo.

Lebensraum: *Der Wispertaunus mit seinem Laubmischwald (rechts von einer Drohne aus fotografiert) ist für viele seltene Tierarten Lebensraum. Wildkatzen, die in der Natur nicht so gut zu beobachten sind wie die Tiere in dem Wildpark Alte Fasanerie in Hanau (oben), leben dort ebenso wie Wölfe, Feuersalamander und Bechsteinfledermäuse.*

Fotos Daniel Rosengren, Frank Rumpenhorst

Dorado für Wolf und Wildkatze

LORCH Die Zoologische Gesellschaft Frankfurt hat den Wispertaunus für ein Naturschutzgroßprojekt auserkoren. Die Stadt Lorch erhofft sich im Gegenzug viel Geld für ihren Wald.

Von Oliver Bock

Die Bechsteinfledermaus fühlt sich hier ebenso wohl wie die scheue Wildkatze. Der seltene Schwarzstorch ist so heimisch wie der Feuersalamander. Und der Wolf ist nicht ohne Grund ausgerechnet hier sesshaft geworden: Der Wispertaunus gilt der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt als „Hotspot der Artenvielfalt“ und als bemerkens- und schützenswertes Ökosystem. Denn der Wispertaunus ist Teil des mit fast 22.000 Hektar größten und weitgehend unzerschnittenen Waldgebiets in Hessen.

Er zeichnet sich nach Überzeugung der Zoologischen Gesellschaft durch seine ausgedehnten, geschlossenen Laubmischwälder aus mit einer Vielzahl von schutzwürdigen Lebensräumen und Arten. Schon jetzt gibt es im Wispertaunus rund 1800 Hektar Staatswald, die als sogenannte Naturwald-Entwicklungsflächen eingestuft sind. Dort findet in der Regel keine Forstwirtschaft mehr statt, um der Wildnis eine Chance zu geben und die Natur sich selbst zu überlassen.

Diese Flächen sollen absehbar vernetzt und deutlich erweitert werden, um mehr Lebensraum für Arten zu schaffen, die auf Alt- und Totholz angewiesen sind, die empfindlich gegenüber jeder Art von Störung sind oder die ein ausgeprägtes Wanderverhalten zeigen. Auch der Fischart Groppe und den Bachflohkrebsen soll das Projekt zugutekommen, indem Waldbäche wieder durchgängig gemacht werden.

Die parlamentarische Staatssekretärin im Bundesumweltministerium, Bettina Hoffmann (Die Grünen), hob kürzlich bei einem Besuch in Lorch die Bedeutung des Wispertaunus für den nationalen Biotopverbund hervor. Dank des Bundesprogramms „Chance Natur“ seien seit 1979 schon 91 Naturschutzprojekte mit einer Fläche von 4300 Quadratkilometern verwirklicht worden, sagte Hoffmann. Ob der Wispertaunus Nummer 92 sein kann, wird sich während der schon begonnenen, dreijährigen Planungsphase bis Mitte 2026 zeigen. Dafür stehen 1,2 Millionen Euro bereit. Zwischen 2027 und 2036 sind es dann 16 Millionen Euro, die investiert werden. Das Geld ist unter anderem als Entschädigung für jene Waldbesitzer gedacht, die dauerhaft auf die forstliche Nutzung verzichten. Die Kommunen Eltville, Oestrich-Winkel, Geisenheim und Heidenrod gehören vielleicht dazu, vor allem aber Lorch, das rund 800 Hektar Stadtwald bereitstellen könnte.

Gut besucht: *die Auftaktveranstaltung* Foto Andrii Ivanov

Das finanziell stark gebeutelte Lorch, das die höchste Grundsteuer im Land Hessen erhebt, hofft auf einen Millionenbetrag für den Nutzungsverzicht. Bürgermeister Ivo Reßler (parteilos) geht davon aus, dass für die Dauer von zehn Jahren rund 800.000 bis eine Million Euro pro Jahr an Lorch fließen – somit bis zu zehn Millionen Euro insgesamt.

Ob das realistisch ist, wird sich erst zum Ende der Planungsphase zeigen. Reßler gibt zu, dass noch viele Fragen offen sind. Die genauen Ausgleichszahlungen orientieren sich laut Zoologischer Gesellschaft an der Höhe der Waldwertgutachten und dem tatsächlichen Flächenumfang, den die Waldeigentümer einbringen wollen. Dies werde erst 2026 beschlossen.

In den Kommunalwäldern von Lorch (1111 Hektar), Heidenrod (204 Hektar) und Geisenheim (72 Hektar) waren bei einer Vorstudie in den Jahren 2018 bis 2020 insgesamt 1387 Hektar als potentielle Erweiterung ermittelt worden. Für Eltville und Oestrich-Winkel besteht ebenfalls noch die Chance auf Teilnahme. Insgesamt sollen am Ende rund 1000 Hektar für das Vorhaben ausgewählt werden.

Das Bundesumweltministerium und die Zoologische Gesellschaft sehen das Großprojekt vor dem Hintergrund der ausgerufenen Ziele der Bundesregierung, dass auf fünf Prozent der deutschen Waldfläche und auf insgesamt zwei Prozent der Landesfläche eine „eigendynamische, ungelenkte Entwicklung der Natur“ zugelassen werden soll. Eine Chance für neue Wildnis.

„Es lohnt sich, den Wald zu retten“, meint der Chef der Landesforstverwaltung Hessen, Carsten Wilke. Schon jetzt gebe es im Land 32.000 Hektar Waldfläche, auf denen kein Holz mehr produziert werde. Der Naturschutz im Wald habe eine lange Tradition und sei eine Säule der Forstwirtschaft. Den Erfolg der Strategie werde die anstehende Bundeswaldinventur bestätigen, kündigte Wilke an.

Allerdings werde sich das Land selbst nicht mit weiteren Flächenstilllegungen im Staatswald an Großprojekten beteiligen. „Weitere Stilllegungen im Wald lehnen wir ab, weil der Klimaschutz dadurch eingeschränkt und der wichtige Rohstoff Holz nicht mehr bereitgestellt wird“, heißt es dazu im Koalitionsvertrag von CDU und SPD. Die Lorcher Planung werde aber unterstützt und mit 15 Prozent der Kosten gefördert. Die Vorteile des Großprojekts würden geprüft, die Anliegen der Jäger und des Tourismus gehört.

Für den Direktor der Zoologischen Gesellschaft, Christof Schenck, liegen die Vorteile solch großer Schutzgebiete auf der Hand. Naturwälder seien eine Art „Elementarschadenversicherung“ für den Menschen. Die Lage des Planeten sei vor dem Hintergrund des Klimawandels düster, alle Trends gingen „in die falsche Richtung“. Nach Angaben von Projektleiter Nico Eidenmüller werden drei Arbeitskreise zu den Themen Naturschutz, Jagd und Besucherlenkung gegründet, um die Planung zu begleiten. Die wissenschaftlichen Untersuchungen würden im Hinblick auf die Arten und Biotope in der Region fortgeführt.

Für ein Naturschutzgroßprojekt bietet der Wispertaunus nach Ansicht der Zoologischen Gesellschaft mit seinen tief eingeschnittenen Bachläufen, seiner Topographie und seinen vielfältigen Lebensräumen „optimale Voraussetzungen“. Auch wegen des Waldanteils von mehr als 90 Prozent, der geringen Siedlungsdichte und der wenigen Verkehrsadern, die das Gebiet durchschneiden.

Der Wald sei von Buche und Eiche dominiert. Sowohl der Anteil an Laubmischwäldern (80 Prozent) als auch der Anteil älterer Waldkomplexe (1700 Hektar älter als 120 Jahre, davon 700 Hektar älter als 160 Jahre) lägen über dem Bundesdurchschnitt, heißt es in der Projektbeschreibung. Bemerkenswert sei das Gebiet auch wegen der „mosaikartig eingestreuten Traubeneichenwälder“ und kleinräumigen Schlucht- und Hangmischwälder, Auenwälder, Labkraut-Eichen-Hainbuchenwälder sowie als Besonderheit Silikatfelsen mit Felsspaltenvegetation und kieselhaltige Schutthalden.

Es gibt aber auch Skeptiker, zumal Schutz-Bestrebungen für Teile des sogenannten Hinterlandwaldes nicht neu sind. Diese Anläufe scheiterten bisher meist am Widerstand der Rheingauer Kommunen, die sich schon in den Neunzigerjahren gegen die Idee eines Nationalparks stemmten. Zuletzt scheiterten im Jahr 2020 die Überlegungen, eine Biosphärenregion mit einer Kernzone im Wispertaunus auszuweisen, nachdem der Kreistag sein Veto eingelegt hatte.

Die Kritiker des jetzt aufgelegten Großprojekts verweisen auf Studien, wonach bewirtschaftete Waldflächen bisweilen eine höhere Artenvielfalt aufwiesen als stillgelegte. Von einer Rückkehr zu einem Urwald könne schon deshalb keine Rede sein, weil das ausgewählte Waldgebiet seit der Bronzezeit von Menschen genutzt und geformt worden sei. Die Hoffnung auf eine idyllische Wildnis sei illusorisch.

Ohne Einfluss der Förster werde die dominierende Buche zudem anderen, lichtliebenden Baumarten wie der Vogelkirsche keinen Raum lassen, wodurch die Artenvielfalt eingeschränkt werde oder verloren gehe. Staatssekretärin Hoffmann hat für diese Kritiker indes wenig Verständnis, wie sie bei ihrer Ansprache im Wispertal kundtat: „Es fällt leicht, der Natur etwas wegzunehmen, aber bei der Rückgabe sind die Widerstände immer groß.“

Warnung vor liebestollen Rehen

KASSEL/BAD NAUHEIM Erhöhte Gefahr für Wildunfälle

Das Regierungspräsidium Kassel warnt derzeit vor einer erhöhten Gefahr für Wildunfälle. Von Mitte Juli bis Mitte August seien Rehe vermehrt auf Partnersuche und liefen dabei häufig unvermittelt auf die Straßen. Autofahrer sollten besonders in Waldgebieten und entlang von Feldern vorsichtig fahren und jederzeit mit Wildwechsel rechnen, heißt es in der Mitteilung.

Die Rehböcke laufen den weiblichen Rehen während der Brutzeit teils kilometerlang hinterher, teilt die Behörde mit. „Wechselt ein Reh oder auch ein anderes Wildtier über die Straße, muss immer mit nachfolgenden Tieren gerechnet werden.“

Der Landesjagdverband in Bad Nauheim empfiehlt zudem, die Geschwindigkeit zu reduzieren und mehrfach hintereinander zu hupen, wenn Rehe am Straßenrand zu sehen seien. Sollte es doch zu einem Unfall kommen, sollten die Unfallstelle gesichert und die Polizei gerufen werden. Verletzten Tieren sollten sich Fahrzeuginsassen nicht nähern. Den Unfallort ohne Meldung zu verlassen, kann laut Angaben des Regierungspräsidiums rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen.

Jährlich sterben in Hessen rund 15.000 Rehe bei Verkehrsunfällen, in ganz Deutschland sind es etwa 210.000 Tiere. Nicht selten erleiden bei Unfällen auch Fahrzeuginsassen Verletzungen. Es können hohe Schäden entstehen. lhe.

„Ich verstehe den Fußball in all seinen Facetten“

Stürmer Hugo Ekitiké will niemanden nachahmen. Der Franzose orientiert sich heute nur an seinen Vorstellungen und Zielen. Das Wichtigste für ihn ist Spielintelligenz. Unter seinem Namen soll ein weiteres Kapitel in der ruhmreichen Eintracht-Geschichte dazukommen.

Foto Picture Alliance/dpa

Herr Ekitiké, im Kader der Eintracht stehen mit Ihnen sechs Spieler, die in der „Grande Nation“ groß geworden sind. Wie viel frankophoner Einfluss geht von Ihrer Gruppe aus?
Es fiel mir gerade zu Beginn auf jeden Fall leichter, dass schon ein paar meiner Landsleute hier waren. Es hat mir auch bei der Integration in die Mannschaft geholfen, da alle sehr sympathisch sind und mich mit offenen Armen empfangen haben. Auch dadurch gefällt es mir bei der Eintracht sehr gut, aber nicht nur wegen der Mitspieler, die wie ich mit der Muttersprache Französisch aufgewachsen sind. Wenige Tage, nachdem ich meinen Vertrag in Frankfurt unterschrieben hatte, feierte Omar Marmoush am Abend seinen 27. Geburtstag. Ich wurde von ihm direkt eingeladen. So war der Einstieg zusätzlich mit einer Menge Spaß verbunden. Es ist aber kein Muss, dass wir französischsprachigen Spieler trotz aller Sympathie, die wir füreinander haben, immer etwas gemeinsam machen. Wenn sich etwas anderes anbietet, bin ich dafür auch offen. Ich komme sehr gut klar mit allen Mitspielern, ganz gleich, welche Nationalität sie haben und welche Sprache sie von Haus aus sprechen. Wir sind ein Team, und das merkt man dann auch bei Gelegenheiten abseits des Platzes, in denen wir harmonieren. Es wäre mir ein Vergnügen, mit jedem meiner Mitspieler auch mal privat etwas zu unternehmen. Doch in erster Linie bin ich wegen des Fußballs hier und nicht um in Restaurants zu gehen. Wir stecken mitten in der Vorbereitung, da freue ich mich nach den langen Tagen mit dem vollen Trainingsprogramm abends auf etwas Ruhe, um mich optimal regenerieren zu können.

Sie stechen aus dem großen Kreis der Eintracht-Profis durch ihre rot gefärbten Haare heraus. Was soll uns die Signalfarbe sagen?
Ich trug sie auch beim letzten Spiel in der alten Saison, im Mai beim 2:2 gegen Leipzig, schon so. Da wollte ich etwas Besonderes machen, auch weil es für Makoto Hasebe und Sebastian Rode, die zwei wirklich tolle Mitspieler gewesen sind, der letzte Auftritt im eigenen Stadion war. An der Farbe habe ich dann in meinen Ferien nichts geändert. Erst hatte ich noch überlegt, eine hellere Kolorierung zu wählen, um so ähnlich rot-blond auszusehen wie Hugo Larsson, doch das habe ich dann doch lieber gelassen (lacht). Und so, wie es nun ausschaut, passt es ganz gut. Ich lasse es erst mal so.

Wie haben Sie die Europameisterschaft verfolgt?
Ich habe alles intensiv beobachtet. Ich bin nicht nur ein Fußballspieler, sondern auch ein großer Fußballfan. Für mich ist es ein Muss, so ein bedeutendes Turnier jeden Tag ausgiebig zu verfolgen, denn mich interessiert alles daran. Mein Fokus war zunächst vor allem auf die französische Mannschaft gerichtet, doch auch Spanien, England und Deutschland habe ich mir genau angesehen. Es macht mir Spaß, die unterschiedlichen Spielweisen zu betrachten, die ballsicheren Kombinationen der Spanier, die Defensivideen der Franzosen, oder wie sich die Deutschen sehr mutig und hochmotiviert den Aufgaben gestellt haben. Im Stadion war ich nicht. Ich habe es am Bildschirm geschaut, im Urlaub mit meinen Brüdern und Cousins. Erst war ich mit ihnen in Spanien und dann in Italien. In Miami habe ich meinen Urlaub beendet. Ich war die ganze Zeit über gut informiert über die Geschehnisse bei der EM.

Ist die EM in vier Jahren, die in England, Schottland, Wales, Nordirland und Irland ausgetragen wird, für Sie ein Ziel, das Sie antreibt?
Selbstverständlich ist das ein Gedanke, den ich im Hinterkopf habe. Aber nicht in dem Sinne, dass ich es mir heute unbedingt als Vorsatz vorgenommen habe. Ich bin so selbstbewusst, dass ich mich nicht verstecken möchte, und kann ganz klar sagen, dass ich die Ambitionen habe, dann dabei zu sein. Doch es wäre nicht richtig, darüber zu reden, was die ferne Zukunft bringen soll. Ich weiß, dass ich viel investieren muss. Da zählen Worte nichts, denn nur durch gute Leistungen kann dieser Traum, sein Heimatland bei einem großen Turnier zu vertreten, in Erfüllung gehen.

Welche Spieler haben Sie bei der EM am meisten beeindruckt?
Ich habe mich beim Anschauen nicht so sehr auf einzelne Spieler konzentriert, weil ich lieber die Spiele als solche auf mich wirken lassen wollte. Aber klar, es sind welche dabei gewesen, die aus der Masse herausragten: Jamal Musiala ist ein toller Spieler, auch was Ilkay Gündogan macht, finde ich beeindruckend. Das Auftreten der spanischen Mannschaft mit Spielern wie Pedri, Rodri, Lamine Yamal oder auch Nico Williams war absolut überzeugend.

Welche taktischen Trends und Entwicklungen haben Sie bei dem Turnier gesehen – und gab es Inspirationen, die sie nun in Ihr Spiel einfließen lassen möchten?
Da kann ich keine generelle Aussage treffen. Aber ich schaue schon wirklich sehr genau hin. Es gab beispielsweise bestimmte Ballannahmen oder auch Körpertäuschungen, die ich wahrgenommen habe, Fußstellungen beim Passspiel oder schnelle Bewegungen auf engstem Raum. Mir ist aber wichtig, einen eigenen Stil zu haben und ihn zu verfeinern, nicht irgendetwas zu kopieren.

Bei der Eintracht standen in der jüngeren Vergangenheit viele erfolgreiche Angreifer unter Vertrag: Kolo Muani, Haller, Jovic oder Silva. Welchem Stürmertyp ähneln Sie am meisten?
Ich habe einige Videos meiner Vorgänger gesehen, welche alle auf ihre eigene Art und Weise beeindruckend waren. Sie haben dadurch einen Teil dazu beigetragen, wo der Verein jetzt steht. Aber auch in diesem Fall gilt: Ich ahme nichts nach, sondern möchte durch meine eigene Art und meine eigene Spielweise ein weiteres Puzzleteil zum Gesamterfolg von Eintracht Frankfurt beitragen. Mich treibt der Wunsch nach Erfolg an. Ich bin zu diesem Verein gekommen, weil ich weiß, was hier in der Vergangenheit an großen Siegen gefeiert wurde. Genauso möchte es ich es auch erleben. Mir geht es ums Gewinnen, und ich versuche, besser zu sein als meine berühmten Vorgänger. Ich möchte, dass in Zukunft unter meinem Namen ein weiteres Kapitel in der ruhmreichen Geschichte von Eintracht Frankfurt hinzukommt.

Hatten Sie in Ihrer Jugend ein Vorbild?
Als ich jünger war, haben mich Pogba, Neymar, Messi und Ronaldo begeistert. Sie haben jeder auf seine Art dem Fußball sehr viel gegeben und waren Impulsgeber. Ich schaue noch heute regelmäßig Videos mit Highlights von ihnen an. Es beeindruckt mich nach wie vor, was für eine Klasse sie verkörpert haben und teilweise nach wie vor verkörpern. Zu Stars, wie sie es sind, habe ich als kleiner Junge aufgeblickt. Aber heute orientiere ich mich nur an meinen Vorstellungen und Zielen. Nach Jahren, in denen eher spielstarke Offensivleute im Fokus standen, sind inzwischen „echte Neuner“ wieder gefragt: Wie wichtig ist der klassische Mittelstürmer heutzutage? Am Ende liegt es am Trainer, der vorgibt, welches System gespielt werden soll. Ein Stürmer wird seit jeher vor allem an Statistiken wie den erzielten Toren gemessen. Ich weiß, dass ich immer wieder beweisen muss, dass von mir Torgefahr ausgeht. Ich bin aber nicht traurig, wenn ich mal in einem Spiel kein Tor geschossen habe und wir trotzdem gewonnen haben. Es macht mich auch glücklich, wenn mir dafür Vorlagen gelungen sind, die Mitspieler zu Toren verwerten konnten. Fußball ist ein Teamsport, man muss selbstverständlich bis zur letzten Sekunde zielstrebig bleiben. Egoismus ist fehl am Platz.

Welche Eigenschaften braucht ein Mittelstürmer in jedem Fall?
Für mich geht es nicht in erster Linie um individuelle Merkmale wie Schnelligkeit, körperliche Robustheit oder Abschlussstärke. Natürlich schadet das nicht. Das Wichtigste ist Spielintelligenz, die man sich aneignen kann und muss. Klar ist ein gewisses Talent ebenfalls wichtig, sonst könnte es jeder machen. Aber Stürmer sind nicht unbedingt immer die schnellsten Spieler auf dem Platz. Für mich ist es deshalb von essenzieller Bedeutung, dass ich weiß, wie ich mich bewegen muss und wann ich in welche Zonen zu laufen habe, um eine Vorlage zu geben oder ein Tor zu erzielen.

Zwölf Tore im ersten Test

Nach beinahe zwei Wochen, in denen die Eintracht-Profis ausschließlich trainiert haben, standen sie am Samstag das erste Mal auf dem Fußballplatz, um ein Spiel zu bestreiten. Das ist ihnen, erwartungsgemäß, erfolgreich gelungen. Gegen den TSV Heusenstamm kamen die Spieler von Trainer Dino Toppmöller zu einem 12:0-Sieg. Die Treffer gegen den Amateur-Gegner, der in der Kreisoberliga Offenbach antritt, erzielten Uzun (3), Chaibi und Matanovic (jeweils 2), Marmoush, Götze, Collins, Skhiri und Larsson (jeweils 1). Der Däne Kristensen, der am Freitagabend von Leeds United zunächst für eine Saison ausgeliehen wurde, war noch nicht mit von der Partie. Der Rechtsverteidiger soll im Trainingslager in den Vereinigten Staaten Bekanntschaft mit seinen neuen Kollegen machen. Die Eintracht bezieht an diesem Montag ihr Quartier in Louisville/Kentucky. Im Rahmen des knapp zweiwöchigen Aufenthalts sind zwei weitere Formüberprüfungen geplant: In der Nacht zu Freitag (3.30 Uhr MESZ) steht die Begegnung mit dem mexikanischen Erstligateam FC Juarez an, und am 31. Juli (2 Uhr MESZ) geht es gegen Louisville FC. mah.

Ist das Ihre wichtigste Qualität?
Ich verstehe den Fußball in all seinen Facetten, denn ich würde behaupten, dass ich ein vielseitiger Spielertyp bin. Aber meine Entwicklung ist noch lange nicht zu Ende. Ich habe gelernt, dass man immer hart an sich selbst arbeiten muss, um den nächsten Schritt gehen zu können. Dann ist alles möglich, und das ist das, was ich mit Eintracht Frankfurt zeigen möchte.

Ihre Wechselgeschichte zur Eintracht war eine langwierige. Wie geht man in so einer Phase mit dem Transferpoker um?
Ich bin im vorigen Sommer in Paris geblieben, weil ich Geduld zeigen wollte. Ich hatte darauf gehofft, eine Chance zu erhalten, um zu zeigen, was ich kann. Diese Chance habe ich leider nicht bekommen. Ich bin grundsätzlich niemand, der große Sprüche klopft. Meine Stärke ist das Fußballspielen. Ich liebe diesen Sport so sehr, dass ich jeden Tag auf dem Platz stehen und mich dem Wettbewerb stellen möchte. Als sich dann die Möglichkeit auftat, nach Frankfurt zu wechseln, habe ich mich sehr gefreut und habe dies als große Chance gesehen.

Als Sie in der Winterpause eintrafen, waren die Erwartungen hoch, und die allgemeine Enttäuschung war groß, dass Sie nicht auf Anhieb als Startelfkandidat zur Verfügung standen. Was war bei PSG los, dass man Sie am Ende nicht mehr hat mittrainieren lassen?
Trainer Dino Toppmöller hatte recht, als er damals sagte, dass ich Zeit benötigen würde. Er wusste, aus welcher Situation ich kam. Über meinen Abschied aus Paris möchte ich nicht mehr sprechen, denn dieses Kapitel ist beendet, und ich schaue nur nach vorn. Ich bin nun ein glücklicher Spieler von Eintracht Frankfurt und möchte unseren Fans Woche für Woche Freude bereiten.

Haben Sie denn in Ihrem ersten Jahr bei PSG etwas von Neymar und Messi lernen können, an deren Seite Sie spielten?
Generell habe ich bei PSG sehr viel mitgenommen. Die Erfahrungen, die ich dort sammeln durfte, waren sehr wertvoll und werden mir im Verlauf meiner weiteren Karriere sicherlich helfen. Ich habe Neymar und Messi als absolute Topstars kennen- und schätzen gelernt. Wir hatten zusammen eine gute Zeit, denn ihr Verhalten mir gegenüber war auch immer respektvoll und angenehm.

Gegen Augsburg am 28. Spieltag der vergangenen Saison gelang Ihnen nach achtwöchigem Anlauf der erste Treffer. Im Rückblick: Wie schwer war es, in Frankfurt Fuß zu fassen?
Der Fußball, der in Frankreich gespielt wird, unterscheidet sich durchaus von dem in Deutschland. Es brauchte daher eine gewisse Eingewöhnungszeit. In der Bundesliga wird auf jeden Fall intensiver gespielt. Das kannte ich zuvor in der Form noch nicht. Die Partien sind ausgeglichener. Zweikämpfe werden energischer geführt, überhaupt wird vom ganzen Team verlangt, dass jeder Einzelne ein besonderes Augenmerk auf die Verteidigung beziehungsweise die Rückwärtsbewegung legt. Eine solche Umstellung klappt nicht innerhalb von kürzester Zeit, wenn man jahrelang ein anderes Spiel gewohnt war. Aber ich kann sagen: Ich bin gut aufgenommen worden, weiß genau, was von mir erwartet wird. Ich fühle mich hier sehr wohl.

Am Ende standen vier Treffer und zwei Vorlagen in Ihrer Bilanz der halben Saison, und es gab zusehends Lob von Kollegen und dem Trainer. Ist dadurch der Druck nun größer, weil erwartet wird, dass Sie wieder liefern müssen?
Ich gehe mit Spaß und Freude auf den Platz, das kann ich versprechen. Mit den Jungs zusammen wollen wir eine erfolgreiche Zeit haben und unsere Fans glücklich machen. Die Erwartungshaltung belastet mich überhaupt nicht. Im Gegenteil: Es spornt mich zusätzlich an. Wenn ich gesund bleibe, was ich sehr hoffe, kann es eine tolle Saison werden.

Bei der Eintracht gibt es nun mit Can Uzun und Igor Matanovic zwei junge Stürmer, die in der zweiten Liga für viel Aufsehen gesorgt haben. Und Trainer Toppmöller versprach mehr Tore. Wie nehmen Sie den neuen Konkurrenzkampf wahr?
Sehr positiv. Ich glaube an meine Stärken und weiß, dass ich mit jedem meiner Mitspieler gut klarkommen kann. Can zum Beispiel spielt bevorzugt eine Position, bei der er sich eher ein bisschen hinter den Spitzen aufhält und dann von dort aus vorstößt. Interner Wettbewerb gehört immer dazu, den nehme ich gern an, da er jeden einzelnen Spieler auch besser macht.

Was erwarten Sie von sich und dem Team?
Ich möchte als die beste Version meiner selbst ein wichtiger Teil der Mannschaft sein. Wenn ich dann erfolgreich bin, trage ich meinen Teil zu unserem Gelingen bei. Den sechsten Tabellenplatz haben wir uns im wahrsten Sinne des Wortes erarbeitet. Hartnäckige Arbeit zahlt sich aus. Ansonsten ist es viel zu früh, über Ziele im Detail zu sprechen. Wir haben vor Kurzem erst mit der Vorbereitung angefangen, setzen diese nun in den USA fort und lernen uns als Team mit den Neuzugängen dabei noch besser kennen. Es warten viele intensive Trainingseinheiten – aber genau das ist nötig, um später von den Grundlagen, die dabei gelegt werden, profitieren zu können.

Sie sagen über sich selbst, dass Sie sich permanent verbessern wollen. Ist dieser Anspruch eine Grundvoraussetzung, um sich auf hohem Niveau zu behaupten?
Es ist auf jeden Fall mein Mindset. Ich bin definitiv noch nicht der, der ich sein kann. Das weiß ich. Aber in jedem Training arbeite ich hart daran, dem Optimum näherzukommen. Jeder kleine Schritt bringt mich näher an mein großes persönliches Ziel.

Am 26. Juli beginnen in Ihrem Heimatland die Olympischen Spiele. Mit welchem Gefühl blicken Sie den Ereignissen bei diesem Welt-Sportereignis in Paris entgegen?
Mit großem Interesse, gar keine Frage. Ich spiele professionellen Fußball, liebe aber den Sport in all seinen Facetten durch und durch. Ich bin mir sicher, dass dies ein großartiges Event werden wird. Ich kenne viele Olympioniken, die dort teilnehmen, persönlich, gerade in der französischen Fußballmannschaft. Wenn ich nach den Einheiten im Trainingslager in Kentucky nicht direkt müde ins Bett falle, werde ich versuchen, trotz Zeitverschiebung einiges von Olympia mitzubekommen.

Das Gespräch führte **Marc Heinrich.**

Naives Verhalten

Von Peter H. Eisenhuth

Zweieinhalb Wochen sind seit dem Mainzer Trainingsauftakt vergangen, und seither hat sich die gute Stimmung am Bruchweg weitgehend verflüchtigt. Der Japaner Kaishu Sano, der mit viel Vorschusslorbeer verpflichtete Nachfolger Leandro Barreiros im Mittelfeld, der eigentlich jetzt ins Mainzer Training einsteigen sollte, sitzt in seiner Heimat im Gefängnis. Er soll mit zwei Freunden eine Frau vergewaltigt haben. Die Nachrichtenlage ist dünn, angeblich hat der 23-Jährige die Tat inzwischen zugegeben. Das würde bedeuten, dass die 05er nicht nur einen passenden Ersatz benötigten, sondern die an Sanos vorherigen Arbeitgeber, die Kashima Antlers, gezahlten rund 2,5 Millionen Euro Ablöse in den Sand gesetzt hätten.

Vorwerfen kann man der Mainzer Führung in diesem Fall nichts. Gleichwohl handelt es sich um eine enorme Summe für einen Klub, dessen Etat in den vergangenen Jahren knapp bemessen war und der sich das Engagement des aus der Fußballrente geholten Josuha Guilavogui und die Verpflichtung des bislang gefloppten Marco Richter aus Berlin sehr viel Geld kosten ließ.

Und dann ist da noch die Sache mit Anwar El Ghazi, der in drei Einsätzen nur auf 50 Minuten Spielzeit kam. Ihn stellten die Mainzer wegen dessen israelfeindlichen Instagram-Posts nach dem Hamas-Massaker am 7. Oktober zunächst frei, dann begnadigten und schließlich feuerten sie ihn. Das Arbeitsgericht erklärte die Kündigung für unwirksam, der Verein muss knapp 1,7 Millionen Euro Gehalt nachzahlen. Vom Urteil zeigten sich nicht nur die Klubspitze und Vereinsanwälte überrascht, ob es in zweiter Instanz Bestand hat, ist fraglich. Die Begründung jedenfalls, die 05er hätten die Kündigungsfrist um drei Tage überschritten, erscheint fragwürdig.

Nach wie vor rätselhaft bleibt jedoch, warum der Verein Aussagen veröffentlichte, mit denen El Ghazi sich intern von seinem Post distanziert haben soll, ohne sich diese von ihm schriftlich bestätigen zu lassen. Das war naiv – und ermöglichte es dem 29-Jährigen, postwendend zu behaupten, die Worte seien ihm in den Mund gelegt worden, er stehe zu seinen ursprünglichen Aussagen. Alles andere hätte dem Niederländer mit marokkanischen Wurzeln in seinem privaten Umfeld entgegenschlagen können.

Finanziell könnte sich der Schaden dennoch in Grenzen halten. Vorausgesetzt es findet sich ein Verein, der an El Ghazi interessiert ist und den Mainzern finanziell ein Nullsummengeschäft beschert.

Rassismus-Vorwürfe

SCHWÄBISCH HALL Rassismus-Vorwürfe gegen einen Jugendspieler von Eintracht Frankfurt haben bei einem Nachwuchsturnier in Schwäbisch Hall offenbar für Aufregung gesorgt. Wie die „Bild“-Zeitung berichtet, soll ein Jugendspieler des FC Liverpool behauptet haben, von einem U19-Spieler der Eintracht rassistisch beleidigt worden zu sein. Die Engländer waren daraufhin beim Stand von 1:1 vom Platz gegangen, das Spiel wurde mit 3:0 für Frankfurt gewertet.

Laut Frankfurts Sportdirektor Timmo Hardung soll es sich aber um ein Missverständnis gehandelt haben. „Unser Spieler hat auch nach Rücksprache bekräftigt, das in der Jugendsprache geläufige Wort ‚digga’ im Zuge eines spielüblichen Vorgangs verwendet zu haben. Wir haben keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Aussage. Rassismus können wir ausschließen, es handelt sich um ein sprachliches Thema, wir hoffen daher auch bei den betreffenden Spielern und Verantwortlichen des Liverpool FC das Missverständnis aufgelöst zu haben“, sagte Hardung der „Bild“.

Das Nachwuchsleistungszentrum sei multikulturell geprägt, so Hardung weiter: „Wir haben klare Werte, die wir leben und immer wieder einfordern. Rassismus hat hier keinen Platz, trotzdem nehmen wir solch einen Vorwurf ernst.“ dpa

Geborene Spieler

B.D. Lenz Trio aus New Jersey im Jazzkeller

FRANKFURT Nichtsahnend sollte man eigentlich in kein Konzert stolpern, in den Jazzkeller schon gar nicht. Im massiven Gewölbe dieser Frankfurter Underground-Station, auferstanden aus den Ruinen der kulturhungrigen Nachkriegszeit, kann man nämlich auch im 71. Jahr seiner Existenz noch so manches erleben, was selbst gewisse fingerschnipsende und fußwippende Fans von Smooth Jazz nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch greifen ließe, um den Paragraphen über Ruhestörung nachzuschlagen. Wer beispielsweise jetzt zum Konzert des B.D. Lenz Trios aus New Jersey gekommen war und nach den wie verloren durch die sechs Gitarrensaiten flatternden alterierten Akkorden zu Jerome Kerns Standard „All the Things You Are“ dachte, das würde vielleicht im vertrauten Sophisticated-Sound von Duke Ellington und Co. so weitergehen, der konnte sein blaues Wunder erleben.

Gleich danach demonstrierte das Trio des Gitarristen B.D. Lenz mit James Rosocha am E-Bass und Joe Falcey am Schlagzeug, dass es nicht gewillt war, die wohlbekannten Highlights aus dem Great American Songbook einfach nur so herunterzubeten. Aus den scharfkantigen Eigenkompositionen des Gitarristen stachen immer wieder Akkorde hervor, die ihre Grundtöne längst hinter sich gelassen hatten und irgendwo in fernen Tonarten-Galaxien nach abweichendem harmonischen Halt suchten. Selbst in einem Song von Antônio Carlos Jobim, der sich in das eigenwillige Programm verirrt zu haben schien, versteckte sich das Bossa-Nova-Melos in den weitschweifigen chromatischen Veränderungen und bizarren Klangvarianten des Frontmannes.

Kaum aber hatte man sich entschlossen, die hohen Gedankengänge in den Elfenbeinturm der Jazzavantgarde mit zu vollziehen, wurde der Jazzrock-Hammer ausgepackt und der Keller in einen rhythmisch brodelnden Hexenkessel verwandelt. James Brown, der Godfather des Funk und Soul, hätte das Trio mit diesem unwiderstehlichen Groove sicherlich vom Fleck weg für eine seiner schweißtreibenden Say-It-Loud-I'm-Black-And-I'm-Proud-Sessions aus den späten Sechzigerjahren engagiert.

Ende der Durchsage? Weit gefehlt. Plötzlich wurde die verblüffte Hörerschaft im Keller mit funktionsharmonischen Sterntalern und melodischem Konfetti überschüttet, aus dem man unschwer die Umrisse von Billy Joels „She's Always a Woman to Me“ und „Norwegian Wood“ von den Beatles erkennen konnte. Und man fragte sich, was man mehr bewundern sollte, diese langlebigen Meisterwerke der Popmusik selbst oder die Fähigkeiten des Trios, daraus neue, hochoriginelle und kraftstrotzende Rockkunstwerke zu erschaffen.

Man merkt es den drei Musikern an, dass sie ihr Handwerkszeug und ihre packende Bühnenpräsenz in langen Jahren des Tingelns durch die Klubs und Rockschuppen geschliffen und gestählt haben. Und man spürt in jedem ihrer exakt phrasierten Instrumentalsoli und dem rhythmischen Timing, dass sie sich in allen Nischen des weitverzweigten Entertainment schlafwandlerisch bewegen können: Jazz, Rock, Rhythm & Blues, Funk, Soul – alles wird durch das Trio buchstäblich zum Worksong. Diese Musiker sind geboren worden, um zu spielen. Als Zugabe intonieren sie „The Sound of Silence“ von Simon & Garfunkel, so melancholisch und so musikalisch fein, wie es auch Bob Dylan und Joan Baez nicht besser vollbracht haben. Das können sie also auch. Und da bleibt dann auch kein Hut auf dem Kopf. WOLFGANG SANDNER

Wird nachgestaltet: *das Gorgoneion aus den Grabkammern der Via dei Cristallini in Neapel* Foto Liebieghaus

Die Geheimwaffe der Athena

FRANKFURT Ulrike Koch-Brinkmann rekonstruiert vor den Augen der Besucher eine antike Medusa im Liebieghaus. Die Forschung an den „bunten Göttern“ geht unterdessen weiter.

Von Eva-Maria Magel

War Medusa gleich dreifach Opfer? Bei Ovid, in den „Metamorphosen“, jedenfalls liest sich das so. Die schöne Gorgone wird erst von Poseidon in einem Heiligtum vergewaltigt, was wiederum Athene erzürnt, die sie in ein hässliches Monster mit Schlangenhaaren verwandelt, deren furchtbarer Blick jene versteinert, die ihr in die Augen sehen. Weshalb es Perseus nur mit einer List gelingt, ihr den Kopf abzuschlagen. An der Aigis der Athene wiederum befestigt, an einer Art Umhang, den diese trägt, wird das Haupt der toten Medusa regelrecht zu ihrer Geheimwaffe.

Ein solches Gorgoneion, ein gefasstes Medusenhaupt, wie es als Schildschmuck vielfach abgebildet ist, muss einst jenen entgegengesehen haben, die einen Blick durch die kleine Öffnung der Grabkammer C der Hypogäen an der Via dei Cristallini in Neapel geworfen haben. Genau gegenüber dem Fensterchen ist sie an der Wand angebracht, hoch über den wie Klinen geformten Gräbern: Ein dreidimensionaler Kopf, aus demselben Tuffstein gehauen wie die ganze Grabanlage, realistisch bemalt auf einem Aigis-Kranz, der in zarten Freskofarben auf die Wand aufgetragen ist. Noch weiß man nicht genau, wie sie ausgesehen haben könnte, als die Farben frisch und die Oberflächen unversehrt waren.

Daran arbeitet die Frankfurter Archäologin Ulrike Koch-Brinkmann, indem sie die Spuren der damaligen Malerei forschend nachvollzieht. Das Gorgoneion des „Ipogeo dei Cristallini“ in Neapel hat ihr Team mit einem Smartphone gescannt: „Heute geht das. Vor 15 Jahren hat man dafür noch riesige Apparate gebraucht“, sagt Koch-Brinkmann. Der Druck, der daraus entstanden ist, liegt nun auf einem Wagen im Frankfurter Liebieghaus. Seit einigen Monaten konnte das Publikum immer mal wieder zuschauen, wie Koch-Brinkmann daran geht, seine Bemalung möglichst authentisch umzusetzen.

Mehr als zehn Meter unter Straßenniveau sind die vier bestens erhaltenen, reich bemalten Grabkammern mit dem Gorgoneion 1889 bei Bauarbeiten im Garten des Palastes von Baron Di Donato entdeckt worden. Sie stammen aus dem Übergang von der griechischen zur römischen Stadt, zwischen viertem und drittem Jahrhundert vor Christus. Eine auch kunsthistorisch hochinteressante Zeit.

Zeigt, wie sie rekonstruiert: *Ulrike Koch-Brinkmann* Foto Wonge Bergmann

„Wir sehen hier ein frühes Zeugnis der illusionistischen Malerei“, erläutert Koch-Brinkmann, entstanden genau in der Zeit, in welcher der Umbruch hin zur Licht-Schatten-Malerei stattgefunden hat, mit der seit etwa um 400 vor Christus erstmals wirklichkeitsgetreue Abbildungen von menschlichen und tierischen Gestalten gelangen. Ein Thema, das Koch-Brinkmann seit ihrer Dissertation verfolgt.

Erst jetzt hat eine Stiftung ihre Arbeit aufgenommen, die den Zugang zu den Grabkammern der Via dei Cristallini ermöglicht und zugleich das neapolitanische Stadtviertel Sanità, in dem die archäologische Sehenswürdigkeit liegt, mit Teilhabeprojekten und nachhaltigem Tourismus stärken will. Damit hängt auch zusammen, dass ein Stück Neapel jetzt mitten in der Dauerausstellung des Frankfurter Liebieghauses zu finden ist. Das wiederum hat damit zu tun, dass mittlerweile die Forschung an den „Bunten Göttern“, wie die 2008 in Frankfurt gezeigte und seitdem international tourende Ausstellung heißt, weite Kreise gezogen hat. So weit, dass die Stiftung des „Ipogeo dei Cristallini“ die „Bunten Götter“ und damit Koch-Brinkmann eingeladen hat, die Medusa genau zu analysieren und ihre Farben zu rekonstruieren.

Koch-Brinkmann hat schon als Studentin der Klassischen Archäologie zusammen mit ihrem späteren Mann Vinzenz Brinkmann, heute Kurator an der Liebieghaus Skulpturensammlung, an der Vielfarbigkeit der vermeintlich weißen Antike geforscht, 1989 war die erste Rekonstruktion entstanden. Seit 2008 zum ersten Mal die „Bunten Götter“ im Liebieghaus zu sehen gewesen waren, die seither durch Museen in aller Welt touren, ist die internationale Forschung weitergegangen. Nun schlagen sich die Erkenntnisse in einer kleinen Intervention in der Dauerausstellung nieder: Das Thema der Medusa und des Gorgoneion wird immer wieder aufgegriffen, gipfelnd in der Medusa aus Neapel.

Der Abguss der Athena, die nun mit einer Multimedia-Installation in der Rotunde des Erdgeschosses zu sehen ist, geziert von einem Gorgoneion, das dem der Cristallini ähnelt, weist viele weiße Flächen auf: „Wir rekonstruieren nur, was wir wissen“, erläutert Koch-Brinkmann. Alles andere lässt sie, seit vielen Jahren mit der künstlerischen Umsetzung der Vielfarbigkeit auf den weißen Abgüssen betraut, weiß. Bis eine neue Erkenntnis bestätigt ist: „Wir machen immer weiter“, sagt sie. Derzeit arbeitet sie auch an einer Dokumentation des bisher im Langzeitprojekt „Bunte Götter“ Geleisteten, mit genauen Belegen der Befunde, der Technik, Gestaltung und Begründung für die Farbgebung an den rekonstruierten Skulpturen.

Am 25. Juli wird sie noch einmal ihre Schauwerkstatt zur Medusa öffnen und zwei Stunden lang an ihrem kleinen Tisch ihre Arbeitsweise zeigen. Wie man die Haut der Medusa grundiert, warum man etwas Ägyptisch Blau, den ersten synthetischen Farbstoff, ins Weiß mischt, damit die Augen klarer wirken. „Nach vielen Tests bin ich eher der Überzeugung, dass man die Grundierung aus ungelöschtem Kalk hat trocknen lassen und dann das Pigment mit Kalksinterwasser aufträgt“, sagt Koch-Brinkmann zum Projekt, das Gesicht der Medusa zu rekonstruieren – am gedruckten Modell. Das bedeutet, dass sie in der Wahl ihrer Farbmittel und in der Arbeit selbst nicht zögern darf: „Es bleibt eine schnelle Arbeit.“ Ganz anders als die geometrische Bemalung, die sie jahrelang für die „Bunten Götter“ geleistet hat.

Etliche Schauwerkstatt-Termine hat sie schon absolviert und genießt es, mit dem Publikum ins Gespräch zu kommen. „Es ist auch schön zu sehen, wie die Besucher versuchen zu verstehen, warum falsche Bilder perpetuiert werden. Das Liebieghaus ist international eines der wenigen Museen, das konstant thematisiert, dass die Skulpturen der griechischen und römischen Antike bunt gewesen sind“, sagt Koch-Brinkmann. Vielerorts werde dagegen die längst überholte Erwartung einer „weißen Antike“ erhalten und fortgeführt.

MEDUSA, Schauwerkstatt am 25. Juli, 16 Uhr; Kinderfest „Magie der Farben und Geschichten“ am 1. September, 10 bis 18 Uhr; eine weitere Führung zur Medusa im September.

In der Geisterstimmung der Gegenwart

ELTVILLE Die Mozart-Nacht beim Rheingau Musik Festival in Kloster Eberbach zeigt Schubert als Schüler Salieris

Die erste von zwei Mozart-Nächten des diesjährigen Rheingau Musik Festivals widmete sich zum Auftakt im Kreuzgang von Kloster Eberbach früheren Werken des musikalisch Frühreifen, dessen Frühwerk im engen Sinne ins Kindesalter fiele: Hier gaben die Festival Strings Lucerne unter der Leitung von Daniel Dodds an der Violine Mozarts Ouvertüre zur Faschingsoper „La finta giardiniera“ KV 196 (1775) und das Doppelkonzert für Harfe und Flöte C-Dur KV 299 (1778) im ersten und im dritten Teil des Abends die Sinfonie Nr. 29 A-Dur KV 201 (1774).

Die Interpretation bot kaum Überraschungen, schien über Strecken uninspiriert, vielleicht auch: korrekt. Um die klassische Ausgewogenheit ins Wanken zu bringen, wäre zum Beispiel schwereres Gewicht auf Orgelpunkte und kadenzierende, bis zu chromatisierenden Abwärtsbewegungen der Flöte zu legen gewesen. Melodisches Fließen der Soli und tragendes Flussbett blieben zu kontrastlos, um die Anstöße aus der Tiefe hervorzutreiben. Gestaltungswille zeigten bewusst zurücknehmende Passagen.

Der plötzlich gedämpfte Ton kippt von glänzender Präsenz zur Drohung seines Er- und Verklingens. Die Geisterstimmung hat heutigem Ungeist mehr zu sagen als klangliche Balance. Pizzikati platzten wie Seifenblasen ins perfekte Zusammenspiel. Während Sebastian Jacots Flöte einen braven Tamino pfiff, bräuchte Magdalena Hoffmanns gläsern schillerndes, ganz unruppiges Harfenzupfen mehr Platz.

Dafür boten sich die von Flötist Henrik Wiesel übernommenen Kadenzen: In der ersten kann sich die Harfe harmonisch aus dem Fenster lehnen, in der zweiten die Führung übernehmen und in der dritten dringt sie an die Oberfläche durch bewusste Ausdünnung der Flöte in schnellen, halbartikulierten Läufen. Eine Mozart-Zugabe zur Mozart-Nacht ist passend, aber auch nicht zwingend inspiriert.

Dazwischen war die Sinfonie D-Dur „La Veneziana“ (um 1787) Antonio Salieri zu hören. Das aus Opernouvertüren zusammengestellte Werk wirbelt die klassische Symmetrie auf durch souveräne kontrapunktische Passagen und ausgereizte motivisch-thematische Arbeit von auf den Kern reduzierten Buffa-Themen in Färbung, Sequenzierung und harmonischer Tönung. Salieri war Konkurrent Mozarts in Wien, aber auch Lehrer seines Sohnes Xaver – und Franz Schuberts.

Mit Schuberts als Huldigungen Mozarts komponierter Sonatine D-Dur op. 137 Nr. 1 (1816) gaben die amerikanische Geigerin aus der Kronberg Academy Maria Ioudenitch und Pianist Jérémie Moreau die Überraschung. Ihr Konzert im Laiendormitorium bildete den Mittelteil des Abends mit zwei weiteren, die parallel das Südostwind-Ensemble mit Werken von Mozart in der Basilika und das Aretequartett im Hospitalkeller mit Streichquartetten von Mozart gaben.

Mit Mut zur Luft haucht Ioudenitch den Ton schwebend in den Saal und schmilzt das Unisono-Hauptthema in den Klavierklang ein. Das Thema des zweiten Satzes tönt wie eine Heimsuchung – weder technisch gespielt noch expressiv, sondern einsenkend. Im gleichen gespenstischen Unisono eröffnet Mozarts Violinsonate e-Moll KV 304 (1778). Wieder verschmilzt das klangradikale Duo. Und während Ioudenitch Orgelpunkte in der Tat dem Klavier entgegenorgelt, nimmt sie das Thema des zweiten Satzes an der Untergrenze des Tons, wie Moreau die hineingetupften Akkorde. Sie können auch gegeneinander. JIM IGOR KALLENBERG

Fantasie

Mozart-Hasser

Von Guido Holze

Es gibt musikalisch gebildete Menschen, die mit der Wiener Klassik und selbst mit den größten Vertretern dieses Stils, mit Haydn und Mozart vor allem, ihre Schwierigkeiten haben. Deren Musik erreicht sie gefühlsmäßig nicht, weil sie etwas Objektives hat, sozusagen klingender Rationalismus ist. Ganz simpel ausgedrückt: Haydn und Mozart hätte es persönlich noch so schlecht gehen können, es hätte sich nie direkt und ungefiltert in ihrer Musik niedergeschlagen. Diesen Schritt, der durchaus den Übergang zur Epoche der Romantik bedeutet, vollzieht erst Beethoven in seinen letzten Jahren. In seinen späten Streichquartetten findet sich äußerst subjektive Musik, die das Leiden des in seiner Taubheit isolierten Komponisten in nicht immer genussvoll schöne Töne kleidet, ja abstoßend bittere Realität vor Ohren führt.

Nun weiß man nicht, in welche Richtung Mozart sich entwickelt hätte, hätte er länger gelebt und wäre er nicht 1791 mit 35 Jahren gestorben. Man muss sich das immer mal wieder klar machen: Wäre Mozart wie Haydn 77 Jahre alt geworden, so hätte er noch den jungen Schumann, Chopin, Liszt und Wagner kennenlernen können. Mozarts c-Moll-Fantasie für Klavier KV 475, entstanden 1785 in Wien, ist ein Werk, das eine mögliche spätere Richtung von ihm andeuten könnte und in seiner subjektiven Gefühlstiefe zukunftsweisend ist.

Umgekehrt wird oft vergessen, dass Haydn (1732-1809) und der langlebige Barockmeister Telemann (1685-1767) ganze 35 Jahre lang parallel tätig waren. Der Stilwandel wird bei beiden deutlich und ist gerade für die Freunde der Barockmusik so schwer nachvollziehbar: Wie komplex ist die barocke Polyphonie nach Art Bachs im Vergleich zu der oft kindlich einfachen Musik der Wiener Klassik! Bei Bach verknoten sich in den Klavierwerken die Finger im Stimmengewirr, bei Mozart klimpert die linke Hand Alberti-Bässe, simpelste Begleitfiguren.

Klar ist, dass mit Bach die Polyphonie an einen Endpunkt kommt. Überboten werden kann das, was er in seinem späten Zyklus „Die Kunst der Fuge“ zeigt, im selben Stil nicht mehr. Der Wandel zum Einfachen vollzieht sich so bewusst in Abkehr vom „Schwülstigen“ der Barockzeit. Er korreliert mit dem Geist der Französischen Revolution. Das Volk wird bestimmend, das geistig Elitäre der Adelshöfe tritt nach und nach in den Hintergrund. Das alles kann durchaus eine Hörhilfe für Wiener-Klassik-Hasser sein, wenngleich es die emotionale Ebene nicht berührt. Nur eines muss wohl jeder anerkennen: Dinge einfach zu formulieren, ist eine hohe Kunst. Und das kann Mozart wie kein Zweiter, zudem in bestem Timing.

Kurz & klein

Live-Musik vor der Schirn

An drei Donnerstagen, am 1., 8. und 15. August, lädt die Frankfurter Kunsthalle Schirn wieder zu ihren „Summer Hangouts“ ein: Bei freiem Eintritt können die Besucher jeweils von 19 Uhr an auf den Treppen vor der Schirn Live-Musik von Jaraya und Omar Zyami, Husam al-Ali, Bakr Khleifi, Kaleo Sansaa, DJ MWAH und den Fo Sho Sisters hören. Wer ein Ausstellungsticket hat, kann an einer Führung von 18 Uhr an durch die aktuelle Ausstellung „Casablanca Arts School“ teilnehmen. Die Schau ist mittwochs und donnerstags bis 22 Uhr geöffnet. gui.

Podiumsgespräch bei RAY

Zur Triennale der Fotografie RAY gibt es am Mittwoch, 31. Juli, von 18 Uhr an im Frankfurter Museum für Moderne Kunst, Domstraße 10, ein Podiumsgespräch mit Jyoti Mistry und RAY-Kuratorin Celina Lunsford. Der Eintritt ist frei, eine Anmeldung nicht erforderlich. Die 1970 geborene Südafrikanerin Jyoti Mistry ist eine preisgekrönte Künstlerin und Filmemacherin. Ihre Arbeiten bewegen sich zwischen traditionellem Kino und Installation. Ihr Projekt „Cause of Death“ (2020) ist Teil der Ausstellung „RAY Echoes. Emotion“ im Museum Angewandte Kunst. gui.